Gs
2322

-12-

12/1

Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann. XVII. B.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Ein Kaffer u: ein Kafferin.

Siebenzehnter Band.
Mit einer Karte des Hottentottenlandes.

Frankfurt am Main, 1797
in der Hermannschen Buchhandlung.

Innhalts-Verzeichniß
dieses siebenzehnten Bandes.

Beschreibung des Hottentottenlandes.

II. Schilderung der Hottentotten, ihrer Leibesgestalt, ihres moralischen Karakters, ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungeu. Seite 3.

§. 1. Name, Anzahl, Leibesgestalt und sittlicher Karakter. S. 7.

§. 2. Lebensart und Nahrung, Speise und Trank. S. 15.

§. 3. Wohnung und Kleidung, Puz und Verunstaltung. S. 23.

§. 4. Haus- und Landwirthschaft, Künste und Handwerke. S. 33.

§. 5. Heurathen. Zustand der Weiber. Geburt und Erziehung der Kinder. S. 55.

§. 6. Besondere Gebräuche. Belustigungen. S. 64.

§. 7. Krankheit. Tod. Begräbniß. S. 68.

§. 8. Politische Verfassung. Justiz- und Kriegswesen. S. 72.

§. 9. Religiöse Meinungen und Aberglauben. S. 77.

§. 10. Sprache. S. 80.

§. 11. Verschiedenheit der Volksstämme. S. 98.

Anhang.

Le Vaillant's zweite Reise durch das Hottentottenland, in den Jahren 1784 und 1785. S. 117 bis Ende.

Die zu diesem Bande gehörige Karte vom Hottentotlande kann erst mit dem 19ten Bande dieses Werks geliefert werden.

Beschreibung
des Hottentottenlandes.

II.
Schilderung
der
Hottentotten,
ihrer Leibesgestalt, ihres moralischen Karakters, ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen.

Den Beschluß der Beschreibung des Hottentottenlandes machen wir, unserm Plane gemäß, mit einer ausführlichen Schilderung seiner Ureinwohner der Hottentotten. — Das Gemälde, das uns die Völkerkunde in der Beschreibung dieses Volkes darstellt, ist seiner Eigenheiten wegen interessant genug, um die Aufmerksamkeit des Menschenforschers zu fesseln.

Um diese Schilderung gehörig auszumalen sind hier die neuesten und zuverlässigsten Schriftsteller, die auch bei dieser ganzen Abtheilung vorzüglich gebraucht wurden, nämlich Menzel, Thunberg, Sparrmann, Patterson und Le Vaillant sorgfältig verglichen und benüzt worden. Die älteren und minder vorzüglichen Schriften von Kolbe, de la Caille und Anderen sind zwar dabei nicht aus der Acht gelassen, nur aber vorsichtiger zu Rathe gezogen worden.

Auch hier findet sich zum Troste der Aufklärung die Bemerkung bestätigt, daß in unserer neueren Völkerkunde, die Völker alle, die sonst als die rohesten Barbaren geschildert wurden, in einem mildern Lichte erscheinen, seit Seefahrer und Erdforscher angefangen haben, auch den Neger und den Indier für einen Menschen ihrer Art, für ihren Mitbruder zu erkennen.

Je mehr die Vorurtheile schwinden, desto heller glänzt das Licht, und je aufgeklärter die Reisebeschreiber sind, desto menschenfreundlicher betrachten sie auch andre Völker, die so sehr von uns gebildeteren Europäern verschieden sind.

Diese Schilderung der Hottentotten soll einen Beleg dazu geben.

Schilderung der Hottentotten.

§. 1.

Name, Anzahl, Leibesgestalt und sittlicher Karakter.

Die Nazion, welche man bei Entdekkung des Vorgebirgs der guten Hoffnung daselbst vorfand, und die noch zum Theil zwischen den äusseren Wohnpläzzen der Kolonisten ihren Siz hat, großentheils aber in das Innere des Landes zurükgedrängt ist, hat unter dem Namen Hottentotten die Aufmerksamkeit aller zivilisirten Nazionen in hohem Grade auf sich gezogen. Jemehr die Reisebeschreiber Fabelhaftes, Unrichtiges, Halbwahres von derselben berichteten; je dummer, viehischer, schmuzziger sie diese unsre neuaufgefundenen Brüder in ihren Schilderungen darstellten, desto mehr wollte man sich von ihnen erzählen lassen, und der Menschenforscher ward in Ansehung dieser Rasse schändlich hintergangen und irre geführt. Nach und nach hat sich nun durch die Bemühungen edler Menschenfreunde, welche die Natur und Sitten dieses Volkes mit philosophischem Blikke zu untersuchen Gelegenheit fanden, Vieles in diesem Theile der

Völkerkunde zum größten Vortheil dieses verkannten Bruderstammes aufgeklärt, so daß er jezt, wo nicht in einer ganz liebenswürdigen, doch weit achtungswerthern Gestalt erscheint, als in vorigen Zeiten.

Ueber den Ursprung des Namens, den man dieser Nazion beigelegt hat, läßt sich nichts mit Sicherheit bestimmen. Tachard gibt ihn (in seiner Reise nach Siam) für einen Scheltnamen aus, den dies Volk von den Europäern bekommen hätte, weil es dies Wort beständig im Munde führte, wenn es einem Fremden begegnete; und nach Merklin (in s. Reise nach Ostindien) sollen sie sich dieses Wortes bei ihren Freudenfesten und Tänzen oft bedienen, und davon den Namen bekommen haben. Dapper und Kolbe sagen, man habe besonders die Worte Hottentottum Brokqua in ihren Liedern oft bemerkt; Lezterer aber gibt nicht zu, daß der Name dieser Nazion ein Scheltwort sei. *) Neuere Reisende befassen sich gar nicht mit der Etymologie dieses Namens. — Die Hottentotten nennen sich in ihrer Sprache Khoé—khoep, nämlich in der einfachen Zahl. **)

In so vielerlei Völkerschaften, Stämme und einzelne Horden sich diese Nazion auch abtheilt, ***)

---

*) Beschr. d. V. III. 10.

**) Le Vaillant S. 295.

***) Siehe unten §. 11.

so ist ihrer doch im Ganzen keine sonderlich große Anzahl. Denn ihre Dorfschaften, in welchen man sie höchstens zu 200 Seelen stark antrift, sind oft sehr weit von einander entlegen. *) Ueberhaupt kann ein von Hirtenvölkern bewohntes Land nie viele Menschen fassen. Indessen wäre es doch falsch, wenn man annehmen wollte, daß die Kolonisten von ihrer vereinten Macht nichts zu fürchten hätten; und wenn man schon geglaubt hat, daß eine große, auf einen feindlichen Angriff abzwekkende Verbindung dieser kleinen Völkerschaften, wo nicht unmöglich, doch sehr schwer zu bewirken sei, so hat man doch in ganz neuern Zeiten ein Beispiel vom Gegentheile. Denn im Jahr 1783 kamen 700 Hottentotten tief aus dem Innern nach dem Kap, und erboten sich, die Küsten bei einem feindlichen Anfall zu vertheidigen. **) Und noch vor kurzem sollen sich sogar 1000 Hottentotten zum nämlichen Dienste erboten haben. ***)

Die Hottentotten sind ein Hirtenvolk; keine Krieger, keine Räuber, keine Jäger von Profession, und in Vergleich mit andern afrikanischen und amerikanischen sogenannten Wilden ein stilles, ehrliches nnd getreues Volk. Sie sind nicht ganz ohne Kunstfleiß, haben eine freie, fast unmerkli-

*) Menzel, II. S. 545.

**) Polit. Journ. 1783. S. 1157.

***) Schlözers St. Anzeigen V. B. 30 H. S. 494.

che, patriarchalische Regierungsform, kennen, ausser ihren nöthigen Geschäften beim Viehhüten und der Jagd, kein grösseres Vergnügen als Sorglosigkeit, Ruhe und Schlaf; stören einander nie durch Neid und Arglist in ihrer Privatglükseligkeit, und haben viel Sinn für gesellige Freuden. Nenne sie noch Wilde, wer da mag!

Der Farbe nach macht der Hottentotte den Uebergang vom Schwarzen zum Weissen oder umgekehrt. *) Bestimmter aber ist er gelbbraun, ohngefähr wie ein Europäer, der die Gelbsucht im höchsten Grade hat. **) In frühen Jahren ist die Farbe weit weniger dunkel, als in spätern, wo sie theils durch die Einwirkung des Klima's, theils durch das viele Fett und Ruß, womit die Haut eingeschmiert wird, mehr Schwarzes annimmt. ***) Seine Haare sind krauß, wollig, und schwarz wie Ebenholz, aber länger als die der Negern. Er schmiert sie stark mit Fett ein, und pudert sie mit Buku, wo sie denn, weil nie ein Kamm dadurch gezogen wird, lauter zusammengebakkene schwarze Knollen bilden. †) Zeigt sich eine Spur von Bart am Kinne, so rauft sich der Hottentotte denselben gewöhnlich aus. Seine

*) Beschr. d. Vorgeb. S. 85.

**) Sparrmann, S. 172.

***) De Pages, S. 477.

†) Menzel, II. S. 480.

Augbraunen aber sind schon von Natur kahl. *) In seinen Gesichtszügen hat er manches Besondre, wodurch er von andern Menschen abweicht. Seine Bakkenknochen stehen sehr weit hervor, und da sein Kopf in dieser Gegend sehr breit, der Kinnbakken hingegen ausserordentlich schmal ist, so geht sein Gesicht immer spizziger zu. Diese Bildung gibt ihm ein Ansehen von Magerkeit, indem sein Kopf gegen seinen vesten und starken Körper zu klein zu seyn scheint. Sein Auge ist groß, lebhaft, nicht zu tief im Kopfe und auch nicht hervorstehend. Seine flache Nase ist in ihrer größten Erhöhung nicht volle sechs Linien hoch; dagegen liegen seine Naselöcher sehr offen, und zuweilen höher als der Nasenrükken. Sein großer Mund ist mit kleinen, perlenartigen, blendendweißen Zähnen besezt; **) und seine Lippen sind nicht so groß als bei seinen Nachbarn, den Kaffern und Mozambikern. ***) Sein unbärtiges Gesicht gibt ihm ein weibisches Ansehen, das nebst der natürlichen Sanftheit, durch die er sich auszeichnet, ihn jenes wildstolzen Aussehens beraubt, welches doch sonst den Naturmenschen so eigen ist. †) Seine Mienen und Gebärden verrathen übrigens Gesund-

*) Le Vaillant, S. 274. Doch behauptet er wieder (S. 356.) sie rissen sich dieselben geflissentlich aus.

**) Ebenders. S. 273 u. f.

***) Sparrmann, S. 172.

† Le Vaillant, S. 274.

heit und Zufriedenheit, wenigstens ein gewisses sorgenfreies Wesen.

Was den Wuchs anbetrifft, so sind die Hottentotten so groß als im Durchschnitte die Europäer, und ihre Weiber, wie gewöhnlich um ein merkliches kleiner. *) Nach den Verhältnissen des Körperbaus haben sie eine vollkommen gute Bildung. Sie sind gewöhnlich etwas fett, und ihre vesten Muskeln verrathen es deutlich, daß ihre Kräfte nicht gering sind. Katakteristisch für ihre Figur sind überdies die sehr kleinen Hände und Füsse. **) Ihr Gang ist angenehm und gelenkig, und jede ihrer Bewegungen leicht. Im Laufen sind sie ausserordentlich schnell. Die Weiber haben zwar feinere Züge, aber den nämlichen karakteristischen Ausdruk im Gesichte. Sie sind ebenfalls wolgebildet, ihr Busen steht am rechten Orte, und in der Blüthe ihrer Jahre ist er so schön geformt, als das eitelste europäische Mädchen sich es wünschen könnte. Beim Sprechen machen sie eine Menge von Bewegungen, die ihren Armen ein anmuthiges freies Spiel geben. ***) — Ihre Lebensjahre bringen sie gewöhnlich über 60 und noch höher. Personen mit auffallenden körperlichen Gebrechen findet man nicht unter ihnen. †)

*) Menzel, II. 479.

**) Sparrmann, S. 172.

***) Le Vaillant, S. 274.

†) Menzel, II. S. 491.

Von der natürlichen Schürze der Hottentottinnen, von der man ehmals viel gefabelt hat, *) wissen wir jezt, daß sie weiter nichts als etwas erkünsteltes und eine Sache des Geschmaks ist. Le Vaillant **) fand diese sonderbare Sitte nur bei einer einzigen Horde, die sich aus Kamdebo in die Gegend der Schneeberge geflüchtet hatte, und zwar einzig bei vier Weibern und einem Mädchen. Diese sogenannte natürliche Schürze ist seiner Beschreibung nach eine Verlängerung der großen Lefzen an den weiblichen Geschlechtstheilen. Sie hat eine Länge von etwas mehr oder weniger als neun Zoll, je nachdem die Person bejahrt ist, oder je nachdem sie auf diese originelle Verzierung einen größern oder geringern Grad von Mühe verwandt hat. Bei einem Mädchen von 15 Jahren waren sie schon vier Zoll lang. Durch Reiben, Ziehen und angehängte Gewichte gelingt es diesen Schönen, sich auf eine so eigenthümliche Art auszuschmükken. Wahrscheinlich war dies ehmals Natur, was jezt bei diesen Weibern bloß Mode ist. Denn da die Hottentotten ursprünglich sich von den heissesten Ländern Afrika's, wo die Abspannung und Verlängerung der Schamlefzen sowol als der männlichen Vorhaut so groß ist, daß man die Beschneidung einführen mußte, nach der südlichsten

*) M. s. Blumenbach, de Varietate generis humani nativa.

**) S. 269 und 399.

Spizze dieses Erdtheils heruntergezogen haben, wo sich diese Form wegen des gemäßigten Klima's zu verlieren anfieng, so suchten sie das, was sie nun einmal als einen wesentlichen Theil ihrer Bildung ansahen, und die Natur ihnen jezt abschlug, durch Kunst wieder herzustellen. Indessen scheint doch diese Sitte nach und nach abzukommen; wenigstens findet man schon nichts ähnliches mehr unter den Koloniehottentotten. *)

Obgleich der Hottentotte kein trauriges und melancholisches Temperament hat, so ist er doch etwas ernsthaft **), und wegen seines phlegmatischen kalten Blutes und seiner gedankenvollen Mienen hat er den Anschein von Zurükhaltung, worin man selbst in den Augenblikken seiner größten Freude keine Aenderung an ihm wahrnimmt. Durch seine tiefe Sorglosigkeit wird er unthätig und träge. Das Vergangene vergißt er, und wegen der Zukunft ist er ganz unbesorgt. Dabei ist er gut, dienstfertig, großmüthig und gastfrei, wie nur irgend ein Volk auf Erden. Jeder Reisende findet sicher bei ihm Nachtlager und Unterhalt.

*) Menzel, II. S. 478. Sparrmann (S. 173), welcher aus der fabelhaften Schürze eine verlängerte Klitoris und schlaffe Nymphen macht, ist durch Le Vaillant und selbst auch durch Menzel, so bescheiden er auch seine Meinung vom Gegentheil einzukleiden sucht, widerlegt.

**) De Pages, S. 482.

Er nimmt an, aber er fordert nicht. *) Er ist äusserst schamhaft, wenn er nur nicht in der Nachbarschaft der Kolonisten schon an Sittlichkeit verloren hat. Sein Karakter ist durchaus sanft, und selbst bei der schlechtesten Begegnung wäre er keiner blutdürstigen Unternehmung fähig. Wenn man die Hottentotten sonst als eine äusserst elende, arme, abergläubische, wilde, träge und unreinliche Nation geschildert hat, so kam dies mehrentheils von abgeschmakten Erzählungen der Kolonisten her, die sie entweder aus Bosheit oder zum Scherze bei den Reisenden verläumdeten. Daß sie weder so dumm, noch so träge sind, als man ihnen nachsagte, bezeugen die neuesten Beobachter einstimmig. **)

§. 2.

Lebensart und Nahrung. Speise und Trank.

Diese Kinder der Natur, die keinen Begriff von Sittenlehre und Erziehung haben, folgen al-

*) Sparrmann beschwert sich jedoch über die zudringliche Bettelei einiger wilden Hottentottenstämme, besonders der Gonaquaer.

**) De Pages (S. 481.) findet ihre Gesichtsbildung sogar geistreich, und den Vorwurf der Dummheit ganz unstatthaft. Sparrmann (S. 173.) gesteht, daß diese Nazion bei vorkommenden Gelegenheiten Mun-

lein dem natürlichen Einfluße des Klima's, das ihnen die Sitten der Hirtenvölker gegeben hat; und die Gebräuche und Gewohnheiten ihrer Voraltern vertreten bei ihnen die Stelle der Gesezze. Der Hottentotte führt ein freies, ungezwungenes, höchst einfaches Leben. Die Befriedigung seiner Bedürfnisse macht ihm wenig Mühe. Reich werden zu wollen, und alle Müheseligkeiten eines größern Erwerbs zu übernehmen, fällt ihm gar nicht ein; denn er hat kaum einen Begriff von Reichthum oder Armuth. In seinem freien Zustande weiß er nicht das Geringste vom Akkerbau; er säet, pflanzt und ärndtet nicht. Die Hauptbeschäftigung, die Viehzucht und Jagd; die Verfertigung und Ausbesserung der einfachen Hütte, die er bewohnt; der wenigen Kleidungsstükke, die er trägt; seiner Waffen und Zierrathen und des ganz einfachen Hausgeräthes kosten ihn im Ganzen genommen zu wenig Zeitaufwand, als daß er sich nicht ausser dem mit Trinken, Rauchen und einem behaglichen Schlafe etwas zu gut thun könnte.

Die gewöhnlichen Speisen der Hottentotten sind Wurzeln, Kräuter und Milch. Ob sie gleich eine unzählige Menge Hämmel und Rinder haben, so schlachten sie doch die lezteren selten, ausser wenn ihnen ein Unfall zustößt, oder wenn sie vor Alter un-

terkeit und rasche Thätigkeit äussere. Le Vaillant ist ohnehin in diesem Falle, wie sonst überhaupt, ihr wärmster Vertheidiger.

unbrauchbar werden. Ausserdem geniessen sie das, was sie auf der Jagd erlegen, und schlachten bisweilen, hauptsächlich bei Feierlichkeiten, einen Hammel. Wenn sie ein Flußpferd oder einen Elefanten bekommen, wovon sie das Fleisch nicht gleich ganz aufzehren können, so schneiden sie das Uebrige in lange Streifen, und trökneu es an der Sonne ab. Der entsezliche Gestank, den dies Fleisch alsdann annimmt, hat für die Nase und den Gaumen eines Hottentotten gar nichts Widerliches. *) Wohnen sie nahe bei der See, so gehen sie auf den Fischfang und kommen selten leer zurük. Von Wurzeln werden nur wenige Arten zur Nahrung gebraucht. Zu ihren eßbaren Früchten und Wurzeln nehmen sie besonders diejenigen, von welchen sie die Stachelschweine und Paviane essen sehen, um keine giftige zu bekommen. Wo sie den Brodbaum (Cycas Caffra) finden, da nehmen sie das Mark heraus, pakken es in Schaf- oder Kühhäute, und nachdem sie es darin einige Wochen vergraben haben, knäten sie es mit Wasser zu einem Teige und bakken flache Brode oder Fladen davon. Andere rösten es bloß, und kochen davon einen Brei. **) Besonders lieben sie die wilde oder afrikanische Mandel. Sie kochen sie zwei oder drei Mal im Wasser auf, und tröknen sie nachher an der Sonne. Ohne diese Zubereitung

*) Menzel, II. S. 495.

**) Sparrmann, S. 311.

hinterläßt sie im Munde eine mehrere Tage hindurch dauernde Bitterkeit, die man durch nichts vertreiben kann. *) Die vorzüglichste Wurzel, welche von den Hottentotten genossen und Kamero genannt wird, ist so groß wie eine Melone, hat einen angenehmen süssen Geschmak, und dient vorzüglich wider den Durst. **) Als ein besonders stärkendes Mittel gebrauchen sie die Kannawurzel. Sie kauen dieselbe, halten sie lange im Munde, und berauschen sich damit, wenn sie viel auf einmal geniessen, bis zum Verlust der Besinnungskraft.

Eine Lieblingsspeise für diese Nazion sind auch die Eingeweide der Ochsen, Schafe und aller wilden Thiere, deren Fleisch sie geniessen. Das Fleisch essen sie öfter gebraten als gekocht. Wenn sie ein Stük braten wollen, so machen sie einen ziemlich großen Stein heiß, legen dann das Fleisch darauf, und dekken es mit einem andern platten Steine zu. Dann legen sie ein starkes Feuer auf dem Steine und um denselben her an, und lassen das Fleisch so liegen, bis es gahr ist, welches in kurzer Zeit geschieht. ***) Bei ihrer großen Eßlust fallen sie über das Fleisch, wie wilde Thiere, her, und zerreißen und verschlingen es in wenig

*) Beschr. d. V. St. 3. S. 16.

**) Le Vaillant, S. 253.

***) Beschr. d. V. St. 3. S. 18. Eine andere etwas verschiedene Art zu braten sehe man in Le Vaillant's Reisebeschreibung, im XVI. B. d. W.

Minuten. Im Heißhunger verzehren sie sogar die alten Schuhe der Kolonisten, die aus rohen Ochsen- und Rehhäuten gemacht sind. Dies ist aber nur der Fall bei armen Koloniehottentotten oder bei Buschmännern. Sie sengen alsdann das Haar davon ab, und lassen sie im Wasser weich werden. Dann legen sie sie auf Kohlen, und wenn sie vom Feuer eingeschrumpft sind und spröde werden, so verzehren sie dieselben. Sie verschmähen auch die Stükke von Kalbs- oder Schafhäuten nicht, womit die Frauen der Kolonisten ihre Beine zu umwikkeln pflegen. Salz und anderes Gewürz findet man in ihrer Küche nicht; doch schlagen sie auch die Speisen nicht aus, welche auf europäische Art zugerichtet sind. Gegen Hasen und Fische ohne Schuppen haben sie einen natürlichen Abscheu. Schweine halten sie zwar nicht selbst, aber das Fleisch davon essen sie doch bei den Kolonisten. Sie finden auch einen grossen Geschmak an Heuschrekken. Sie sammeln davon oft einen ziemlichen Vorrath, reissen ihnen die Flügel und Füsse ab, und tröknen sie auf Matten. *) Wenn sie einen Bienenstok entdekken, so pflegen sie zugleich die junge Bienenbrut sammt den Scheiben aufzuessen. **) Saure Milch und Wasser, beides mehrentheils mit einander vermischt, ist das Getränke des Hotten-

*) Le Vaillant, S. 380. 389.

**) Sparrmann, S. 494.

totten. Sie bereiten sich auch, wenn sie sich die Mühe geben wollen, ein berauschendes Getränk aus Honig und einer gewissen Wurzel, die sie in einer gehörigen Quantität Wasser gähren lassen. Diese Art von Meth gebrauchen sie aber nie zum gewöhnlichen Getränke, machen auch nichts in Vorrath davon, sondern trinken alles auf ein Mal. Ausserdem sind sie grosse Liebhaber von Wein, Brannt-wein und Arak. So lange der Hottentotte etwas vorräthig hat, läßt er sichs Tage und Nacht schmek-ken. Er hat keine bestimmte Zeit zum Essen, son-dern er ißt, trinkt, schläft und raucht Tabak, wann es ihm einfällt. Daher müssen die Weiber Sorge tragen, daß die Männer immer etwas zu essen finden. *)

Vom Trinken und Tabakrauchen sind Jung und Alt, Männer und Weiber, Knaben und Mäd-chen gleich große Liebhaber; besonders halten sie gar viel auf Lezteres, das ihr tägliches Vergnügen ausmacht. Sie rauchen gewöhnlich Hanfblätter, die sie Dacha oder Dakka nennen, und von den Kolonisten um einen hohen Preiß kaufen. Manche ziehen diese Blätter dem ordentlichen Tabak vor; die meisten aber mischen beides unter einander. In Ermanglung des Tabaks oder Hanfs rauchen sie auch dürre Baumblätter; ja sie verschmähen selbst den getrökneten Mist vom Rhinozeros nicht, der sehr gut brennt. In diesem Falle schmieren sie den

*) Menzel, II. S. 494.

Saft aus einer Tabakspfeife daran, um dieses einfache Fabrikat damit zu beizen. Mit europäischen Pfeifen begnügen sie sich dabei nicht, denn diese sind ihnen zu klein. Sie machen sich eigene aus Bambusrohr, aus gebrannter Erde, oder aus weichem Stein, den sie sehr tief aushöhlen, ohne ihn zu beschädigen. Je größer der Kopf und je weiter das Rohr ist, desto grössern Werth hat die Pfeife für sie. *) Die Tabakspfeifen der Buschmänner bestehen aus einem anderthalb bis zwei Fuß langen Horn von einer Elennantelope. Ein solches Horn ist hohl, und hat unten, wo es am dikſten ist, ohngefähr zwei Zoll im Durchmesser. In diese Oeffnung hält der Buschmann den Mund so hinein, daß vom Rauche nicht das geringste verloren geht. Dagegen ist er auch jedes Mal mit fünf oder sechs Zügen zufrieden, worauf Husten und Räuspern folgt, welches ihm wirklich angenehm zu seyn scheint. Dann reicht er die Pfeife seinem Nachbar, damit auch dieser auf gleiche Art sich die Lunge räuchern möge, und so geht sie immer im Kreise herum. — Der Pfeifenkopf besteht entweder aus Holz oder Stein, und stekt auf einem geraden Stiele, der in der Mitte des horizontal liegenden Hornes senkrecht eingesezt und befestigt ist. — Ihre Tabaksbeutel pflegen die Hottentotten aus dem ganzen Felle eines Lammes oder einer kleinen Antelope zu machen. Er ist so groß,

*) Le Vaillant, S. 247.

daß nicht nur die ganze Pfeife, sondern auch die Zunderbüchse und das übrige Feuerzeug nebst dem Tabak darin Raum genug haben. *)

Man hat die Hottentotten auch als sehr unreinliche Menschen verschrieen. Freilich riecht das Fett nicht zum angenehmsten, womit sie sich so fleissig beschmieren, auch gibt ihnen das Bukuiren in den Augen des Europäers nicht das reinlichste Aussehen. Allein, was nun ein Mal nicht nur Mode, sondern, wie man behaupten kann, für diese mehr nakten als bekleideten Menschen unter einem solchen Himmelsstriche Bedürfniß ist, muß man auch billiger beurtheilen, hauptsächlich da der Hottentotte, besonders der Gonaquaer, bei welchem sich die Sitten dieser Nazion am vortheilhaftesten auszeichnen, ausserdem noch keine geringe Liebe zum Puz verräth. — Unrecht ist ihnen geschehen, wenn man sie beschuldigt hat, daß sie gewisse lästige, und unter diesem Himmelsstriche sich ausnehmend vermehrende Insekten aus ihren Krossen und Bettgeräthschaften ausklaubten, und als einen Lekkerbissen verzehrten. Nach Le Vaillant **) trift man sie auch wirklich manch Mal über diesem Geschäfte, allein nicht um diese Thierchen zu verzehren, sondern bloß um sie durch das Zerbeissen mit den Zähnen geschwinde todt zu machen, wobei sie immer selbst einen Widerwillen be-

*) Sparrmann, S. 215.

**) S. 229.

zeugen. — Auch ist es falsch, daß sich die Hottentotten Arme und Beine mit frischen Gedärmen umwikkelten, und diese Bänder allmählig, so wie sie in Fäulniß übergiengen, verzehrten. Noch weniger bedienen sie sich des Kühmistes, womit sie sich bisweilen schmieren, als einer bloßen Zierde, und ihre Haut lassen sie nicht, wie man ihnen nachsagte, von Schweiß, Salben und Unflat zerfressen. Selbst die Thierhäute reinigen sie erst sorgfältig, ehe sie sich Kleider davon machen.*)

§. 3.

Wohnung und Kleidung, Puz und Verunstaltung.

Die Wohnplätze der Hottentotten muß man allezeit in der Nähe von Flüssen oder Gebüschen suchen. Hier vereinigen sich diese Naturmenschen in verschiedene Horden oder Kraale, die eben so viele unabhängige Flekken oder Dörfer ausmachen. Die Wohnungen oder Hütten, aus welchen ein solches Dorf besteht, sind der deutlichste Beweis von der Einfalt ihrer Bewohner. Gemeiniglich sind sie in einem Kreise erbaut, oder bilden sie auch mehrere halbe Zirkel, doch so, daß sie durch kleine einzelne Verzäunungen mit einander verbunden sind. Einige Hütten sind zirkelrund, andre länglichtrund, und gleichen vollkommen einem Bienen-

---

*) Le Vaillant, S. 281.

korbe. Ihre Grundfläche beträgt im Durchmesser 9 bis 10 franz. Fuß. Man findet aber auch welche, die kaum 20 bis 25 Fuß im Umkreise haben.*) In der größten Höhe, nämlich gerade im Mittelpunkte derselben kann nicht leicht ein mittelmäßig großer Mann aufrecht stehen, welches dem Hottentotten so wenig als der nur drei Fuß hohe Eingang beschwerlich ist, weil er mehr Vergnügen am Liegen als am Stehen hat. — Ein großer platter Stein, der ihre Feuerstelle ausmacht, steht allemal mitten in der Hütte. Die niedrige Thüre dient statt eines Fensters, um Licht dadurch zu erhalten, und ist zugleich der einzige Ausweg für den Rauch. Das Gerippe dieser Hütten sind dünne Stäbe, die eine ihrer Bestimmung gemäße Beugung haben, und entweder aus einem Stükke bestehen oder zusammengesezt sind. Sie werden zum Theil aufrecht, zum Theil kreuzweise aufgestellt, und zu mehrerer Vestigkeit mit andern, die in die Runde herum mit Riemen von rohem Rindleder angelegt werden, umgeben. Diese Stäbe werden alsdann mit Thierfellen, am gewöhnlichsten aber mit Matten bedekt. Die zur Thüre gelassene Oeffnung wird wol auch mit einem dazu eingerichteten Felle oder einer kleinen Matte verschlossen. **)

Der dikke Rauch, welcher diese korbartigen Wohnungen anfüllt, und ein unerträglicher, im-

---

*) Menzel, II. S. 499.

**) Sparrmann, S. 126.

merwährender übler Geruch würden einen Europäer erstikken, wenn er nur ein Paar Minuten darin bleiben wollte. Dem Hottentotten aber, der dies alles von Jugend auf gewohnt ist, fällt nicht einmal der Gedanke ein, daß seine Hütte im geringsten unbequem, und der ewige Qualm darin unangenehm sei. Zwar wohnen sie mehrentheils bei Tage nicht darin; allein sobald die Nacht einbricht, eilt ein Jeder nach seiner Wohnung, wo ein Nachtfeuer unterhalten wird. Vornehmlich sezzen oder legen sie sich gerne wie Igel zusammen gekauert in ihrem Schafpelze auf der staubbedekten Erde um ihren Heerd herum, wo sie abwechselnd schmauchen, essen und schlafen. Will der Hottentotte seine Wohnung, die er oft wegen Mangel an Nahrung oder auch wegen der Menge Flöhe verändern muß, anderswo aufschlagen, so bricht er sie ab, und legt die Stäbe, Matten und Häute davon auf einen Pakochsen, und zieht mit Sak und Pak, mit Jung und Alt weiter.

Männer und Weiber gehen fast ganz unbekleidet. Ihr größtes Kleidungsstük ist ein kleiner Pelzmantel von Schaffell, den sie Kroß nennen. Wenn es nicht sehr kalt ist, so lassen sie ihn nachläßig über die Schultern hangen, wo er ihnen dann bis an die Waden reicht, und den untern Theil der Brust, den Unterleib und den vordern Theil der Lenden und Beine ganz unbedekt läßt. Bei regnichtem und kaltem Wetter hingegen wikkeln sie ihn um, so daß dadurch auch der vordere

Theil ihres Leibes ohngefähr bis auf die Knie bedekt wird. Ist ein einziges Schaffell nicht groß genug, so stükken sie einen Lappen an, der mit einem Riemen, einer Sehne oder Darmschnur daran bevestigt wird. Diesen Mantel knüpfen sie vorn über der Brust zusammen. Bei warmer Witterung tragen sie bisweilen die haarige Seite nach aussen gekehrt, noch öfter aber nehmen sie ihn bei der Hizze ganz ab, und tragen ihn zusammengerollt auf der Schulter. Der Hottentotte wechselt nicht leicht damit ab, sondern bedient sich desselben sowol zur Kleidung, als zum Bette, wenn er Nachts auf freiem Felde liegt und bei kaltem Wetter so eng zusammen kriecht, daß er sich ganz damit umwikkelt. — Der Pelzmantel der Weiber unterscheidet sich von dem der Männer sonst durch nichts, als daß an demselben ein langer Kragen angebracht ist, den die Frauen so zusammenwikkeln, daß er einen kleinen Beutel, dessen rauhe Seite nach inwendig gekehrt ist, hinten am Halse bildet. In diesem Lappen tragen sie ihre kleinen Kinder. *)

Zur Bedekkung ihrer Blösse haben die Männer einen ledernen Beutel, in dessen Höhlung sie dasjenige verschliessen, was die Schamhaftigkeit ihnen zu verhüllen befielt. Sie nennen diesen Beutel Schakal, weil das Leder von dem Felle des Thieres genommen wird, das diesen Namen trägt. Die haarige Seite davon wird nach aussen

*) Sparrmann, S. 177.

gekehrt. Noch tragen sie zwei lederne Riemen, die gewöhnlich vom Ende des Rükgrads tief auf die Lenden herabhangen, und die Gestalt eines gleichschenklichen Dreieks haben, wovon die Spizzen an dem Gürtel vestgemacht sind. Sie werden auch beim Niedersizzen hervorgezogen, so daß sie zu beiden Seiten an dem sogenannten Schakal anschliessen.

Die Hottentottinnen bedekken sich mit weit größerer Sorgfalt als das Mannsvolk. Selben begnügen sie sich mit einer, sondern fast durchgehends haben sie zwei und sehr oft drei Bedekkungen, die sie Neuypkrossen nennen. Diese bestehen aus bereitetem und wohl eingeschmiertem Leder, und schliessen beinahe wie die Schürzen der europäischen Weiber an. Die äussere ist allezeit die größte, und hält eine Viertel= oft eine halbe Elle ins Gevierte. Gewöhnlich ist diese Hülle mit Glaskorallen und allerlei Figuren geschmükt. Sie dient bloß zum Puz und geht ohngefähr auf die halbe Lende herab. Die mittlere ist etwa um die Hälfte kleiner, und die dritte kaum größer als eine Hand. Diese soll bei der monatlichen Unpäßlichkeit gute Dienste thun. Die Weibsleute drükken diese Schürzen gewöhnlich dicht an, so daß sie auch beim Niedersizzen zwischen den Beinen vestgehalten werden. *)

*) Sparrmann, S. 176.

Auf dem Kopfe tragen die Männer gewöhnlich keine Bedekkung, als etwa bei übler Witterung, wo sie sich einer eingeschmierten ledernen Müzze bedienen. Zum Zierrath bevestigen sie auch bisweilen die Blase kleiner von ihnen erlegter Thiere über der Stirne. Diejenigen aber, welche viel mit Kolonisten im Verkehr stehen, bedienen sich europäischer Filzhüte, die sie entweder ganz niederklappen oder auf einer Seite aufschlagen. — Die Weiber gehen oft auch mit blossem Haupte; gewöhnlich aber bedienen sie sich einer kurzen Müzze von kegelförmiger Gestalt. Diese ist aus einem Segmente des Magens eines Thiers, und zwar ohne Naht verfertigt, und stark mit Ruß und Fett beschmiert. Oben auf dieser Müzze tragen sie bisweilen einen andern Kopfschmuk, der in einem länglichtrunden Kranze besteht. Dieser Aufsaz ist ungefähr 3 bis 4 Zoll hoch, und aus Büffelkuhhaut so verfertigt, daß die braunen Haare daran nach aussen zu stehen kommen. Er geht etwas nach der Stirne und eben so tief nach dem Nakken hinab, ohne daß er den obern Theil der Müzze unsichtbar machte. Die Ränder daran sind unten und oben mit einer Reihe kleiner Porzellanschnekken niedlich eingefaßt, zwischen welchen noch ein oder zwei andere Reihen, entweder parallel oder wellenförmig, in mannigfaltigem Geschmakke herumgezogen sind. Wenn der Hottentotte Schuhe trägt, so ist das Leder davon noch ziemlich roh, und die Haarseite nach aussen gekehrt. Sie bevestigen

sie mit Riemen am Fusse, und laufen sehr leicht darin. *)

Ohrengehänge pflegen die Hottentotten nicht zu tragen. Der Hals ist bei den Mannspersonen bloß, das andere Geschlecht aber weiß ihn auf eine eigene Art zu schmükken. Sein Halsgeschmeide besteht aus 8 bis 10 an einem ledernen Riemen aufgereiheten Schnekkenhäusern oder Muscheln, die ungefähr so groß als Bohnen sind, und einen weissen Glanz mit etwas großen unebenen schwarzen Flekken haben. Dieser Schmuk ist nicht nur in der That schön, sondern auch theuer, indem eine einzige Muschel nicht wolfeiler kömmt, als ein Schaf, weil sie nur an einer entlegenen Küste im Kafferlande zu finden seyn sollen. **)

Auf die Ausschmükkung des Unterleibs verwenden beide Geschlechter die größte Mühe und Sorgfalt. Europäische Glaskorallen, besonders blaue und weisse ***) von der Größe einer Erbse sind bei ihnen in einem großen Werthe. Eben deswegen wikkeln sie auch neben dem Gürtel, an welchem ihre Schürzen bevestigt sind, eine oder mehrere Schnüre von solchen Korallen mitten um den Leib.

*) Sparrmann, S. 183.

**) Ebenders. S. 180.

***) Ebenders. S. 181. Le Vaillant (S. 221.) hat gefunden, daß sie die blauen Korallen gar nicht, hingegen die rothen desto höher achten, weil jene, wie sie sagen, nicht gut auf ihrer Haut abstechen.

Ringe an Armen und Beinen machen auch einen Theil des Schmuks bei beiden Geschlechtern aus. Die meisten von diesen Ringen werden aus dikkem Leder gemacht, und gewöhnlich rund ausgeschnitten. Durch Schlagen und Feuer nehmen sie eine solche Steifheit an, daß sie jede Beugung behalten. Die Mannspersonen tragen bisweilen fünf oder sechs an den Armen, unmittelbar über der flachen Hand, und zwar mehrentheils messingene, elfenbeinerne und lederne unter einander; an den Beinen aber findet man dies Geschmeide selten. Alte Frauen tragen deren oft eine beträchtliche Anzahl sowol an den Armen als Beinen, vorzüglich aber an leztern, wo sie von den Knöcheln bis ans Knie einen an den andern legen. Solche Ringe sind übrigens von ungleicher Dikke, oft wie ein Gänsekiel, bisweilen zwei oder drei Mal so dik. An den Beinen sizzen die Ringe eben nicht regelmäßig, sondern große und kleine unter einander. Sie liegen auch gar nicht vest an, sondern drehen und bewegen sich auf allerlei Art. Eiserne, kupferne, meßingene und elfenbeinerne, von der Dikke eines Gänsekiels, werden für weit kostbarer gehalten als die ledernen. Die von starkem Messing sind ihnen so wichtig, und werden so fleissig gepuzt, daß sie den stärksten Glanz bekommen. Die Mädchen dürfen, ehe sie mannbar sind, keine Ringe tragen. *)

*) Sparrmann, S. 182.

Mit diesem Kleiderpuzze begnügt sich aber der Hottentotte noch nicht; er muß auch am ganzen Leibe hübsch geschminkt oder eingeschmiert seyn. Dies geschieht gewöhnlich mit Hammelfett und etwas Ruß, welches auch seinen Körper gelenkig macht, und gegen die Schädlichkeit der Sonnenhizze und scharfer Winde, so wie gegen die Plage der Flöhe sichert. *) Dabei ist er auch bisweilen auf Wolgeruch bedacht, indem er sich vom Kopf bis auf die Füsse mittelst eines aus Kräutern bereiteten Pulvers über und über bepudert, oder dasselbe in die Salbe einreibt. Dieser Geruch ist ziemlich gewürzartig, aber unangenehm. Die Gewächse, aus welchen dies Pulver gemacht wird, bestehen in verschiedenen Arten Duftstrauch, die in ihrer Sprache Buku heissen. **) Ihrem Gesich-

---

*) Le Vaillant, S. 233. 372.

**) Sparrmann, S. 175. Nach Le Vaillant (S. 199) wird das Bukupulver so aufgetragen, daß die Weibspersonen, bei denen er dies Verschönerungsmittel ausschliessend wahrgenommen zu haben scheint, jede nach ihrer Art, folglich nach verschiedenen Richtungen sich damit bestreuen. Dies Pulver ist roth, und wird aus Wurzeln gemacht, und riecht ziemlich angenehm. An einem andern Orte (S. 231.) sagt er aber, daß das Roth aus einer Art Okkererde gemacht, und das Bukupulver bloß des Wohlgeruchs halber aufgestreuet werde. Demnach wäre wol zwischen Roth- und Bukupulver zu unterscheiden, und zwar so, daß sich die

te, ihrer Brust und allen entblößten Theilen ihres Körpers geben die Weibspersonen dadurch einen Glanz, daß sie dieselben mit einem Schafschwanze reiben.

Sind sie auf Reisen, so tragen sie zwei Stökke in ihrer rechten Hand, und in der linken ein kleines, etwa einen Fuß langes Stökchen, an dessen Ende der Schwanz einer wilden Kazze oder eines Thiers bevestigt ist. Dieses Schwanzes bedienen sie sich statt eines Schnupftuchs, um Nase und Gesicht damit abzuwischen, und den an den Augen sich vestsezzenden Staub wegzunehmen. Wenn der Schwanz schmuzzig geworden ist, so stekken sie ihn ins Wasser, und schütteln ihn dann mit solcher Geschwindigkeit hin und her, daß er im Augenblikke so trokken wird, als ob er in der Sonne gelegen wäre. Sie nennen diese Art Schnupftuch Schjok.

§. 4.

Mannspersonen des leztern so gut als die Weibspersonen, aber nicht so leicht des erstern bedienen. Denn Sparrmann (S. 180) bestätigt es auch, daß die männlichen Hottentotten sich nur selten einen Flek von Rothstein auf die Nase zeichnen, oder einen Theil des Kinnbakken damit bemahlen. Da sie hingegen Ruß und Bukupulver ohne Ausnahme unter ihre Salbe mischen.

§. 4.

Haus- und Landwirthschaft, Künste und Handwerke.

So einfach die Lebensart des Hottentotten ist, eben so einfach ist auch sein ganzer Haushalt, und so tief in der Kindheit liegt bei ihm noch fast jede Art von Kunst; denn mit abstrakten Begriffen sich zu beschäftigen, streitet ganz gegen seine Natur. Ja man kann, wie le Vaillant sagt, nicht leicht bei irgend einer Nazion weniger Einsicht und Kunst antreffen, als bei den Hottentotten. Indessen ist schon das Wenige, was sie leisten, sehr bemerkenswerth.

Von ihrer Kochkunst ist das Nöthige schon gesagt worden. Das Feuer pflegen sie auf folgende Weise anzumachen. Sie nehmen dazu ein recht dürres Stük Holz, in welches ein tiefes Loch eingebrannt ist, legen in diese Vertiefung etwas von ihrem sehr leicht feuerfangenden Zunder, und drehen ein dünnes, geschnittenes Holz mit beiden flachen Händen so schnell in demselben herum, daß sich das schon oft angebrannte Holz leicht erhizt und den Zunder anzündet. Ihren Zunder, der auch bei den Kolonisten Liebhaber gefunden hat, bereiten sie aus der wolligen Materie einer Pflanze, die der Salbei ziemlich gleichkömmt. Sie trökneu nämlich dieses Kraut an der Sonne, zerreiben es dann mit den Händen, und scheiden

das Wollige von dem Staube, welches denn den Flokken gleicht, die sich bei abgetragenen Kleidern zwischen dem Tuch und Unterfutter ansezzen. Oft nehmen sie aber nur zwei Stükke hartes Holz, wovon das eine zugerundet, das andere aber ausgehölt ist, und legen dürres Gras dazwischen, das beim Umdrehen des runden Holzes in dem ausgehölten leicht Feuer fängt. *) Viele Hottentotten aber besizzen auch Stahl und Feuerstein, die sie von den Kolonisten bekommen und in hohem Werthe halten. **)

Das einzige irdene Geschirr, welches man bei den Hottentotten antrift, sind ihre schlechten, unförmlichen und plumpen Kochtöpfe, deren Verfertigung den Weibern zukömmt. Unglüklicher Weise wissen sie daran nicht einmal einen flachen Boden anzubringen, so daß man diese Töpfe, welche unten mehr rund und spizzig als breit und eben sind, sowol beim Feuer als sonstwo in den Sand einsezzen muß, damit sie nicht umfallen. Wenn die Hottentottin ein soches Geschirr machen will, so nimmt sie ein Stük Thon, reinigt es von den darin befindlichen Steinchen, knetet eine runde Form, und drükt diesen Ballen Thon inwendig mit den Händen hohl. Dann hält sie von innen ein Stük Holz gegen die Seiten, und klopft mit einem andern Holze auswendig überall und so lange

*) Thunberg, S. 102.

**) Menzel, II. S. 502.

dagegen, bis der Topf eine gleiche Stärke erhalten hat. Nun wird er Anfangs im Schatten, und zulezt vollends in der Sonne getroknet, und wenn er dann nicht etwa einen Riß bekömmt, so wird er von aussen und innen mit Reißholze umgeben und gebrannt. *) Dieses Geschirr brauchen sie vorzüglich, um Fett darin zu schmelzen, das sie hernach in Kürbisflaschen, in Hammelfellen oder in Blasen aufbewahren.

Die Zubereitung der Felle zu den Krossen ist zum Theil ganz einfach, zum Theil aber, besonders bei den Gonaquaern, mit vielen Umständen verknüpft. Die erstere Art der Zubereitung besteht darin, daß sie das Fell einige Tage in Kühmist legen, es trokken werden lassen, den Mist davon abklopfen, und es dann mit Fett einschmieren.**) Die zweite Art, wenn nämlich der Gonaquaer sich für den Sommer einen Kroß ohne Haare zubereitet, der aus einem Kalbfelle besteht, folgende: Wenn die Haut noch frisch ist, rollt man sie, die Haare einwärts, zusammen, und läßt sie zwei Tage liegen. Wenn sie dann so zu faulen anfängt, so wird das Haar, das beinahe von selbst abfällt, rein ausgerissen. Nun gibt man der Haut durch Reiben eine Art von Zubereitung, läßt sie dann einen ganzen Tag ausgebreitet und mit zerstossenen Blättern von den hottentottischen Feigen=

*) Menzel, II. S. 501.

**) Ebendaselbst.

bäumen bedekt, liegen, und lößt hernach alle noch übrigen fleischigen Theile ab. Endlich wird dieser Kroß, wenn er noch ein Mal stark gerieben und mit Hammelfett geschmiert ist, so weich und biegsam, wie ein gewebter Zeuch. — Ist aber die Haut schon trokken, ohne vom Haare gereinigt zu seyn, so bedient man sich einer Art Scheere aus Hammelrippen, die sehr scharf gemacht und äusserst behutsam geführt werden muß, denn das Haar wird mit der Wurzel, und, ohne das Fell zu beschädigen, auch mit dem Häutchen weggenommen. Diese Arbeit erfordert daher viel Geduld, Geschiklichkeit und Zeit. *)

Ihr Nähzwirn wird aus Därmen geschnitten. Die Nath aus einem zusammengestükkelten Krosse sieht einer Schusternath ähnlich. Die nöthigen Löcher machen sie, wenn sie dazu gelangen können, mit einer eisernen Ahle, in deren Ermanglung aber mit spizzigen Knochen, besonders mit den Beinknochen des Strausses, die sie für die härtesten halten. — Ob sie ihre elfenbeinernen Armringe selbst machen, oder von andern benachbarten Nazionen bekommen, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen.**) Die wasserdichten Körbe, die man am kleinen Sonntagsflusse, besonders aber bei den Gonaquaern findet, sind kein hottentottisches, sondern ein kafferisches Fabrikat. ***)

*) Le Vaillant, S. 242.

**) Menzel, II. S. 505.

***) Le Vaillant, S. 199.

Der Hottentotte säet kein Körnchen aus, pflanzt keinen Baum, und macht auch nicht einmal Heu für sein Vieh. Er ist blosser Hirte, mit unter auch Jäger und Fischer. Das vornehmste Geschäft der Männer besteht darin, ihre Heerden von Schafen und Rindvieh zu pflegen und zu hüten, und weil alles Vieh eines Kraals zusammen weidet, und gleichsam eine gemeinschaftliche Heerde ausmacht, so trift jeden die Reihe, das Vieh zu hüten und zu bewachen. *) Sie vermeiden dabei die dikken Waldungen und Gebüsche, wo die gefährlichsten wilden Thiere auflauren könnten, und bleiben mit ihrer Heerde lieber im offenen Felde. So bald aber der Hirte ein Raubthier in der Nähe zu finden glaubt, so gibt er dem ganzen Kraale davon Nachricht, und spähet den Schlupfwinkel desselben aus. Dann versammeln sich nicht allein alle Einwohner eines Kraals, sondern es werden auch noch die Nachbarn dazu gebeten, um mit gesammter Hand diesen Feind zu erlegen. Ist das Raubthier in einer Höle, so reizen sie es so lange, bis es heraus kömmt, wo es dann zwischen den beiden Reihen seiner Verfolger, die sich vor das Loch oder die Grube hinstellen, hindurch muß, und von ihren vergifteten Assagaien und Pfeilen getödtet oder wenigstens verwundet wird. Mehrentheils kostet diese Jagd einem oder dem andern Hottentotten das Leben. — Bei Nacht treiben sie das sämmtliche Vieh

*) N. Beschreib. des Vorgeb. d. g. H. I. S. 89.

in die Nähe ihres Kraals, und sperren es in große, wohlbevestigte Verzäunungen, aber immer unter freiem Himmel. In die kleineren Verzäunungen um die Hütten her sperrt jede Familie, besonders bei den Gonaquaern, den Tag über die Kälber und Lämmer ein; denn diese werden fast die ganze Zeit von den Alten getrennt, und dürfen nur des Abends und Morgens saugen, wenn die Weiber die Kühe, Schafe und Ziegen melken. *)

Die Kühe geben keine Milch mehr, wenn sie durch das Entwöhnen oder durch den Tod ihr Kalb verlieren. Sie halten auch gern die Milch zurük, bis das Kalb an ihnen saugt. In diesem Falle aber wissen sich die Hottentotten auf eine seltsame Art zu helfen. Ein Weib sezt sich unter die Kuh und faßt sie beim Euter; indeß bläst ihr eine andere aus allen Kräften in die Mutterscheide, wodurch der Bauch des Thiers so stark aufgeblasen wird, daß es die Milch nicht mehr halten kann, und sie reichlich von sich giebt. Stirbt das Kalb etwa, so hebt man die Haut davon sorgfältig auf, und hintergeht damit den Instinkt der Kuh, indem man das Fell einem andern Kalbe auflegt. Aber selten glükt dieses Mittel länger als einen Monat hindurch. Kann man das Kalb immer fortsaugen lassen, so wird die Kuh nicht eher versiegen, als etwa 6 Wochen vorher, ehe sie wieder wirft. Im Ganzen geben sie wenig Milch, und selten

*) Le Vaillant, S. 228.

findet man eine, von der man täglich mehr als anderthalb bis zwei Maas bekömmt. *)

Die Milch wird in einem Schlauche von Rinds- oder andern Thierfellen, an welchen die Haarseite nach innen gekehrt ist, aufgehoben. So bald die Kühe gemolken sind, gießt man die frische Milch zu der alten, die dann alsbald auch säuerlich wird. Zuweilen machen die Hottentotten auch Butter, aber nicht um sie zu geniessen, sondern um den Leib damit einzuschmieren. Wenn sie Butter machen, so thun sie die Milch in einen engen länglichten Schlauch, den zwei Personen an beiden Enden fassen und so lange hin und her schütteln, bis das Fett davon zu Butter geworden ist. **)

Ihre Hämmel sind wegen der Größe ihres Schwanzes berühmt. Ein solcher Schwanz ist weiter nichts als ein blosser Fettklumpen, der, wenn man ihn am Feuer zerläßt, eine Art Oel gibt, das nie so hart wird, als das übrige Fett von diesem Thiere. Die Hottentotten ziehen es zu ihrem Einsalben und Bukuiren dem andern Fette vor. — An der Ziege haben sie ebenfalls ein nüzliches Hausthier. Das Schwein ist ihnen nicht bekannt. Auf Geflügel legen sie gar keinen Werth, und könnten auch keines halten, weil sie keinen Akkerbau treiben. ***)

---

*) Le Vaillant, S. 249.

**) Menzel, II. S. 493.

***) Le Vaillant, S. 252.

Ausser den Ochsen, die zum Handel bestimmt sind, richten die Hottentotten einige dazu ab, ihr Gepäkke zu tragen, wenn sie von einem Orte zum andern ziehen. Wenn das Thier noch jung ist, durchbohren sie ihm die Scheidewand zwischen beiden Naselöchern, stekken einen Stok, der acht bis zehn Zoll lang und im Durchmesser beinahe einen Zoll stark ist, durch das Loch, und machen zu beiden Seiten einen Riemen daran vest, damit er nicht herausfallen kann. Diesen Zaum behält das Thier bis an seinen Tod. Wenn der Ochse fast ganz ausgewachsen ist, so gewöhnt man ihn an einen ledernen Gurt, den man allmälig enger zusammenzieht, ohne daß es ihm beschwerlich werden muß. Mit diesem Zuschnüren treibt man es so weit, daß jedes andere Thier, welches man ohne diese Vorsicht eben so enge zusammen schnüren wollte, auf der Stelle erstikken müßte. Nun legt man dem Ochsen zuerst ganz leichte Lasten auf; unvermerkt aber beschwert man ihn so, daß er zulezt auf seinem Rükken 300 Pfund und drüber tragen kann, ohne daß es ihn im Gange hinderte. Die Art, einen Ochsen zu beladen, ist sehr einfach. Ein Hottentotte stellt sich vor ihn hin, und faßt ihn an dem empfindlichen Zaume, bei dem auch das wütendste Thier ruhig sehn müßte. Nun bedekt man seinen Rükken mit einigen Fellen, damit er nicht gedrükt werden kann; dann stellen sich zwei Hottentotten an seine Seiten, und binden die Last, die man ihm allmälig auflegt, mit einem starken

ledernen Gurte vest, den sie dem Thiere unter dem Bauche durchziehen. Dieser Gurt ist bisweilen 20 Ellen und drüber lang, und so oft er um die Last und um den Bauch herumgewikkelt wird, sezzen die beiden Männer dem Thiere den Fuß oder das Knie in die Seite, um den Gurt desto vester anzuziehen. So wird der Bauch des armen Thiers zuweilen um mehr als die Hälfte seines vorigen Raumes zusammen geschnallt, das jedoch diesen Schmerz geduldig erträgt und ruhig davon geht. — Oft dient der Ochse dem Hottentotten, der nichts von Pferden weiß *), auch zum Reiten. Die Bewegung des Ochsen ist, vorzüglich im Trabe, sehr sanft, und einige sind so schnell als das flüchtigste Pferd. **)

Wenn sie einen Ochsen oder Hammel schlachten wollen, so binden sie ihm die Füsse an vier in die Erde geschlagenen Pflökken vest, schneiden dem Thiere bei lebendigem Leibe den Bauch auf, nehmen einen Theil des Eingeweides nach dem andern, und auch das im Leibe zusammengelaufene Blut mit den Händen heraus, und martern es so eine halbe Stunde lang zu todt. ***)

*) Der Gebrauch der Pferde ist ihnen sogar, vermöge einer ausdrüklichen Verordnung der Regierung, verboten. (Sparrmann, S. 223.)

**) Le Vaillant, S. 248.

***) Menzel, II. S. 458.

Das große Wild fangen sie theils in Schlingen, theils lauren sie ihm auf, greifen es an, schiessen es mit ihren vergifteten Pfeilen, oder erlegen es mit Wurfspiessen. Wenn sie sich mit Wildprät versorgen wollen, so gehen sie gewöhnlich in Gesellschaft auf die Jagd, und theilen sich in den Fang.*) Ihr sehr scharfes Auge kömmt ihnen bei der Elefantenjagd sehr gut zu statten. Selbst auf dürrem Boden, wo dieses Thier keine Fußstapfen zurükläßt, finden sie seine Spur dennoch mitten unter dem abgefallenen Laube. Ein umgebogenes oder abgerissenes grünes Blatt, ein kleiner Zweig, der so oder anders geknikt ist, und viele ähnliche Merkmale entgehen ihrem spähenden Blikke nicht. **) Sie pflegen gern schlafende Elefanten und Nashörner leise zu beschleichen, und ihnen mehrere Wunden auf einmal mit ihrem Spiesse zu versezzen. Wenn sie aber den Elefanten förmlich jagen, so schliessen sie einen Kreis um ihn, und suchen ihn mit ihren Krossen, die sie ihm ins Gesicht werfen, taub zu machen. So oft er diese Dekken, die ihm sehr lästig fallen, abschüttelt, eben so oft werden wieder andere nach ihm geworfen, indeß einer von den Jägern sich an den Schwanz des Thiers hängt, und ihm seine vergiftete Assagaie in den Mastdarm bohrt, woran es denn unvermeidlich sterben muß. ***) Diejenigen Hottentotten, wel-

*) Menzel, II. S. 543.

**) Le Vaillant, S. 126.

***) Menzel, II. S. 570.

che an der Seeküste wohnen, fangen die kleinen Klippfische, die bei der Ebbe am Strande zurük bleiben, mit den Händen; andere Seefische aber pflegen sie nur dann zu belauern, wann die Flut einige ans Ufer wirft. *)

Mit vieler Mühe und Geduld verfertigen die Männer ihre Assagaien, Pfeile, Bogen und andere ähnliche Geräthschaften, wobei sie in ihrer Art mehr oder weniger Geschiklichkeit verrathen.

Die Assagaie oder Hassagaie **), der Wurfspieß der Hottentotten, ist etwa 6 Fuß lang, und sieht einer Lanze ähnlich. Die Stange ist von einer Art Holz, das sie deswegen Assagaienholz nennen. Oben, wo das Eisen eingesezt wird, hat der Stiel ungefähr einen Zoll Dikke, und spizt sich nach dem entgegengesezten Ende allmälig zu. Das dikke Ende ist mit einer ledernen Zwinge so stark und vest beschlagen, als es sich je mit einer eisernen thun liesse. Wenn nämlich die Hottentotten einem Ochsen die Haut abziehen, so schneiden sie den Schwanz nicht auf, sondern ziehen ihn aus der Haut, wie aus einer Scheide, heraus. Diese hohle Scheide weichen sie, wenn sie trokken ist,

*) Menzel, II. S. 537.

**) Der Name ist arabisch: زج Pl. زججة, das Ende des Ellenbogens (cubiti extremitas) die eisernc Spizze am Spiesse (ferramentum in extremitate hastae) wie Bruns (Th. III. S. 146) bemerkt.

in Wasser ein, und ziehen sie über den Stiel der Assagaie so weit nach dem dikkern Theile herauf, als sie nur immer im Stande sind. Was dann von der Haut zu lang ist, das schneiden sie oben und unten weg, so daß nur eine anderthalb Zoll breite Zwinge am dikſten Theile der Stange übrig bleibt, wo das Eisen hinein getrieben wird. Wenn nun dieser lederne Ring eintroknet, so hält er so vest, wie ein eisernes Band. *) Die eiserne Spizze aber, die dann hineingesezt wird, ist sehr unförmlich. Oft haben sie, wenn sie nicht gerade von Europäern ein taugliches Stük Eisen dazu bekommen, mehrere Wochen, zuweilen Monate lang, daran abzuschleifen. **) An den meisten

*) Menzel, I. Vorrede S. LXV.

**) Sie schmieden wol auch manchmal das Eisen, und hämmern es mit Steinen, eine Kunst, die sie von den Europäern erlernt haben. Das Kupfer zu schmelzen und ein Plättchen zu giessen, eine Fertigkeit, die Hop auf seinem Landzuge bei einem nordwärts wohnenden Stamme bemerkt hat, verdanken sie ohne Zweifel ihren Nachbarn, den Kaffern. Weil aber die Hottentotten weder das Löthen, noch, wie es scheint, Ringe an einem Stükke zu giessen verstehen, und Menzel (II. S. 504) keine andere, als solide, zusammenhängende Armringe an ihnen wahrgenommen hat, von denen sie selbst sagten, daß sie sie von einer weit entfernten Nazion bekämen, so kann der Verbrauch ihres selbst verarbeiteten Kupfers nicht von Bedeutung seyn.

aber ist die Spizze nur von Holz, welches im Feuer etwas gehärtet wurde. Dieser Wurfspieß ist in der Hand des Hottentotten nicht sehr gefährlich; man sieht ihn auch wegen seiner Länge weit genug vorher, um ihm auszweichen zu können. Er hat damit nur auf 40 Schritte einen sichern Wurf; aber im Handgemenge kann er ihn mit Vortheil gebrauchen. Die Hottentotten tragen nur eine einzige Assagaie mit sich. Einige werfen sie zwar mit vieler Geschiklichkeit, die meisten aber verstehen sich gar nicht darauf. *)

Die Pfeile werden aus Rohr gemacht und sehr künstlich gearbeitet. Sie sind nur 18 Zoll oder höchstens zwei (französ.) Fuß lang. In das Rohr wird ein kleiner runder, drei oder vier Zoll langer Knochen, der im Durchmesser kleiner als das Schilf ist, gestekt, ohne ihn darin zu bevestigen. Wenn also der Pfeil in den Körper gedrungen ist, so kann man zwar den Schaft wieder herausziehen, aber der kleine Knochen bleibt um so gewisser in der Wunde stekken, da an der einen Seite noch ein eiserner Haken daran vest gemacht ist, der beim Herausziehen eingreift. Dieser Knochen wird mit einem giftigen Kitte überzogen, und an seiner Spizze stekt oft noch ein kleines, dreiekkiges und wohlgeschärftes Eisen, durch welches das Geschoß noch schröklicher wird. Ein Thier, das mit einem solchen Pfeile getroffen ist, empfindet sogleich die

*) Le Vaillant, S. 246.

Wirkungen des Giftes, wodurch ihm das Blut gerinnt. So bald das Thier todt ist, schneidet man bloß die Wunde aus, weil das Fleisch an dieser Stelle für gefährlich gehalten wird, das übrige aber ist unschädlich. — Diese Pfeile tragen nicht sehr weit, sind aber wegen ihrer Kleinheit, indem man sie nicht sehen kann, um ihnen auszuweichen, nur um so gefährlicher. Die geringste Verwundung davon ist tödtlich. — Die Bogen sind von Olivenholz und nur dritthalb oder höchstens drei Fuß hoch. Die Sehne daran wird aus Därmen gemacht. *) — Ihr Köcher ist gewöhnlich ein langer schmaler Sak, von Elefanten- oder Elennantelopenhaut gemacht, oder ein leichtes Stük Holz, dessen Mark wie beim Hollunderbaum herausgenommen werden kann, aber so dik ist, daß gemeiniglich fünf Pfeile darin Plaz haben. An beiden Enden ist ein Band, an welchem sie ihn auf dem Rükken tragen. **)

Eine andere Waffe ist ihr Rakum, ein aus Olivenholz gemachter Stok, oder eine Art von Wurfpfeil. Er ist etwa anderthalb Fuß lang, und spizt sich ein wenig zu, so daß er am dikken Ende anderthalb; am dünnen aber nur einen Zoll im Durchmesser hat. Sie wissen ihn sehr geschikt zu werfen. ***) — Der Kierri oder

*) Le Vaillant, 244 u. f.

**) N. Beschreib. d. V. St. II. S. 89. Menzel, II. S. 487.

***) Ebendaselbst.

Kirri hat eine Länge von drei bis vierthalb Fuß, ist ebenfalls aus Olivenholz gemacht, und an einem Ende platt, um darauf die Pfeile oder ein anderes Geschoß abprallen zu lassen. *)

In der Bereitung des Gifts hat jeder Stamm seine eigene Verfahrungsart, besonders je nachdem die Pflanzen verschieden sind, aus denen man diesen tödtlichen Saft preßt. Das Schlangengift suchen die Hottentotten vorzüglich zu ihren Feldzügen und Schlachten, weil sie es für das wirksamste halten. Die Art aber, wie sie lezteres bekommen, hat man noch nicht erfahren, denn sie sind damit ausserordentlich geheim. **)

Der Handel der Hottentotten, der an sich ganz unbeträchtlich ist, geschieht durch Tausch. Alles, was sie entbehren können, sind jährlich einige Stükke Ochsen, die sie aber an keinen Kolonisten, sondern bloß an die Schlächter, welche die Kompagnie aufstellt, verkaufen dürfen. ***) Elefantenzähne

---

*) N. Beschreib. d. V. St. III. S. 89. — Menzel (am angef. Orte) gibt ihn für einen blossen Wanderstab aus.

**) Le Vaillant, S. 245.

***) Die Regierung will nämlich aus diesem Handel den Vortheil allein ziehen. Für eine Flasche Branntwein, eine bis anderthalb Ellen Tabak und ungefähr so viel messingene Korallen, als man fur einen Viertelsreichsthaler kaufen könnte, pflegt alsdann der Hottentotte einen Ochsen, der fünf bis sechs Reichsthaler werth ist, hinzugeben. Er ist mit diesem geringen Preisse

sind bei ihnen nur zufälliger Handlungsartikel und von keinem großen Belang *); und sonst haben sie auch nicht das geringste, was ein Europäer Lust hätte, ihnen abzuhandeln. Am meisten kaufen sie von den Kolonisten Tabak **), altes Eisen ***), Glas- und Messingkorallen ****), und andere kurze Waaren, besonders aber allerlei Getränke, als Wein †), Branntwein ††) und Arak. — Mit den Kaffern stehen sie von jeher in einem gewissen Handelsverkehr, indem sie von denselben verschiedenes für ihren Schmuk, als die Porzellanschnekken †††), Muscheln, kupferne Ringe

um so eher zufrieden, weil der Bediente der Regierung (mehrentheils der Korporal zu Rietvalley) der einzige Abnehmer ist, und zugleich merken läßt, daß dieser Handel eine Art der Besteuerung sei, die man ungefähr alle drei Jahre über die Hottentotten anordnet. (Sparrmann S. 223.) — Die Hottentotten im Boklande und Roggenfelde verarmten sogar über diesem höchst eigennüzzigen und gewaltthätigen Tauschhandel so, daß sie zulezt sich nicht mehr auf die Viehzucht legen mochten, und zum Theil tiefer ins Land hinein flüchteten. (Thunberg S. 99.)

*) Menzel, II. S. 569.

**) Le Vaillant, S. 275.

***) Menzel, II. S. 488.

****) Sparrmann, S. 223.

†) Thunberg, S. 99.

††) Menzel, II. S. 520.

†††) Sparrmann.

Ringe *) und ihre elfenbeinerne Ringe **) nebst den geflochtenen Armkörben ***) beziehen müssen.

Die Tonkunst des Hottentotten hat sich ganz nach seiner Natur und Leidenschaft ausgebildet, und ist für ihn wenigstens vollkommen. Die vorzüglichsten Instrumente dabei sind: der Gura (t'Gorra) auch Gomgom (Dschumdschum) genannt, die Ravekinge (Rabuquin) t'Guthe und der Rumpeltopf (Rompelpot, hottentottisch t'Koi t'Koi).

Der Gura (hottentottisch t'Gorra) hat die Gestalt und Größe eines hottentottischen Bogens. Man bevestigt an das eine Ende eine Darmsaite †), deren anderes Ende durch einen vorgeschlagenen Knoten in einem platt gedrukten gespaltenen Federkiele gehalten wird. Dieser Federkiel hat die Gestalt eines gleichschenklichten, ungefähr zwei Zoll langen Dreieks. An der Grundlinie desselben ist das Loch, welches die Saite vesthält; und die in sich selbst zurükgebogene Spizze wird durch einen sehr dünnen Riemen an dem andern Ende des Bo-

*) Menzel, II. S. 504.

**) Menzel, II. S. 505. Sparrmann, S. 306.

***) Le Vaillant, S. 199.

†) Le Vaillant, S. 264. — Menzel, (II. S. 517) läßt dies Instrument mit einem Pferdehaar beziehen, welches aber sehr unwahrscheinlich ist. — Sparrmann (S. 214) stimmt mit Le Vaillant überein.

gens bevestigt. Der Spieler kann diese Saite mehr oder weniger straff anziehen; wenn aber mehrere Gura's zugleich spielen, so sind sie doch nie auf Einen Ton gestimmt. Dies Instrument wird beinahe wie das Waldhorn gegen den Mund gehalten und dann auf eine ganz eigenthümliche Art geblasen. Der Spieler hat das Ende des Bogens, an welchem die Feder befindlich ist, vor dem Munde, legt die Lippen an die Feder an, und bringt beim Ein- und Ausathmen ziemlich angenehme Töne hervor. *) Indessen können sie mit diesem Instrumente doch nur zwei Töne, die etwa wie D und Dis verschieden sind, angeben. **) Es hat einen schnarrenden Ton, beinahe wie das Flaschonett, der bloß durch das Ungefähr und durch die Beschaffenheit der Feder modifizirt wird. Die besten Federn dazu sind die aus den Flügeln einer Art von Trappen. — Den Namen Gomgom erhält das Instrument, wenn es von einem Weibe gespielt wird. Die Spielerin sizt an der Erde, und stellt den Gomgom wie eine Harfe vor sich hin. Unten hält sie ihn dadurch vest, daß sie zwischen dem Bogen und der Saite einen Fuß durchstekt.

*) Le Vaillant, S. 264. — Menzel, (II. S. 517) sagt, sie halten den Federkiel zwischen den Lippen, und lassen die Saite in demselben ganz frei spielen.

**) Menzel a. a. O. — Le Vaillant (a. a. O.) sagt auch, daß selbst der beste Spieler keine ganze Arie darauf spielen könne.

doch ohne die Saite zu berühren, indeß sie den Bogen mit der linken Hand in der Mitte faßt. Unter dem Blasen schlägt sie dann mit einem, etwa fünf oder sechs Zoll langen, Stäbchen, das sie in der rechten Hand hält, an verschiedenen Stellen auf die Saite, und bewirkt dadurch in etwas die Höhe oder Tiefe des Tons, die aber fast unmerklich ist. Diese Art, das Instrument zu halten, gibt der Spielerin auch nebenher ein gewisses vortheilhaftes Ansehen. *)

Die Ravekinge oder t'Guthe ist eine Art von Zither mit drei Darmsaiten von verschiedener Stärke, die entweder auf einem dreiekkigen Brete **) oder einer Kürbisflasche (Kalabasse) ***) über einen kleinen Steg gezogen, und wie Violinsaiten mit Wirbeln angespannt werden. Man stekt nämlich einen zwei Finger breiten und nicht gar zwei Fuß langen Stok, an seinem dünnen und zugespizten Ende durch die Mitte der halben Kalabasse, und bevestigt sie daran. Ueberdies wird ein kleines eingeweichtes Stük Schaffell ohne Wolle über die halbe Kalabasse gespannt, das, wenn es trokken ist, den Resonanzboden abgibt. Am dünnen Ende des Stoks, das auf der andern Seite aus der Flasche hervorragt, werden dann die Darmsaiten angebunden und nach dem breiten Ende desselben,

*) Le Vaillant, a. a. O.

**) Ebenders. S. 266.

***) Menzel, II. S. 518.

wo die Wirbel in Löchern angebracht sind, gezogen. Die Hottentotten wissen dies Instrument nicht anders zu spielen, als daß sie die drei Saiten mit den Fingern schnellen, und zwar nach einem drei, vier und fünffachen Schlage. *) Man findet es übrigens nicht bei allen Hottentotten, weil es ursprünglich durch die malabarischen Sklaven hieher gebracht, und dann erst in das Hottentottenorchester aufgenommen worden ist. **)

Der Rumpeltopf ist das lärmendste unter den musikalischen Instrumenten des Wilden. Er wird aus einem Stük von einem ausgehölten Baumstamme, von ungefähr zwei oder drei Fuß Höhe, ***) oder aus einem weiten und niedrigen irdenen Topfe ****) gemacht, über den man ein Hammelfell scharf spannt, das mit den Fäusten, und zuweilen auch wol mit einem Stokke geschlagen wird. Den Schall davon hört man schon weit in der Ferne. †)

*) Menzel, II. S. 519.

**) Ebenders. II. S. 518.

***) Le Vaillant, S. 266.

****) Menzel, II. S. 519.

†) Le Vaillant a. a. O. — Menzel behauptet, es werde bloß von den Weibern gespielt, die mit den Fingern darauf drükken und sie plözlich wieder davon abschnellen, wodurch nur ein gedämpfter Ton hervorgebracht werde. — Vielleicht bedienen sich die verschiedenen Horden auch verschiedener Methoden im Gebrauche des Rumpeltopfs.

Bei allen diesen sehr einfachen und kunstlosen Instrumenten und bei der eben so unvollkommenen Art sie zu spielen, verrathen die Hottentotten doch ein musikalisches Talent. Menzel fand einst einen von dieser Nazion bei einem Kolonisten auf dem Lande, und versichert, er habe ohne den mindesten Unterricht verschiedene Tänze auf der Geige gespielt *). — Ihre Vokalmusik besteht im Singen gewisser Töne, ohne daß der Gesang zusammenhängende Worte enthält. **)

Die Sprache der Hottentotten ist sehr arm an Wörtern, so wie ihr Kopf an Begriffen ausnehmend leer ist. Daher muß ihre Dichtkunst auch sehr einfach seyn. Indessen ist sie in unmittelbarer Verbindung mit ihrer Musik hinreichend genug, ihre nächtlichen Feste zu beleben.

Im Zählen kommen sie nicht weiter als bis Zehn; dann fangen sie wieder von Eins an, und

*) Le Vaillant a. a. O.

**) Sparrmann, S. 215. — Vielleicht ist es doch richtiger, was Le Vaillant (S. 263) von diesen Gesängen sagt, nämlich daß ihr Inhalt jedes Mal eine Begebenheit zum Gegenstand habe, die einem von ihnen oder von der benachbarten Horde widerfahren ist. Die Hottentotten dichten nämlich, so wie die Negern, aus dem Stegreif, und wiederholen dieselben Worte tausend Mal, so daß sie die ganze Nacht hindurch einerlei Gegenstand besingen können.

wiederholen dies, bis sie Zehn Zehn (zehn Mal zehn) gezählt haben. Steigt die Zahl noch höher, so fangen sie zum zweiten Male an, Zehn zu zählen, und bezeichnen dann Tausend mit Zehn Zehn Zehn. *) — Sie pflegen sich auch die Zeit mit einem Rechnungsspiele zu vertreiben, worin sie sehr fertig sind. **) Ihr Jahr theilen sie nach der trokkenen und nach der Regenzeit ab. Die Unterabtheilungen machen sie nach dem Mondeswechsel. Die Tage zählen sie so weit als die Anzahl ihrer Finger reicht. In diesem Falle bezeichnen sie den Tag durch irgend einen merkwürdigen Vorfall, daß sie z. B. an demselben einen Elefanten erlegt haben, auf einer Jagd gewesen oder verreist sind. Die Tageszeiten geben sie durch den Stand der Sonne an, indem sie bei ihrer Erzählung mit dem Finger gen Himmel weisen und den Ort bezeichnen, wo die Sonne stand, als sich dies oder jenes zutrug. ***)

*) N. Beschr. d. Vorgeb. III. S. 24.

**) De Pages S. 481. Dieser Reisende gibt aber keine genauere Auskunft darüber. Vielleicht ist es das fälschlich sogenannte Kartenspiel, das man bei den Hottentotten findet. Man sehe unter dem §. 6.

***) Le Vaillant, S. 256.

§. 5.

Heurathen. Zustand der Weiber. Geburt und Erziehung der Kinder.

Die Mädchen unter den Hottentotten werden in einem Alter von 12 bis 13 Jahren mannbar, und wenn ihnen dann ein Mann gefällt, so erhalten sie von ihren Aeltern die Erlaubniß, zu ihm zu ziehen. *) Wenn es je einige Formalitäten bei der Bewerbung um eine Frau gibt, so sind sie doch ganz einfach. Der Ehestandslustige sagt es geradezu seinem Vater und seinen nächsten Anverwandten, daß er sich eine Dirne ausersehen habe, und wenn diese, wie gewöhnlich, seine Wahl gut heissen, so begleiten sie ihn alsbald zu den Aeltern oder Verwandten der Erkornen. Hier bietet der Freier der ganzen Gesellschaft Tabak oder Dacha an; man schmaucht nach Herzenslust darauf los, und schwazt anfangs von gleichgültigen Dingen. Dann steht einer vom Gefolge des Freiers auf, und macht den Vortrag im Namen desselben, worauf die günstige Entscheidung in einigen Minuten erfolgt. Bekömmt der junge Mann wider Vermuthen einen Korb, so nimmt er ihn geduldig an; aber es fällt ihm nie ein, sein Gesuch in der nämlichen Familie wieder zu erneuern. Sollte indessen das Mädchen nicht in die Heurath willigen wollen, wenn gleich der Vater in ihrem Namen zugesagt

*) Le Vaillant, S. 239. — Sparrmann, S. 319.

hat, so muß sie nach Landessitte eine Nacht bei dem Freier auf der Erde liegen, und ihre Unschuld gegen seine Zudringlichkeiten behaupten. Ein ziemlich ungleicher Kampf, der sich gewöhnlich damit endigt, daß die Spröde besiegt wird, und den Jüngling als ihren Mann anerkennen muß. *)

Unmittelbar auf das Verlöbniß folgt auch die Vollziehung der Hochzeit. Man schlachtet einen Hammel, auch wol einen Ochsen, um ein Gastmal zu veranstalten, und beobachtet bei der Verbindung der jungen Eheleute hie und da folgende lächerliche und ekkelhafte Zeremonien: Es versammeln sich nämlich alle Einwohner des Kraals in ihrem höchsten Schmukke, d. h. wohl eingeschmiert und hübsch mit Buku bestreut; davon schliessen die Männer um den Bräutigam und die Weiber um die Braut einen Kreis, und hokken auf ihre Fersen nieder. Dann tritt der Zeremonienmeister, den sie Suri nennen, zuerst in den Kreis der Männer, und gießt über den Bräutigam, der in einer Erwartungsvollen Stellung auf den Fersen hokt, seinen Urin, den derselbe ämsig in die Haut einreibt. Ebenso weihet er auch die Braut zum Ehestand ein, und wiederholt diese Salbung bei Jedem noch zwei Mal, wobei er einige Worte hermurmelt, die vielleicht einen Glükwunsch enthalten sollen. **)

---

*) Menzel, II. S. 483.

**) Diese Pißzeremonie (Pisplechtigkeit) wird indessen

Von den Aeltern bekömmt nun das junge Paar einiges Vieh, und der neue Ehemann geht hin, baut sich eine Wohnung, und zieht noch denselben Tag mit seinem Weibe ein, um so lange darin zu wohnen, als die Liebe ihr gutes Verständniß unterhält. *) — Wenn eine Wittwe wieder heurathen will, so muß sie sich allemal das erste Glied von einem Finger abschneiden lassen. **) Die Hottentotten haben auch die Vielweiberei eingeführt, sind aber gewöhnlich mit einem einzigen Weibe zufrieden. Niemals aber lebt eine Frau zu gleicher Zeit mit zwei Männern. ***) — Es gibt auch gewisse Grade der Verwandtschaft, in welchen die Ehen unter den Hottentotten als unerlaubt angesehen werden. Zum wenigsten heurathet keiner seine Schwester, †) auch sollen selbst die Ehen zwischen Geschwisterkindern und Geschwisterenkeln verboten seyn. ††) Die Uebertreter dieses durch

von Le Vaillant (S. 237 u. f.) sehr in Zweifel gezogen oder eigentlich für eine Erdichtung erklärt. Wahrscheinlich ist auch diese Sitte, wenn sie je üblich war, schon ziemlich abgekommen; und wo man sie noch beibehalten hat, da wird sie gewiß nicht unter den Augen der Europäer vollzogen, aus Furcht von ihnen verspottet zu werden. (Sparrmann, S. 319.)

*) Le Vaillant, S. 240. — De Pages, S. 480.

**) N. Beschr. d. V. S. 105.

***) Le Vaillant, S. 241. — Sparrmann, S. 318.

†) De Pages, S. 480.

††) N. Beschr. d. V. S. 106.

Gewohnheit und natürliches Gefühl vestgesezten Gebrauchs werden mit dem Tode bestraft. *) Auch kann der Mann, im Stande der Unabhängigkeit, die Untreue seines Weibes mit dem Tode ahnden, ohne etwas befürchten zu dürfen. **) Doch sehen auch diese ihren Weibern gern durch die Finger, besonders bei den Weissen. Ja die Hottentottin glaubt sich durch den Umgang mit Europäern sogar geehrt, und sieht mit Verachtung auf ihren Mann herab, der sich dann seiner Seits durch kleine Geschenke leicht besänftigen läßt. Ueberhaupt fühlen die Hottentotten, welche in der Nähe der Kolonien schon ziemlich die ursprüngliche Reinheit ihrer Sitten abgelegt haben, die Empfindungen der Eifersucht nicht gar sehr. ***)

Die Ehescheidung ist durch die Gewohnheit gesezmäßig. Will ein Ehepaar seine Verbindung aufgeben, so muß es die Gründe dazu den Männern des Kraals vorlegen, die alsdann über ihre Gültigkeit entscheiden. Kömmt es wirklich zu einer Trennung, so ist es bloß dem Manne erlaubt, wieder zu heurathen; die Frau aber muß, so lange ihr Mann lebt, unverheurathet bleiben, bei Strafe als eine Ehebrecherin behandelt zu werden. †)

*) Ebendaselbst.

**) Le Vaillant, S. 241.

***) Ebenders.

†) N. Beschr. d. V. S. 106. — Le Vaillant (S. 240.) weiß weder von der angeführten Form der Eheschei-

Die beiden Parteien theilen dann gewöhnlich ihre gemeinschaftliche Habe im Frieden. Wenn der Mann, als Hausherr und stärkerer Theil, Anspruch auf alles machen wollte, so fehlt es der Frau nicht an Vertheidigern, denn ihre Familie pflegt sich dann ihrer anzunehmen. Zuweilen nimmt auch die ganze Horde Antheil an dem Streite; es kömmt zulezt zum Handgemenge, und der Sieger schreibt Gesezze vor. Die Mutter behält die jungen Kinder bei sich, besonders die Mädchen; die Knaben hingegen schlagen sich gewöhnlich, wenn sie erwachsen sind, zur Partei ihers Vaters. Solche Fälle kommen aber nicht oft vor. *)

Ueber ihre Weiber behalten die Hottentotten eine entschiedene Obergewalt. **) Sie müssen, die Jagd und das Viehhüten ausgenommen, die meisten häuslichen Geschäfte, besonders aber das Einsammlen der Kräuter und des Brennholzes allein besorgen, und ihren Männern fleißig aufwarten. ***) In der Geringschäzzung der Weiber soll das männliche Geschlecht wirklich so weit gehen, daß ein junger Hottentotte, wenn er nur einmal feierlich von der Aufsicht seiner Mutter befreit ist,

dung, noch von dem Verbote, das der geschiedenen Frau eine weitere Heurath untersagt.

*) Le Vaillant, S. 240.

**) De Pages, S. 480. — Sparrmann, S. 225.

***) N. Beschreib. des V. S. 91.

sie ungestraft höhnen und nekken darf, so oft er will, welches so gar als ein Beweis seiner Herzhaftigkeit an ihm gelobt wird. *)

Wenn ein hottentottisches Weib niederkommen will, so muß der Mann die Hütte räumen. Unter dem Beistande einer alten Frau aus der Horde, die man zur Geburtshülfe erbeten hat, bringt sie dann gewöhnlich ihr Kind auf eine leichte Art zur Welt. **) Ist aber die Entbindung etwas mühsam, so gibt man der Gebährerin einen Trank von Milch mit Tabak oder Hanf, um die Wehen zu befördern. Die Nabelschnur des Kindes wird mit einer Darmsaite oder Sehne zugebunden, und sein ganzer Leib über und über mit frischem Kühmiste bestrichen. Dann legt man den Säugling entweder an die Sonne oder an den Feuerheerd in der Hütte, damit dieser hottentottische Balsam schnell trokken werde und abfalle, worauf das Kind von allem Unrath gereinigt ist. Dann folgt die zweite Einbalsamirung mit dem Safte der Hottentottenfeige, und endlich die dritte mit Fett und Bukupulver. — Jedes neugeborne Kind bekömmt von seinen Aeltern einen Namen, den sie gerne von einem Thiere entlehnen. — Wenn die Geburt glüklich abgelaufen ist, so geben die Aeltern dem ganzen Kraal einen Schmaus,

*) N. Beschr. d. V. S. 102. — Le Vaillant schweigt von diesem Umstande ganz.

**) Menzel, II. S. 466. Le Vaillant, S. 234.

der um so reichlicher ausfällt, wenn die Wöchnerin das erste Mal, und zwar von einem Knaben, entbunden worden ist. *)

Die Gewohnheit, von Zwillingen einen sogleich aus der Welt zu schaffen, hat nur selten Statt, und zwar bloß aus Furcht, daß man sie beide nicht ernähren könne. **) Das Aussezzen eines Säuglings, dem seine Mutter gestorben ist, dürfte vielleicht nur in dem Falle schon eingetreten seyn, wenn die Krankheit der Mutter anstekkend war, worin die Hottentotten sehr vorsichtig sind, und manchmal aus Noth grausam seyn müssen. ***) Indessen pflegen sie das neugeborne Kind doch nur an einem Baume in ein Fell aufzuhängen, oder so hinzulegen, daß es von den Kolonisten leicht gefunden werden kann. †)

Das Kind kömmt von seiner Geburt an gar nicht von dem Rükken seiner Mutter. Die Wiege des Neugebornen ist eine Schürze aus Thierhaut,

---

*) Nach Menzel, a. a. O.

**) Le Vaillant, S. 234.

***) Ebenders. S. 235.

†) Menzel, II. S. 469. Dieser Zug im Karakter des Hottentotten, daß er selbst bei der, aus wichtigen Gründen ihm abgenöthigten Aussezzung des Säuglings, doch seine Erhaltung so angelegentlich wünscht, bestätigt Le Vaillant's Urtheil von diesem Volke hinlänglich, wenn er ihm Gefühl, Sanftmuth und Menschlichkeit im höchsten Grade beilegt. (S. 236.)

die einer Jagdtasche ähnlich ist, und die die Mutter über ihren Kroß hinunter hangen läßt. Es mag nun zur Arbeit oder zum Tanze gehen; so legt die Mutter ihre süsse Last nicht ab. Will sie dem Kleinen die Brust geben, so dreht sie den Sak, aus welchem nichts als der Kopf hervorragt, nach vorne, und legt es an die Seite, ohne daß sie auszupakken brauchte. Wenn sie aber schon alt ist, und mehrere Kinder gesäugt hat, so kann sie ihm die Brust unter dem Arme durch oder über die Schulter hin reichen. Diese Säuglinge gewöhnen sich bald an den Tabaksrauch, den ihnen der Wind oft aus der Pfeife ihrer Mutter ins Gesicht bläst, und bezeugen ihr gröstes Vergnügen an den gefährlichen Sprüngen und Wendungen der Tanzenden, wobei sie in einem fort hin und her geschleudert werden. Mit einem halben Jahre pflegt man die Kinder vor der Hütte auf die Erde zu legen, wo sie Anfangs auf allen Vieren kriechen, und zulezt sich aufrichten und ohne Beihülfe gehen lernen. Wenn dann die Mutter ausgeht, so geschieht dies immer im Gefolge ihres ganzen Kinderhaufens, der übrigens nie sehr groß ist, denn sechs Kinder von Einer Frau sind schon etwas Ungewöhnliches. *)

Die Wöchnerin beobachtet eine gewisse Zeit der Enthaltsamkeit von ihrem Manne. Wenn nun diese verstrichen ist, so reinigt sie sich mit frischem

*) Menzel, II. S. 481. Le Vaillant, S. 247.

Kühmiste, schmiert den ganzen Leib mit Fett ein, bemalt sich das Gesicht, hauptsächlich um die Nase herum, mit Ruß vom nächsten besten Kochtopfe, und streut das Bukupulver reichlich auf die Stirne. In diesem Puzze erwartet sie ihren Mann in der Hütte, der dann seiner Seits auch nicht ermangelt, in dem nöthigen Schmukke zu erscheinen. Von beiden Seiten wird jezt allen Schmeicheleien und Liebkosungen aufgeboten, und zulezt wakker darauf losgeschmaucht. *)

Wenn ein Mädchen in gesegnete Leibesumstände kömmt, so wird es nebst ihrem Liebhaber todt geschlagen, wenn nicht allenfalls die Aeltesten der Horde die Strafe mildern; indem sie sich dann heurathen, und gewöhnlich noch einen Ochsen zum Schmaus für die ganze Gemeine geben müssen. Indessen ist jedes Hottentottenmädchen verbunden, gegen einen vestgesezten Preiß zum Besten ihrer Verwandten, jedem Hottentotten die lezte Gunstbezeugung zu erweisen. **)

*) Menzel, II. S. 471.

**) Sparrmann, S. 356. Lezteres nach der Aussage eines Hottentotten.

§. 6.

Besondere Gebräuche. Belustigungen.

Da die Kinder der Hottentotten von ihrer Geburt an einzig unter der Aufsicht ihrer Mutter stehen, und nicht in die Gesellschaft der Männer kommen dürfen, so wurde bei den Jünglingen das achtzehnte Jahr vestgesezt, in welchem man sie feierlich in den Zirkel der Erwachsenen aufnahm. Dieses Zeremoniel nennen die Hottentotten in ihrer armen Sprache Anders machen, welches der allgemeine Ausdruk für ihre Feste und Feierlichkeiten ist. Bei einer solchen Aufnahme unter die Zahl der Männer wird, so wie bei jeder ähnlichen Gelegenheit, dem ganzen Kraale ein Schmaus gegeben, bei welchem die Aeltesten der Horde den Jüngling mit Fett und Ruß wohl einschmieren und mit Buku bestreuen. Dann tritt einer von den Greisen vor ihn hin, und läßt ihm seinen Urin über den ganzen Leib hinunter laufen .... ein Balsam, den der Begossene sorgfältig einzureiben und zu benüzzen sucht.

Der zum Manne gemachte Jüngling darf sich eben dies Mal noch nicht in den Kreis der Männer sezzen, und mit ihnen beim Male zugreifen; nur von den Ueberbleibseln erlaubt man ihm zu essen, und am Ende der Mahlzeit mit zu trinken. Wenn er dann je wieder mit den Frauen, selbst mit Mutter oder Schwester, ißt und trinkt, so verliert er sein erlangtes Vorrecht, wird von allen

ausgezischt und muß sich wieder anders machen lassen. Der auf diese Weise in den Rang der Männer erhobene Jüngling begibt sich dann gewöhnlich zu seiner Mutter, um ihr recht höhnisch den Gehorsam aufzusagen, und ihr zu bedeuten, daß er nimmer unter ihren Befehlen stehe. *)

Ein anderer sonderbarer Gebrauch ist das Ausschneiden eines Testikels, das man sonst gewöhnlich mit Knaben von acht Jahren vorgenommen hat. Wann nämlich der junge Mensch mit Fett eingeschmiert ist, so legt man ihn auf den Rükken an die Erde, bindet ihm Hände und Füsse, und drei oder vier seiner Freunde halten ihn vest. Dann schneidet man ihm den linken Testikel heraus, legt an dessen Stelle ein Stükchen Fett von der nämlichen Größe, das mit heilenden Kräutern bestreut ist, und nähet ihm den Einschnitt wieder zu. Jezt bindet man den Pazienten wieder los, gießt zerlassenes Schaffett so reichlich über ihn hinunter, daß es nach und nach eine ganze Rinde um seinen Leib bildet, und reibt ihn so hart, daß er in grossen Tropfen schwizt, und wie ein Kapaun in der Bratpfanne dampft. Darauf macht der Operateur mit seinen Nägeln Furchen in die Fettrinde,

*) Menzel, II. S. 474. und N. Beschr. d. V. S. 99. Diese Feierlichkeit aber ist nur noch bei den Geissiquaern und Koraquaern, die nördlich vom Kap unter 28° der Breite wohnen, üblich. M. s. Le Vaillant, S. 269.

und schlägt sein Wasser darin ab. Alsdann reibt er ihn noch einmal, und verläßt ihn zulezt mehr todt als lebendig. Der Halbverschnittene schleppt sich nun in eine in der Nähe für ihn aufgeschlagene Hütte, wo er entweder umkömmt, oder sich wieder ohne Pflege und Erquikkung erholt. Seine einzige Speise ist dann, wenn er Lust dazu hat, das über seinen Leib gegossene Fett. Nach zwei Tagen ist er gewöhnlich wieder hergestellt, und kann sich öffentlich zeigen. Diese Operazion soll ehmals bloß darum vorgenommen worden seyn, damit man um so schneller laufen könne. *)

Vom Tanzen sind die Hottentotten ausserordentliche Liebhaber. Sie nehmen besonders gerne die Nacht dazu, und zwar wenn es Mondschein ist. Die Arten des Tanzes sind sehr verschieden, und an manchen kann ein Hottentotte aus einer entferntern Horde keinen Antheil nehmen, weil diese Art zu tanzen ihm unbekannt ist. **) Die Tänzer und Tänzerinnen fassen sich wechselsweise bei der Hand, und bilden einen Kreis. Diese Kette dreht und wendet sich dann nach allen Seiten. Oft lassen sie sich los, um das Zeitmaaß zu bezeichnen; auch schlägt von Zeit zu Zeit Jeder in die Hände, ohne dadurch aus dem Takte zu kom-

*) Menzel und Beschr. d. V. a. a. O. Nach Le Vaillant (S. 269) ist diese halbe Entmannung auch nur noch bei den Geissiquaern und Koraquaern üblich.

**) Sparrmann, S. 318.

men. Die Stimmen vereinigen sich mit dem Instrumente, und singen beständig den allgemeinen Refrain: Ho, Ho! *) Manchmal tritt einer von den Tänzern aus dem Kreise in die Mitte, und macht für sich allein einige Sprünge, die sehr schnell und abgemessen sind, ohne daß er dabei von seiner ersten Stellung fortrükt. Dann lassen alle einander los, gehen einzeln nachläßig hinter einander, nehmen eine traurige und bestürzte Miene an, hängen den Kopf auf die Schulter, und schlagen die Augen zur Erde nieder; aber gleich darauf sieht man wieder die ausgelassenste Munterkeit. An diesem Kontraste finden sie, wenn er gut ausgeführt wird, grosses Vergnügen. Die Tänzer lassen übrigens in einem fort ein dumpfes eintöniges Gesumse hören, das sie nicht anders unterbrechen, als wenn sie sich alle gegen die Zuschauer wenden, um in vollem Kor jenes wunderbare Ho zu singen, das die Seele und der Ruhepunkt dieses Getöses zu seyn scheint. Mehrentheils endigt sich das Fest durch ein allgemeines Ballet; der Kreis trennt sich, und man tanzt ohne Ordnung, so oft als es Jeder im Stande ist, wobei man Geschiklichkeit und Stärke in ihrem höchsten Glanze sieht, indem die Haupttänzer um die Wette jene gefährlichen Sprünge wiederholen. **) Bei

*) Le Vaillant, S. 263. oder nach Sparrmann, S. 355: Majema, Majema, Hu Hu Hu! (M. s. im XV. B. d. W. S. 293.)

**) Le Vaillant, S. 264.

diesen Tänzen bedienen sie sich der oben beschriebenen musikalischen Instrumente.

Zum Zeitverteib belustigen sie sich auch mit einem Spiele, das die Kolonisten ganz unrichtig ein Kartenspiel nennen. Sie sezzen sich dabei um den Feuerheerd, wo der Aschenhaufe die Stelle des Spieltisches vertritt. Es besteht in einer unaufhörlichen Bewegung der Arme, theils nach oben und unten, theils kreuzweise, ohne daß diese sich berühren. Vermuthlich pflegen die Spieler dabei gewisse Regeln und Vortheile wahrzunehmen, weil jeder zu gewissen Zeiten einen kleinen Pflok zwischen dem Daumen und Zeigefinger hält, wobei sie bisweilen in ein Gelächter ausbrechen, indem sie abwechselnd gewinnen und verlieren, ohne jedoch um etwas zu spielen. Dies Spiel treiben sie gewöhnlich, so wie ihren Tanz, vom Abend bis an den Anbruch des folgenden Tages, und zwar unter einem beständigen Rufen oder Singen folgender Wörter: Hei pruah pranka! Hei pruah t'hei, hei pruah ha! *)

§. 7.

Krankheit. Tod. Begräbniß.

Wenn die Hottentotten krank werden, so schnüren sie sich z. B. den Kopf oder sonst einen

*) Sparrmann, S. 217.

Theil des Leibes, an dem sie Schmerz empfinden, mit Riemen, und glauben, sich damit Linderung zu verschaffen. *) Aber ausser dem Binden nehmen sie auch ihre Zuflucht zu einigen heilsamen Kräutern, die sie durch Erfahrung kennen. Eigentliche Aerzte haben sie nicht. **) Aber Einige von ihnen besizzen im Gebrauche dienlicher Pflanzen vorzügliche Kenntnisse, und werden dann von den Pazienten zu Rath gezogen. Stirbt indessen der Kranke während ihrer Kur, so wissen sie zu ihrer Entschuldigung aufs bündigste zu beweisen, daß hier keine Rettung mehr war. Noch etwas besser verstehen sie sich auf den Verband und die Heilung äusserlicher Verlezzungen, auch selbst auf die Einrichtung der Verrenkungen und Beinbrüche; daher sieht man selten einen hinkenden Hottentotten. Ausser den Koloniehottentotten, die sich zum Theil an europäische Sitten gewöhnt haben, wissen die übrigen nichts vom Aderlassen. ***)

Uebrigens pflegen sich die Kranken, aus einem gewissen feinen Gefühl, von den Gesunden abzusondern, und nie fällt es einem Hottentotten ein, sein Elend zur Schau zu stellen, um Mitleiden zu erregen; denn er kann in jedem Unfalle der thätigsten Unterstüzzung von seinen Landsleuten sich versichert halten. †)

---

*) Le Vaillant, S. 179.

**) Ebenders. S. 257.

***) Ebenders. S. 256.

†) Ebendaselbst.

Vor anstekkenden Krankheiten haben die wilden Hottentotten den größten Abscheu. Niemand wagt sich zu einem solchen unglüklichen Geschöpfe, von dem sie Anstekkung befürchten, *) und wenn es gar die Pokkenkrankheit ist, so verlassen sie in größter Eile ihren Wohnplaz und flüchten sich in die tiefsten Wüsteneien. **)

Wenn ein Hottentotte stirbt, so machen die Anverwandten und Freunde desselben ein entsezliches Geschrei, und innerhalb wenigen Stunden bringt man ihn schon zu Grabe. Man legt den Leichnam so zusammen, daß der Kopf zwischen den Beinen zu liegen kömmt, und wikkelt ihn in seinen schlechtesten Kroß. Zur Begleitung der Leiche versammeln sich alle Männer und Weiber des Kraals vor dem Eingang der Hütte des Verstorbenen, und jedes Geschlecht hokt in einem besondern Kreise herum. Dann erheben sie ein klägliches Geheul, und wiederholen unaufhörlich das Wort Bo, Bo! (Vater). Während dem wird die Hütte abgedekt und die Leiche auf der andern Seite durch eine gemachte Oeffnung herausgetragen. Alle Männer und Weiber folgen jezt dem Leichnam, der von drei oder vier Personen auf den Armen getragen wird, unter beständigem Geheul und mit den kläglichsten Gebärden nach. Die Grube, worein man ihn legt, ist gewöhnlich nicht weit von dem Kraale

*) Le Vaillant, S. 223.

**) Ebenders. S. 259.

entfernt, und gar nicht tief gegraben. Wenn der Todte eingesenkt ist, so dekt man ihn mit Erde, auch wol obendrüber mit Steinen zu; aber mehrentheils wird er von den Schakals und Hyänen wieder ausgescharrt und verzehrt. *) Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen beschmieren nach vollbrachtem Geleite ihre Arme und Beine mit Kühmist, und wiederholen dies zum Andenken des Beerdigten noch verschiedene Tage. Seine Hütte wird nicht wieder bezogen, sondern an ihrer Statt eine andere aufgerichtet. Am Ende der Beerdigung wird noch ein Schmaus gegeben, an welchem die ganze Horde Antheil nimmt. Ein Darm von dem Schafe, das der Erbe schlachtet, wird rein ausgeleert, mit Buku bestreut, und ihm um den Hals gebunden. Dies Trauerzeichen muß er auf alle mögliche Weise schonen und so lange tragen, bis es von selbst abfällt. Diese Sitte beobachten auch die übrigen nächsten Verwandten. **)

Daß die Hottentotten sich ihrer kraftlosen und unbehülflichen Alten auf eine grausame Weise durch Aussezzen entledigten, ist entweder ganz falsch, oder wenigstens jezt nicht mehr üblich. ***) In einem solchen Falle soll in einiger Entfernung von dem Kraale eine Hütte für die abgelebte Person

*) Menzel, II. S. 547.

**) Menzel, a. a. O. — Le Vaillant erzählt von diesen Gebräuchen gar nichts.

**) Menzel, II. S. 551.

aufgeschlagen, und die Erlaubniß zur Aussezzung von den versammelten Männern der Dorfschaft eingeholt werden. Man legt dann den Unglüklichen in die Hütte, die ihm zum Grabe dienen soll, nieder, und gibt ihm noch einige Lebensmittel dazu. Entkräftung und Hunger reiben ihn hier nach einiger Zeit vollends auf, oder er wird von wilden Thieren verschlungen. Indessen soll die Hottentotten bei diesem barbarischen Gebrauche nichts als Mitleiden geleitet haben, indem sie dadurch die Beschwerden des hohen Alters ihren Aeltern oder nächsten Verwandten abzukürzen suchten. Man weiß auch wirklich, daß sie sonst ihren Greisen das Leben so erträglich und vergnügt machen, als sie nur können, und sie mit aller Zärtlichkeit behandeln.*) Le Vaillant **) sah bei den Gonaquaern, wie verschiedene kraftlose Greise, die vor Alter nicht mehr aus ihrer Hütte gehen konnten, von Knaben bedient und mit Nahrung versehen wurden.

§. 8.

Politische Verfassung. Justiz- und Kriegswesen.

Die Hottentotten haben weder Könige noch Fürsten. Jeder Kraal macht gleichsam eine eigene bürgerliche Gesellschaft aus, die eine republikani-

*) N. Beschr. d. V. S. 111.

**) S. 222.

sche Verfassung hat, so fern nämlich jeder wichtige Vorfall in der Gemeine von allen Männern zugleich in ihren Versammlungen *) in Berathschlagung gezogen, und ein Entschluß darüber gefaßt wird. Sie haben zwar ihre Kapitains oder Anführer, deren Macht aber fast gar nichts zu bedeuten hat. **) Diejenigen, welche im Bezirk der Kolonien wohnen, haben noch dazu das Recht nicht mehr, sich ihre Anführer selbst zu wählen, sondern müssen sich einen vom Gouverneur in der Kapstadt einsezzen lassen. Der Gewählte erhält zum Zeichen seiner Würde ein spanisches Rohr mit einem großen Knopfe von Kupfer, den er beständig in der Hand trägt oder neben sich liegen hat. ***) Man hängt ihm auch einen kupfernen Ringkragen, auf welchem das Wort Kapitein mit großen Buchstaben eingegraben ist, um den Hals. †) — Diese Würde eines Anführers ist nicht erblich. ††) Wo er nicht

*) Le Vaillant (S. 241.) will dem guten Kolbe auch das nicht einmal gelten lassen, daß die Hottentotten politische Versammlungen hielten, und ihre Staatsangelegenheiten darin besorgten, denn sie kennen, seiner Meinung nach, überall nichts weder von einem rechtlichen Verfahren, noch von Einrichtungen, welches auch aus Allem zu erhellen scheint.

**) Le Vaillant, S. 261.

***) Sparrmann, S. 226.

†) Le Vaillant, S. 147.

††) Le Vaillant, S. 261. — Sparrmann (a. a. O.) behauptet das Gegentheil.

von dem Gouverneur abhängt, trägt er kein äusseres Unterscheidungszeichen, und hat auch sonst keinen Vorzug vor den Uebrigen, als daß er nicht das Vieh hüten darf, wenn die Reihe an ihm wäre. Bei Berathschlagungen hat seine Stimme nur dann Gewicht, wenn man sie für gut erkennt; sonst aber wird keine besondere Rüksicht darauf genommen. *) In ihren politischen Versammlungen darf sich kein Weib blikken lassen. **)

Statt ordentlicher Gesezze und Einrichtungen gilt das alte Herkommen, nach welchem überhaupt die ganze Lebensart geführt wird. ***) Der Ehebruch wird wirklich, besonders an dem Weibe, mit dem Tode bestraft; allein höchst selten kömmt solch ein Verbrechen an den Tag, und die Kolonisten würden einem Delinquenten der Art, wenn er zu ihnen flüchtete, leicht eine Freistätte anbieten. Auf den Diebstal ist keine Strafe gesezt, weil es unter diesem Volke keine Diebe gibt. †) Man hat kein Beispiel, daß sich eine Streitigkeit durch einen Mord geendigt hätte. Sollte aber ein solcher Unfall sich zutragen, so würde die ganze Horde den Thäter verfolgen, und ihn, wenn er auch ihrer Rache entgienge, doch für immer aus seinem Va-

*) Le Vaillant, S. 262.

**) Menzel, II. S. 452.

***) Ebenders. S. 436. — Le Vaillant (S. 241.) bestreitet dies ebenfalls.

†) Menzel, II. S. 553.

terlande verbannen. *) — Bei den meisten Horden fällt das Erbe auf den ältesten Sohn, **) bei einigen aber, besonders was die Anführerswürde betrift, auf den jüngsten, ***) und in Ermanglung eines Sohns auf die nächsten Blutsverwandten. Der Erbe tritt ganz in des Verstorbenen Stelle, und behauptet auch über seine Geschwister eine väterliche Gewalt. Bei ihm müssen sie die Erlaubniß zum Heurathen oder zum Verdingen bei den Kolonisten holen, und von seiner Hand ihre Aussteuer erhalten. Die Töchter sind von der Erbschaft ganz ausgeschlossen, bekommen aber, so wie die Wittwe, ihren Unterhalt und in der Folge ihre Aussteuer von dem Haupterben. Auch ohne sich zu heurathen fordern sie in einem gewissen Alter diese Mitgabe, die in einigen Stükken Vieh besteht, und vermiethen sich bei Kolonisten, die dasselbe mit dem ihrigen weiden und zum Vortheil der Eigenthümerin sich vermehren lassen. †) Wenn eine Frau keine Kinder hinterläßt, so fällt das Heurathsgut wieder an ihre Verwandten zurük. ††) Bei Ehescheidungen wird das Vermögen mehrentheils freundschaftlich zwischen Beiden getheilt. †††)

*) Le Vaillant, S. 241.

**) Menzel, II. S. 551.

***) Sparrmann, S. 226. 463.

†) Menzel, II. S. 552.

††) Ebendas.

†††) Le Vaillant, S. 240.

Die Art, wie die Hottentotten Krieg führen, erfordert weder grossen Muth, noch flößt sie ihnen eine besondere Streitlust ein. *) Wenn es zum Gefechte geht, so weiß man nichts von Ehrenstellen und Divisionen. **) Indessen hat doch manchmal ein tapferer Anführer viel über seine Horde vermocht, und sich seinen Feinden furchtbar gemacht. ***) Wenn sie ihre Assagaien nach dem Feinde geworfen haben, so schiessen sie lauter vergiftete Pfeile auf ihn ab, wodurch sie im Gefechte gegen die Kaffern, die sich keiner Pfeile bedienen, und ihre Assagaien bald verschwendet haben, gewöhnlich die Oberhand behaupten; besonders da sie dreist und geschwind genug sind, die Wurfspiesse der Feinde aufzulesen, und sie wieder gegen dieselben zu gebrauchen. †) Um nicht so leicht getroffen zu werden, bewegen sie den Körper beständig nach beiden Seiten, indeß sie bei allen ihren Wendungen ihrem Geschoß eine so genaue Richtung zu geben wissen, daß sie mehrentheils damit treffen. ††) Sie haben dabei weder Schilde, noch verstehen sie sich auf die Bevestigung eines Dorfs, und in ihrer Kriegskunst weiß man weder von Lagern noch von Taktik. Jeder Einzelne

---

*) Sparrmann, S. 464.

**) Le Vaillant, S. 262.

***) Sparrmann, S. 462.

†) Ebenders. S. 463.

††) Menzel, II. S. 489. Sparrmann, a. a. O.

greift an, und vertheidigt sich, wie er es für gut findet. *)

Unter sich selbst führen die Hottentotten keine Kriege, wenigstens in neueren Zeiten nicht mehr; denn seit der Anwesenheit der Europäer sind sie nicht nur furchtsamer, sondern auch friedeliebender geworden. Der Gebrauch ihrer Waffen schränkt sich jezt nur auf die Vertheidigung gegen die Buschmänner, und allenfalls auf die Verfolgung derselben in Gemeinschaft der Kolonisten oder eines vom Kap detaschirten Korps ein. **)

§. 9.

Religiöse Meinungen und Aberglauben.

Bis jezt hat man bei den Hottentotten noch keine Spur von einer Gottesverehrung wahrnehmen können. Sie haben weder Tempel noch Altäre, weder Gözzen noch Priester, und die Begriffe von einem göttlichen Wesen sind ihnen so fremd, als die Art, es zu verehren ***); will man sie darüber belehren, so sagen sie: wir sind zu dumm, und können es nicht verstehen. †) Wenn die Hottentotten im Mondschein singen und tanzen, so ist dies keineswegs als eine religiöse

*) Le Vaillant, S. 262.

**) Menzel, II. S. 545. und 489. Sparrmann, S. 185.

***) Le Vaillant, S. 64 und 257.

†) Sparrmann, S. 196.

Handlung anzusehen; denn es kommen weder Ehrenbezeugungen noch Bitten oder Anrufungen dabei vor. *) — Da sie sich aber vor Zaubereien sehr fürchten sollen, **) so scheinen sie wenigstens ein mächtiges böses Wesen anzuerkennen, dem sie aber keine göttliche Verehrung erweisen. Indessen ist es doch wahrscheinlich, daß sie ihm Regen, Kälte, Bliz und Donner, welches sie ohne Ausnahme für ein Uebel halten, zuschreiben. ***) Zauberer und Zauberinnen, die sich das Ansehen zu geben wissen, als könnten sie die böse Witterung verhindern, die Krankheiten heilen, die wilden Thiere behexen, finden demnach großen Beifall. ****) Doch gibt es bisweilen in diesem Stükke auch Freigeister unter ihnen, die an solche Gaukeleien nicht glauben, †) und manchmal ist den Zauberern selbst ein mislungener Versuch, den sie gewöhnlich auf die entgegenwirkende Kraft eines mächtigen Zauberers schreiben, gar übel bezahlt worden. ††) — Bei all diesem Aberglauben sind die Hottentotten doch nicht furchtsam im Dunkeln. Daß sie aber einige Vorstellung von Gespenstern und von einem Leben nach dem Tode haben, glaubt man daraus

*) Le Vaillant, S. 263. Menzel, II. S. 509.

**) Sparrmann, S. 196. Menzel, II. S. 470.

***) Sparrmann, ebendas.

****) Le Vaillant, (2te R. I. S. 381 u. ff.) erzählt von einer hottentottischen Zauberin.

†) Sparrmann, S. 200.

††) Derselbe S. 197.

schliessen zu können, weil sie ihren Abgestorbenen Vorwürfe machen, daß sie so früh von ihnen geschieden sind, und sie ermahnen, ferner auf einem guten Wege zu gehen; welches ungefähr den Sinn haben soll, daß sie nicht wieder zurükkommen und spukken, sich auch nicht von den Zauberern dazu gebrauchen lassen möchten, den Hinterbliebenen Böses zuzufügen. *) — Die Kolonisten nennen ein gewisses Insekt (den Gespenstkäfer, Mantis) den Hottentottengott; allein ganz ohne Grund. Denn es wird ihm nichts weniger als göttliche Verehrung erzeigt, **) indem Sparrmann sogar viele von diesen Käfern durch Hottentotten aufsuchen ließ, denen es wol bekannt war, daß er sie wie die übrigen Insekten auf Steknadeln aufbewahrte. Eine Gattung derselben halten jedoch einige Hottentotten für böse, und getrauen sich nicht, ihnen etwas zu leid zu thun. ***). Daß die wilden Hottentotten in Krankheiten die Eingeweide eines Hammels befragten und dem Kranken das Nez dieses Thiers an den Hals hängen und es daran verfaulen liessen, erklärt Le Vaillant geradezu für ein Mährchen. †)

*) Sparrmann, S. 199. Menzel, II. S. 547.

**) Menzel, II. S. 516.

***) Sparrmann, S. 199.

†) S. 257.

§. 10.

Sprache.

Die Sprache der Hottentotten ist wie bei allen rohen Völkern sehr arm. Sie bedarf wenigstens keiner Wörter zum Ausdruk abstrakter Ideen, und ist auch keines Schmuks empfänglich. Eben so wird man bei ihr jede genaue Regel für die Wortverbindung umsonst suchen. Sie ist zwar sonderbar und schwer auszusprechen, aber nicht so unangenehm, als es einem Anfangs vorkömmt. Man kann sie so gut als eine andere fremde, etwas schwer auszusprechende Sprache erlernen. Le Vaillant hat Kolonisten gekannt, die sie sehr geläufig sprachen, und er selbst konnte sich, wie er sagt, in kurzer Zeit darin verständlich machen. Tiefer im Lande, wo die Kolonisten viel mit Hottentotten umgehen, lernen ihre Kinder sich oft früher im Hottentottischen ausdrükken, als in ihrer Muttersprache.*) Deutsche und Holländer erlernen diese Sprache übrigens leichter, als Franzosen, weil das U, das H und das G darin eben so, wie im Deutschen und Holländischen ausgesprochen wird.**)

Die größte Schwierigkeit in der Aussprache verursacht ein gewisser Zungenschlag, indem fast jedes Wort mit einem Klatschen oder Schnalzen der Zunge gegen den Boden des Gaumens hervorgestoß-

*) Sparrmann, S. 214.

**) Le Vaillant, S. 287.

gestossen wird. Vielsilbige Wörter werden mit einem doppelten Schnalzen begleitet *) Von diesem Zungenschlag bemerkt ein feines und geübtes Ohr drei ganz verschiedene Arten. Die erste ist die gewöhnlichste, sanfteste und leichteste. Man legt dabei die Zunge an den Gaumen gegen die Schneidezähne, hält den Mund zu, zieht alsdann die Zunge geschwind zurük und öffnet zugleich den Mund. Das zweite Schnalzen klingt lauter als das erste. Man darf dabei nur die Zunge vom Gaumen abziehen, so entsteht der Ton von selbst. Beim Schnalzen der dritten Art muß man die meiste Gewalt anwenden, denn es läßt sich sehr laut hören. Es gehört viele Uebung dazu, es mit dem folgenden Worte zu verbinden, weil es durch eine sonderbare Zusammenziehung der Zunge, die man dabei zu hinterst am Gaumen nahe beim Schlunde zurüklegt, hervorgebracht wird. Nach einem solchen Stosse bedarf es dann einer starken Bewegung, um die Zunge zur Aussprache des folgenden Worts an die Lippen zu bringen, ohne daß man eine Unterbrechung in der Rede bemerken kann. Dieses dreifache Schnalzen wird erst noch verschieden modulirt, welches man gewissermassen die Akzente der Sprache nennen kann. —

Ausser diesen drei Arten von Schnalzen, die durchaus zur hottentottischen Sprache gehören, gibt es in manchen Wörtern noch einen Schall,

*) Sparrmann, S. 213.

der bloß durch die Kehle hervorgebracht wird, und sich nicht beschreiben läßt. Auch hat ein Wort nach der Kürze oder Länge seiner Vokale oft zwei verschiedene Bedeutungen. Aus diesem allem erhellet denn, daß es mit den größten Schwierigkeiten verbunden wäre, diese Sprache schreiben zu wollen. Man müßte wirklich ein ganz neues Alfabet dazu erfinden, und der Erfolg würde hauptsächlich erst von der Erlernung des Schnalzens abhangen. Alle diese Verschiedenheiten kommen dem Europäer Anfangs sehr schwer, und seinem Ohre ungemein hart vor. Nach und nach aber findet man diese Sprache nicht ganz ohne Wohlklang, vorzüglich im Munde einer Hottentottin. *) Der Hottentotte spricht sie überhaupt mit eben der Leichtigkeit, als irgend eine andere Nazion die ihrige. **) Das Unverständlichste dabei ist, daß die Hottentotten im Sprechen den Mund nicht recht öffnen, und die Wörter nicht genug von einander trennen. ***) Hingegen drükken sie auch alles, was sie sagen, zugleich durch ein lebhaftes Gebärdenspiel aus, so daß man nur eine sehr geringe Kenntniß von ihrer Sprache bedarf, um das

*) Le Vaillant, S. 289.

**) Sparrmann, S. 214. — Le Vaillant (S. 300.) scheint dies nicht so ganz zuzugeben, wenigstens in Vergleich mit den Kaffern, die weit schneller redeten, als die Hottentotten.

***) Menzel, II. S. 542.

Nöthige zu verstehen. *) Indessen gibt es verschiedene Mundarten, wovon die im Hutinquaslande schon merklich abweicht. Die Sineserhottentotten unterscheiden sich ebenfalls durch einen besondern Dialekt. Alle Mundarten aber kommen jedoch so weit miteinander überein, daß die verschiedenen Völkerschaften einander einigermassen verstehen können.

Die Sprache der Hottentotten hat natürlich auch durch die Ankunft der Europäer einigen Zuwachs erhalten, indem sie theils neue Namen für neue Gegenstände erfanden, theils Wörter aus dem Holländischen entlehnten und in ihre Sprache ummodelten. **) Besonders fangen die Koloniehottentotten, die einen Theil ihrer Sprache vergessen haben, an, den übrigen durch Beimischung von schlechtem Holländisch zu verunstalten. ***) Auch vermischen sie ihre Muttersprache zum Theil mit deren Kauderwälsch (einer Art von Lingua franca) das von den Sklaven gesprochen wird. †) Bei den Kaffern findet sich das Schnalzen in der Aussprache nicht. ††) Nach Menzels Bemerkung sollen die Hottentotten in ihrer Sprache die Verschiedenheit des Geschlechts nicht auszudrükken wissen. †††)

*) Le Vaillant, S. 295.

**) Menzel, II. S. 510.

***) Le Vaillant, S. 292.

†) Menzel, II. S. 510.

††) Le Vaillant, S. 300. Sparrmann, S. 624.

†††) II. S. 542.

Verschiedene Proben
aus der Sprache der Hottentotten.

1. Zahlwörter.

	Sparrmann*)	Thunberg.**)	Kolbe. ***
Ein	Ui	Koiſe	Q'kui
Zwei	t'Kammi	Kamſe	K'kam
Drei	t'Knona	Aruſe	K'ouna
Vier	t'Hacka	GnAtoi	Hakka
Fünf	t'Giſi	MetukA	Ko'o
Sechs	t'Golo	Krubi	Nanni
Sieben		GnAtignA	Honko
Acht		Gninka	Khiſſi
Neun		Tuminkma	K'heſſi
Zehn		Gomatſe	Ghiſſi

*) Seite 618. — Den Zungenſchlag (freilich nur den zu Anfang des Worts) zu bezeichnen, bedient ſich derſelbe des T mit dem Apoſtroph, (t').

**) Seite 82. — Hier ſoll für den erſten Grad des Schnalzens, der mit den Zähnen geſchieht, a — für den zweiten und ſtärkern A — und für den dritten á gelten. Ein höchſt unglüklicher Einfall! Als ob es kein ſchiklicheres Mittel gäbe, dieſe Eigenthümlichkeit der hottentottiſchen Sprache am gehörigen Orte bemerkbar zu machen! A und á zeichnen ſich zwar kenntlich genug aus; aber das einfache a, ohne Akzent, kömmt in der ganzen Tabelle nicht in dieſer Form vor. Dafür ſteht vielleicht allemal à; aber wer will nun unterſcheiden, ob es Schnalzzeichen oder Vokal iſt?

***) Allg. Hiſt. d. R. Band V. Seite 149.

2. Naturhistorische Namen.

	Sparrmann.	Le Vaillant.*)	Thunberg. **)
Elefant	Koa	Λ-Goap	
Rhinozeros		V-Nabap	
Flußpferd	t' Gao	V-Ka-us	Kou (Tko͂uw oder Ha͂-kouw)
Giraffe		Δ-Na-ip	
Büffel	t'Kau	Λ-Ka-oop	Kaw (Qu'' Araho)
Elenngazelle	t' Kan	Δ-Kaana	
Pasan (Gemsbok A. Oryx)		Λ-Kaip	
Weißgestreifte Gazelle (Kudu)		V-Kudu, oder Gaïp	

*) Seite 293. — Dieser Reisende hat auch seine eigenen Zeichen für den Zungenschlag erfunden. Für den ersten Grad gibt er Λ; für den zweiten V, und für den dritten Δ. Ueberdies bedient er sich noch des + als eines Modulazionszeichens. — Die von ihm aufgezeichneten Namen sollen alle rein-hottentottisch seyn.

**) Seite 85. — Die einklammerten Wörter sind aus All. Hist. d. R. Band V, S. 149. — Schnalzzeichen sind hier (˜) und (—). Das Verzeichnis dieser Wörter hat Ludolf aus Afrika erhalten, in dessen Lebensbeschreibung es durch Junker bekannt gemacht wurde.

	Sparrmann.	Le Vaillant.	Thunberg.
Steinbok-Gazelle	Gunima	Λ-Harip	
Rehbok-Gazelle	Za	$\overset{+}{G}$nioop	
Taucher-Gazelle		Λ-$\overset{+}{A}$ump	
Hirschthier (Harte-Beest)		Δ-Kamap	(T'kãmma)
Zebra	d'Au	V-Kuarep	
Quagga (wilder Esel)		V-Nu V-Kuarep	(Quayha)
Hase		Δ-$\overset{+}{U}$amp	
Murmelthier		V-K$\overset{+}{a}$ump	
Wildes Schwein		V-Ku-Goop	
Schwein	Hango		
Ameisenfresser		V-Guhp	
Stachelschwein		V-Nu-ap	
Hund	Tu	Λ-Harip	Tup. Tutu Arikà (Likkãnee)
Hunde	Tuna	Λ-Harina	
Hündin	Tus		Tus
Razze		Durup	
Fledermaus		Λ-Nuga-Burup	

	Sparrmann.	Le Vaillant.	Thunberg.
Löwe	t'Gamma	Gamma	Káma
Tiger	Käſſau	Garu-Gamma	(Tqu͂aſ-ſouw)
Tigerkazze		† ʌ-U amp	
Hiäne		ʌ-Hirop	
Wilder Hund		Δ-Guhp	
Schakal	d'Intaj	ʌ-Dirip	
Pferd	Hanka	Aap	Hakva. Haap
Stier	Hara. Ho	Karamap	Hogo. Kumap
Ochſe		Gumap	(Hek͂kao)
Kuh	t' Gôos	Gumas	Gós. Góoſa.
Schaaf	t' Gus	Gou	(Gho͂udie. Gudi)
Schaafe		Gouna	
Lamm			(Khauna)
Bok		Bri - i	(Kgo͂yes)
Ziege		Tararèbris	
Hengſt	Karangaha		
Stutte	Ahas		
Wolf	Guka Nuka		(To͂qua)
Kazze			(Khoa͂á)
Pavian	t'Gorloka		
Affe			(Kho͂a-ka͂mma)

	Sparrmann.	Le Vaillant.	Thunberg.
Hornvieh	t'Guku		
Thiere			(Horri)
Vogel		Δ - Kanip	
Arab. Trappe		Δ - U ip	
Kapsche Trappe (Knorhan)		Λ-Haragap	(Khukari)
Fasan		Koa Koa. V-Kabos	(Quaqua)
Eine Art kapsche Schwalbe		Λ-O-atsi Λ-nambro	
Rothes Rebhun		Λ-Uri-Kinas	
Wachtel		Δ-Kabip	
Sperling		V-Kabari	
Gans			(Kgo͂u)
Wilde Gans		+ Gaamp	
Ente			(Dukatore)
Bergente		Δ-Karo-hei gaamp	
Geier		Λ-Gaip	
Flamingo		Δ-Gaorip	
Taube			(Kou͂quil)
Turteltaube		Λ - Neis	
Henne			(Ko͂nke-kerei)
Pfau			(Kho͂u)
Fisch	t'Gau	Δ - Ko up	

	Sparrmann.	Le Vaillant.	Thunberg.
Nordkaper			(T'kakã)
Seehund			(Houtéo)
Schildkröte	t'Gammi	V-Una	
Frosch		V-Ooro-koop	
Schlange		Λ-Kanu-Guph	
Fliege		Λ-Dinaap	
Schmetterling		Tabu Ta-bu	
Spinne		Λ-Hus	
Kamäleon		V-Karu-Kup	
Bienen	Oi		
Floh			atti
Berg		Δ-Umma	
Felsen		Δ - U ip. Δ - Karip	
Fluß		V-Aap	
Strom			(Kãmmo)
Waschfluß	t'Kam t'naſi		
Quelle		Λ-Aaup	
Meer		Hourip	
Erde			(Kãmkãm-ma)
Stern			(Kũane-hou)
Feuer	t'Ei		Ei. Eip. Neip.

	Sparrmann.	Le Vaillant.	Thunberg.
Wasser	t' Kamma	V- Kama	(Kamma)
Eisen			(Koukũri)
Thal			(T'kaá)
Vestes Land			(Houtnika)
Dunkle Nacht			(Thõuko)
Morgen (adverb.)			(Anthuri)
Wind			(Toya)
Donner	t' Gulu		(Kou)
Holz	'e		
Brod	Bré		Bré
Fleisch	t' Go	V- Gaaus	
Honig	Denni		
Milch	Bï		Bi. Bip
Kuhmilch			Gósbip
Butter			Bingói (Qũnwie)
Fett	t' Nui		
Blume		Δ-Narina*)	
Gras			(Tikã)
Baum		Haïp	
Bäume			(Bunquaa oder Ay)
Hanf			Dákhan

*) Diesen Namen gab Le Vaillant einer Schönen unter den Gonaquaern. (Seite 202.) Ist er aber wol nicht zu fein artikulirt — und wirklich zu romantischschön, um ächt hottentottisch zu seyn?

	Sparrmann.	Le Vaillant.	Thunberg.
Reiß			(˜Tkoume)
Haar	t' Kum		
Nase	t' Koi		
Mund			Kam (Kô-amqua)
Ohr	t' Nunka		
Ohren			(Nouw)
Bart			(Nombhã)
Kopf			(Bigũa)
Auge	Mo		(Mu)
Zahn	t'O		(Kõu)
Zähne	t' Kong		
Herz			(Qũan)
Lippe	t' Gamma		
Hand	t' Unka		
Bein	t' Nu		
Bauch	t' Amsa		(Khomma)
Hals			
Finger	t' Nanika		(Qũaó)
Nägel	t' Koloka		
Schwanz	Softe		
Männliche Ruthe	t' Ka		
Kopf der männlichen Ruthe	t' Ora		
Weibliche Scham	t' Gau		
Männliche Ruthe des Hundes	Tuna-ka		

3. Namen verschiedener Verhältnisse und Gegenstände.

	Sparrmann.	Le Vaillant.	Thunberg.
Gott			(Tikqu͂oá) *)
Teufel			(Kham-ou͂-na)
Vater	Bo. t'O		Ambup. Tikkop
Mutter	Sausi		Andes. Tissos
Aeltern	Sauna		
Frau			Honnes. Kus!
Sohn			(Kóo)
Bruder			KAtrup. TiAkwA
Aelterer Bruder	t' Ai		
Jüngerer Bruder	t' Kana		
Schwester			Kans. TikAndi
Jüngere Schwester	t'K angs		

*) Die Großnamaquaer und Eniquaer sollen das höchste Wesen Chuyn, d. i. groß oder mächtig nennen. (N. Beschreib. des Vorgeb. S. 211.)

	Sparrmann.	Le Vaillant.	Thunberg.
Mädchen	t' Gos		(Goi͂s)
Junges Mädchen	Traköſi		
Knabe	t' Go		(Gon͂a)
Sklave	Kobbo		
Herr, Hausherr.	t' Kukoi		
Hauptmann			(Ko͂uquequa)
Neger		Kabop	
Hottentott		+Khoé-+Khoep	
Hottentottin		Tararé-Khoes	
Europäer		V-Orée-Goep	
Schürze	t' Netie		
Hut	t' Aba		
Schuhe	t' Noaka		
Flinte		Δ-Kaboup	Kabù (Kna͂bou)
Schießpulver			(Tk͂auoklou)
Pfeil		Δ-Aap	
Bogen		Kgaap	
Stab			(Kirri)
Wurfſpieß (Haſſagai)		Λ-Aure-Koop	
Pfeife	t' Nov		

	Sparrmann.	Le Vaillant.	Thunberg.
Kalabasse	Karabu		
Wagen	Krohe	Kuri-ïp	
Wohnort			Geihep
Haus	t'K ooka		(Hof) Komma (K'omma)
Weg	Dau		
Schlimmer Weg	Tradau. Tudau.		
Bequemer Weg	Skundaha		
Feiger Mensch			(Kutſier)

4. Mancherlei Wörter und Redensarten.

(Sparrmann.)

Gut	Huka
Besser	Oin Hahoka Karin
Schlecht, häßlich	Kaiſi
Krank	Kaiſin
Böse	Solo
Kalt	Oro
Ja	Jo
Nein	Aa

(Sparrmann.)

Ich	Tiri Tili Titti (foemininum)
Du	Tats
Sie.	Tatisi
Er	Hekoe
Wir	Zita
Sie	Hekoina
Wer	Danne
Dein	Ta
Dein Pferd	Ta-Hanka
Was dir gehört, taugt nicht.	Zgu kaisi
Warum, oder auf wen bist du böse?	Solo naha
Wer ist gekommen?	t'Danne koha
Wer wohnt hier?	t'Danne koha he
Unser Vater	Zika Bo Ty t' Ka
Willst du Brod?	Tats Brâ Sas Brä
Ich bin	Titte
Du bist	Kja
Er ist	Oi
Wir sind	Zikatisi
Wir sind da	Zikatisi inaha
Er ist da	Dan inaha
Zu kommen	Ha

(Sparrmann.)

Komm hieher	Heva ha Ja ta ha
Komm geschwind	Susa ha
Komm nicht	Ha gutti
Thun	Hi
Geben	Male Mare
Gib mir	Male gu
Gib Feuer	t'Ei Mare
Gib Milch	Bi Mare
Laß zu trinken geben	Ereka
Gib zu essen	t'Kolo Mare
Essen	t'Knu
Ich will essen	t 'Knukau Tiri
Mich hungert	Tiri kalu naha
Satt	Ele tekae
Liegen	t'Koe t'Kuwe
Schlafen	t'Kom
Ich bin schläfrig	Tilika kule
Kochen	Zain
Das Wasser kocht	Daukai Kamma
Es ist Wahrheit	Kammasa
Lügen. Es ist nicht wahr.	Eige
Es ist schönes Wetter	t'Oroo
Es regnet	t'Ukai
Grüß zu Hause	t'Kabebare

Will-

Sparrmann.

Willkommen; Lebe wohl	t'abé *)
Stehlen	t'sa
Todtschlagen	t'nautkam
Ein Trunk; zu trinken	t'ka
Nimm hin; siehe da; halt vest!	t'Katsi

Thunberg.

Guten Tag	Dabé, Dabeté
Gib Feuer	Ei koa koi
Welches ist der Weg zum nächsten Dorfe?	Danna hoa se ákrot ádu
Wo ist er, es?	Demma
Guten Abend	Goi motski
Schlimmes Wetter	Homa
Komm her	Hâva ha. Kong
Komm her, mein Freund	Hagatschi
Trinken	Ka

Menzel. **)

Anders machen	Kamie
Schnupftuch	Schjou
Wein	Driesbi

*) Dies Wort ist (nach Le Vaillant S. 210) nur bei Kaffern und Gonaquaern, nicht aber bei den übrigen Hottentotten, üblich.

**) Aus Kolbe.

5. Aus der Sprache der Sineserhottentotten.

Sparrmann.

Ein	t'Koa	Wasser	t'Kaë
Zwei	Tinnano	Fleisch	t'Goà
Drei	Tinnankaita	Löwe	t'Kalo
Vier	Tinnanoaka	Tiger	t'Abè
Er	t'Natko	Guten Tag	t'Ave
Feuer	t'Ei		

§. 11.

Verschiedenheit der Volksstämme.

Seit der Niederlassung und starken Ausbreitung der holländischen Kolonie auf dem Kap theilen sich die ursprünglichen Einwohner dieses Landes, die gelegenheitlich auch durch Mangel an Lebensmitteln und durch die Verheerungen der Blattern ziemlich an Anzahl abgenommen haben, in zwei ganz verschiedene Klassen. Diejenigen, welchen es noch um die Erhaltung ihrer Heerden zu thun war, zogen sich in die Gebirge gegen Norden und Nordosten. Die übrigen entsagten nach und nach ihren ehmaligen Sitten, und arteten immer stärker aus. Es sind dies aber nur einige elende, armselige Horden, die sich in verschiedenen Gegenden der Kolonie niedergelassen haben, wo sie einen Anführer oder Kapitän von dem Gouverneur be-

kommen. Solche Horden werden schon lange nicht mehr nach ihrem ursprünglichen Namen benannt, sondern nach dem ihres neuen Anführers, der selbst auch einen holländischen Namen, z. B. Ries (Kornelius) Rundgänger u. s. w. bekömmt.

Diese nennt man denn im Allgemeinen die zahmen, auch Kap- oder Koloniehottentotten; jene aber, die ihre alte Verfassung und Freiheit so viel möglich beibehalten haben, die wilden, oder auch zum Spott Schakalshottentotten. *)

Von den Ersteren leben viele als Dienstboten in den Häusern und auf den Höfen der Kolonisten. Als Bundesgenossen und Schuzverwandte werden sie nicht eigentlich zu Sklaven gemacht. Bei manchem Herrn werden sie auch sehr gut gehalten, und als treue, ehrliche und uneigennüzzige Leute geschäzt. Mehrentheils läßt man nur das Vieh durch sie weiden; sie bekommen in ihrer Art gutes Essen und eine eigene Strohhütte zur Wohnung, und man gönnt ihnen gerne manche Freistunde, die sie mit Schlafen und Tabakrauchen, der größten Wollust, die ein Hottentotte kennt, zubringen dürfen. Indessen läuft doch Mancher davon, wenn sich eine gute Gelegenheit dazu zeigt. **)

Die wilden Hottentotten sind dann entwe-

*) Le Vaillant, S. 145 u. f.

**) Sparrmann, S. 194.

der ordentliche Viehhirten, die in Dorfschaften ruhig und friedlich beisammen wohnen, oder eine Art Vagabunden, die ihren Aufenthalt in waldigen, rauhen Gegenden haben, und davon **Buschmänner**, **Waldmenschen** genannt werden. *) Dies ist die roheste unglükseligste Rasse von Hottentotten, die allen ihren Nachbarn, den Kaffern, den friedfertigea Hottentotten und den Kolonisten durch ihr ständes Rauben und Plündern gleich lästig und gefährlich sind. **) Diejenigen hauptsächlich, welche um Kambebo und bei den Schneebergen wohnen, sind die erklärtesten Feinde des Hirtenlebens. Ihre Einzige Beschäftigung ist die Jagd und das Plündern; und wenn sie ihren Nachbarn irgendwo mehrere Stükke Vieh weggeführt und nach ihren Schlupfwinkeln gebracht haben, so tragen sie so wenig Sorge für ihre Erhaltung oder Vermehrung, daß sie vielmehr gewöhnlich keins dieser Thiere über Nacht leben lassen, oder sie wenigstens der Reihe nach schlachten und aufzehren. Oft fristen sie ihr Leben nur ganz kümmerlich mit Wurzeln, Beeren und allerlei Pflanzen, die sie roh essen, und mit dem Samen des sogenannten Buschmannsgrases ***); mitunter genissen sie auch verschiedene Arten von Gewürmen und Larven, besonders eine Art weisser Ameisen oder Holzwürmer,

*) Sparrmann, S. 307.

) Ebenders. S. 188. 447. **Le Vaillant, S. 162.

***) Patterson, S. 61.

Heuschrekken *), Schlangen, Spinnen **), und nicht selten arabisches Gummi von der ägyptischen Sinnpflanze, mit dem sie sich viele Tage hinter einander des Hungers zu erwehren pflegen. ***) Das Fleisch von Zebraen, Löwen, Pavianen, Elefanten u. s. w. ist ohnehin eine erwünschte Speise für sie. †)

Statt der Hütten verbergen sie sich in Büschen und Klüften, wo sie noch unreinlicher als die Thiere leben sollen. Von Farbe sind sie gelbbraun. Mund, Kinnbakken und Bauch ragen bei ihnen sehr hervor. Sie gehen mehrentheils ganz nakt. Manche aber tragen ein Fell auf dem Rükken. Ihre Waffen sind vergiftete Pfeile, die sie auf einem kleinen Bogen in einer Entfernung von beinahe 300 Schritte abschiessen, wodurch sie den Kolonisten sehr gefährlich werden, indem sie gewöhnlich aus einem Hinterhalt heraus schiessen, ohne vorher bemerkt zu werden. Im Laufen sind sie äusserst schnell, und besonders in Gebirgsgegenden schwer zu verfolgen, weil sie die steilsten Felsen mit einer Leichtigkeit hinan klettern, daß man sie gleich aus den Augen verliert, oder es wenigstens nicht wagt, ihnen weiter nachzugehen.

---

*) Sparrmann, S. 192. 325. 327.

**) Ebenders. S. 350.

***) Patterson, S. 56.

†) Sparrmann, S. 447.

Von Ordnung und gesellschaftlichem Leben wissen diese Wilden nichts. Sie stehen unter keinem Oberhaupt, und halten sich auch nicht genau in Familien beisammen. Bloß der Hunger, der sie oft so abzehrt, daß sie wie wandelnde Todtengerippe aussehen, nöthigt sie bisweilen, gemeinschaftliche Sache zu machen, und einen nahen Bauerhof oder einen Hottentottenkraal mit gesammter Macht anzufallen, um ihnen ihr Vieh abzunehmen. Weil sie aber die Wirkung des europäischen Feuergewehrs schon zu gut erfahren haben, so gehen sie bei einem solchen Ueberfall nur sehr schüchtern zu Werke, und ziehen sich eilends zurük, wenn sie Widerstand finden. *)

In diesem traurigen Zustande befinden sich die Buschmannshottentotten erst seit der grossen Ausbreitung der Kolonie. Vorher führten sie kein so unstätes Leben, sondern trieben ebenfalls Viehzucht, wie die übrigen Hottentotten, und wohnten näher bei einander in der Gegend von Riebeks-Kastell. Einige Streifereien auf die damals neu angekommenen Kolonisten zogen ihnen dies Unglük zu. Gouverneur Bax schikte ein Kommando Soldaten und Pflanzer nach ihnen aus, die sie bald einholten, ihres Viehes beraubten und eine grosse Niederlage unter ihnen anrichteten. Von der Zeit an konnten sich die übrigen nicht mehr erholen, und sind jezt des dürftigen Lebens und der Räuberei schon so

*) Menzel, II. S. 436. 522.

gewohnt, daß sie durchaus an keinen ruhigen Wohnsiz und an keine Viehzucht mehr denken.

Indessen hat man doch von Einzelnen unter ihnen Beispiele, daß sie sich auch an Kolonisten zur Arbeit verdingen, und sich brauchbar zeigen. Wenn man ihnen gut begegnet, und sie in jüngeren Jahren an eine bessere Lebensart gewöhnt, so legen sie leicht ihr wildes Wesen ab, und lassen sich zu allem gebrauchen. Oft aber ziehen sie doch wieder ihre Freiheit dem Dienste und dem bequemern Leben bei den Kolonisten vor, wobei der Umstand bemerkt zu werden verdient, daß sie beim Weggehen nie etwas anders, als was ihnen gehört, mitnehmen. *)

Da sie bei den Kolonisten als Räuber und böse Nachbarn sehr verhaßt sind, so machen die Unbarmherzigen wirklich aus Rachsucht, und oft auch aus Liebhaberei, Jagd auf diese Elenden. **) Ausserdem werden sie manchmal mit Zuziehung eines Postens der Kompagniesoldaten verfolgt und niedergemacht, ***) wobei man auf das unmensch-

*) Sparrmann, S. 194.

**) Ebenderselbe, S. 296.

***) Thunberg traf auf seiner Reise durch das Roggenfeld, zu Ende des Jahres 1774, drei solcher Streifkommando's, die über 700 Buschmänner niedergemacht, und mehrere, besonders Kinder, lebendig gefangen hatten. Die Buschmänner sollen aber auch

lichste gegen sie verfährt, und ihren Weibern die Brüste abschneidet .... um Tabaksbeutel daraus zu machen. In der Gegend der Schneeberge hat die Regierung einen Kolonisten als Feldkorporal aufgestellt, der manchmal die Bauern in der Gegend aufbieten muß, um die Wilden zu vertreiben, wobei denn nicht selten die größten Grausamkeiten begangen werden. Oft bringt man dann auch von einem solchen schändlichen Streifzuge gefangene Buschmänner bis nach der Kapstadt, um sie zu Sklaven zu machen. *)

bloß in selbiger Gegend innerhalb zwei Jahren bei 10,000 Stük Schafe, ohne die Ochsen, weggeführt haben. (S. 100. 105.)

*) Le Vaillant, der in vielen Stükken von seinen Vorgängern in der Beschreibung des Vorgebirgs mit mehr oder weniger Grund abweicht, macht von den Buschmännern (S. 394) folgende Schilderung:

„Diese Landstreicher sind keineswegs, wie man fälschlich behauptet hat, eine besondre wilde Nazion, die da, wo man sie antrift, zu Hause gehörte. Die Bewohner des Kaplandes, so wie alle Holländer, sowol in Afrika als in Amerika, bezeichnen mit dem Namen Buschmänner alle Missethäter oder Mörder, die von der Kolonie austreten, um der Strafe zu entgehen. Er bedeutet weiter nichts, als diejenige Menschenklasse, die man auf den französ. Inseln Maronen-Negern nennt. Sie sind also ein zusammengelaufenes Gesindel von Mulatten, Negern Mestizen aller Art, zuweilen auch von Hottentotten und Bastarten, die

Unter dem Namen Buschmänner versteht man zuweilen auch eine Völkerschaft, die wirklich

---

sich zwar in der Farbe sehr unterscheiden, aber in ihrer Bosheit einander gleichen. Es sind wahre Landräuber, die ohne Oberhaupt, ohne Gesezze, ohne Ordnung leben, und alle Ausschweifungen der Verzweiflung und des Elends verüben, niederträchtige Ausreisser, die nur im Plündern und Morden ihren Unterhalt suchen. Sie bringen ihr Leben in den steilsten Felsen und in den unzugänglichsten Hölen verborgen zu. Von diesen hohen Oertern können sie die Ebene übersehen, und ihr Räuberblik erspäht die Reisenden und einzelnen Heerden. Wie ein Bliz schiessen sie herunter, fallen unversehens über Menschen und Vieh her, und erwürgen sie ohne Unterschied. Mit ihrer Beute beladen flüchten sie wieder in die abscheulichen Löcher, und verlassen sie, gleich den Löwen, nur dann, wann das Bedürfniß sie zu neuem Morde antreibt. Indessen kann die blosse Gegenwart eines einzigen entschlossenen Mannes ganze Schaaren dieser Banditen in Furcht halten. Darum vermeiden sie sorgfältig die Wohnungen, von deren Besizzer sie wissen, daß er zu Hause ist. Verschlagenheit und List sind die einzigen Führer auf ihren Zügen. An Orten, wo ihre stark eingedrükten Fußstapfen die Einwohner in Unruhe sezzen könnten, gehen sie, wenn sie barfuß sind, rükwärts, und wenn sie Sohlen tragen, so binden sie dieselben so, daß sie eine verkehrte Spur geben. Bemächtigen sie sich etwa einer ansehnlichen Heerde lebendiger Thiere, so vertheilen sie sich, und nehmen auf verschiedenen Wegen jeder eine kleine

von den Hottentotten verschieden ist. Sie hat zwar in ihrer Sprache, nach welcher sie mit den Namaquaren verwandt ist, das Schnalzen der lez-tern, dabei aber doch eine eigene Aussprache und besondere Wörter. Man kennt sie in einigen Gegenden unter dem Namen Sineserhottentotten, weil sie von Farbe etwas gelblicher sind, und dadurch so, wie durch ihren mittelmäßigen Wuchs den am Kap befindlichen Sinesern gleichen. Bei den Wilden in der Wüste sind sie unter dem Namen Huswaana bekannt. Dieses Volk bewohnte ehmals die Landschaften Kambebo, Bokfeld und Roggenfeld, von wo sie aber von den Kolonisten verdrängt wurden. Jezt bewohnen sie das weite Land zwischen den Kaffern und Großnamaquaern, wo sie zum Theil Hornviehzucht treiben. Ihre Erbitterung gegen die treulosen Pflanzer, mit denen sie sich sonst ruhig verhielten, und denen sie in Allem zu Gefallen lebten, ist unauslöschlich. *)

Die Namaquaer, welche in die grossen und kleinen eingetheilt werden, und im Norden vom

Anzahl mit. Dies sichert ihnen, wenn sie auch verfolgt werden, immer den größten Theil ihrer Beute."

Dem zu Folge wären die sogenannten Sineserhottentotten, welche gleich nach diesen beschrieben werden, die eigentlichen hottentottischen Buschmänner, auf welche ein grosser Theil der aus Sparrmann, Menzel u. s. w. zusammengetragenen Beschreibung paßt?

*) Sparrmann, S. 450. Le Vaillant, S. 395.

Kap wohnen, sind eben nicht sonderlich zahlreich und halten sich in Dörfern, die ziemlich weit von einander entfernt liegen, von 100 oder 150 Personen auf. Sie stehen zum Theil unter der holländischen Regierung, indem sie ihre vom Gouverneur eingesezten Kapitains mit dem bekannten Kommandostab haben. Der ganze Namaquaerstamm theilt sich sonst noch in verschiedene kleinere Horden oder Familien, worunter die Romeinaquaer, Tradimaquaer, Kabonaer, Korikambier und Keinaquaer die bekanntesten sind.

Die Großnamaquaer unterscheiden sich von den übrigen Hottentottenstämmen besonders dadurch, daß ihre Wohnungen von Rohr oder Binsen gemacht sind, und daß sich oft zwei bis drei Familien gemeinschaftlich darin aufhalten. Oft hat aber auch ein reicherer, der mit zwei oder drei Frauen zugleich lebt, mehrere Hütten. Sie schmieren ihren Leib mit Fett, wie die übrigen Hottentotten, und beobachten auch noch die unter den Koloniehottentotten abgekommene Sitte, wodurch die Jünglinge feierlich in den Zirkel der Männer aufgenommen werden. Die Namaquaer überhaupt sind, wie alle Hottentotten, die größten Liebhaber vom Tabakrauchen. Im Tanzen beobachten sie einige besondere Gebräuche. Die Männer spielen dabei auf Flöten oder Pfeifen von Bambusrohr, und die Weiber tanzen um sie herum, und klatschen mit den Händen. Herzhaftigkeit und Thätigkeit ist nicht ihre Sache. Vieh haben sie in

dem dürren Lande, das sie mehrentheils bewohnen, nicht im Ueberfluß, *) und oft wird es ihnen noch von den Buschhottentotten weggeführt. — Sie sind unter den Hottentotten die einzigen, die Ochsen zum Kriege aufziehen. **) Ihre Berge liefern ihnen Kupferkies und Eisensteine, woraus sie das Metall zu schmelzen verstehen, das sie als alsdann zu verschiedenem Gebrauche noch weiter bearbeiten. ***)

Von den **Kaminukoiern**, einem ebenfalls im Norden und nach der Westküste zu wohnenden Stamme, hat Le Vaillant †) einen schönen Zug ihres Karakters aufbewahrt. Als er eine ziemlich ansehnliche Horde von denselben besuchte, theilte er wie gewöhnlich etwas Branntwein unter sie aus. Weil er aber damals mit diesem Getränke sparsam umgehen mußte, so konnte er nur dem Anführer und einigen andern, die ihm besonders ehrwürdig schienen, ein Glas voll davon geben. Aber wie erstannte er, als sie das Getränk im Munde zu ihren Gefährten giengen, die nichts davon erhalten hatten, und ihnen von Mund zu Munde etwas mittheilten! Selbst der Anführer hatte seinen Branntwein so brüderlich mit den Umstehenden getheilt!

An der Nordseite des Oranienflusses trift man eine kleine Horde von Hottentotten an, die ver-

*) Thunberg (S. 100) behauptet gerade das Gegentheil.

**) Le Vaillant. S. 248.

***) Thunberg. S. 109.

†) Seite 276. Dies Volk ist wahrscheinlich Eines mit den Komeinaquaern. (M. s. im XIV B. d. W. S. 181.)

muthlich die schmuzzigsten von allen sind. Sie führen ein höchst elendes Leben, kleiden sich in Robben- und Schakalshäute, deren Fleisch ihnen zur Nahrung dient, und schmieren sich mit dem stinkendsten Fette. Ihre Hütten sind geräumiger, als die der übrigen Hottentotten, und mit Gras gedekt. Diese Hütten schlagen sie an der Stelle auf, wo zufälliger Weise ein Nordkaper ans Land geworfen wird, der ihnen oft auf ein halbes Jahr zu essen giebt, so sehr er auch zulezt fault und stinkt. Ausserdem schiessen sie auch Robben, in deren Blasen sie, so wie in den Schaalen der Straussenеier, das Wasser aufbewahren. Sie haben, so wenig ihrer auch sind, doch ihren eigenen Anführer. *)

Jenseits des von Stadesflusses im Nordosten, an den Gränzen des Kafferlandes, wohnen die Gonaquaer, ein bis jezt noch freier und von den Kolonisten unangefochtener Hottentottenstamm. Er ist aber, so wie alle, nicht zahlreich; denn in einer Strekke von 30 bis 40 Meilen, die das Land der Gonaquaer einnimmt, glaubt Le Vaillant nicht 3000 Menschen annehmen zu dürfen. Die stärkste Horde davon, die dieser Reisende unter ihrem Anführer Haabas kennen lernte, enthielt höchstens 400 Personen. **) Sie unterscheiden sich von den übrigen Hottentotten durch eine dunklere Farbe, eine weniger stumpfe Nase, einen hohen und schönen

*) Patterson. S. 115.

**) Seite 216. 220. Sparmann. S. 334.

Wuchs, und überhaupt durch eine sehr vortheilhafte und edle Gestalt. Im Sprechen schnalzen sie wie die andern mit der Zunge. Ihre Sprache ist, ausser einiger Verschiedenheit in den Endsilben, mit der hottentottischen einerlei.

Zum Gruße reichen sie einem die Hand, machen mit dem Kopfe eine Bewegung von unten nach aufwärts, und sagen Tabeh (ich grüsse dich); eine Sitte, die sich auch bei den Kaffern findet, von welchen die Gonaquaer vieles angenommen haben, so daß man vermuthet, sie seien ehmals durch eine Vermischung beider Nazionen entstanden. *)

Die Mannskleidung der Gonaquaer hat mehr Ordnung und Ebenmaaß als die hottentottische, der sie aber sonst ähnlich ist. Ihre Mäntel machen sie aus Kalbfellen oder Kühhäuten. Für den Sommer haben sie einen Kroß ohne Haare. **) Manche tragen am Halse ein Stük Elfenbein oder einen schneeweissen Hammelsknochen, eine Zierrath, die sie wirklich auf der schwarzen Haut recht gut kleidet. Ist die Hizze groß, so legen die Männer alle Kleidungsstükke bis auf den Schakal ab, mit dem sie die Zeugungstheile, jedoch nur nachläßig bedekken. Diese kleine, ungefähr einen Zoll lange lederne Kappe über das äusserste Ende der männlichen Ruthe ist mit einem schmalen Riemen an einer Ko-

*) Le Vaillant. S. 210. Sparmann. S. 334.

**) Die künstliche Zubereitung desselben sehe man oben S. 4.

rallenschnur um den Leib bevestigt, in welchem Gürtel einige auch Löwen- oder Büffelschwänze herabhangen haben. *) Die Weiber puzzen sich mehr als die Männer. Ihre Schürze, unter der sie die Geschlechtstheile verbergen, ist grösser als bei den Hottentotten, und sehr künstlich gearbeitet. Bei heissem Wetter behalten sie nichts auf dem Leibe, als diese Schürze und ein Fell, das ihnen hinten vom Gürtel bis an die Waden herunter hängt. Mädchen unter neun Jahren gehen nakt, und tragen bloß die kleine Schürze. **)

Der höchste Puz der Gonaquaerinnen besteht in den Zierrathen oder Stikkereien, die an ihren Kleidern verschwendet sind. Hauptsächlich sucht jede ihre ganze Kunst und ihren feinen Geschmak in der Schürze zu zeigen. Die Zeichnung, die Abtheilungen, die Farbenmischung, alles wird mit Sorgfalt ausgewählt. Je mehr Zeuchlappen an ihren Kleidern angebracht sind, desto höher ist ihr Werth, und sie zieren damit sogar ihre Müzzen. Diese machen sie gewöhnlich von Zebrafell, weil die weisse, mit braunen oder schwarzen Streifen durchzogene Haut dieses Thiers ihre Reize erhöht. Ueberdieß puzzen sie sich mit Glaskorallen, je nachdem ihr Vorrath zureicht; und wenn sie in Pracht erscheinen wollen, so tragen sie auch Armbänder, Gürtel und Halsbänder. Um die Beine wikkeln sie Reihen von sol-

*) Sparmann. S. 335.

**) Le Vaillant. S. 211.

chen Glaskorallen nach Art der Halbstiefeln. Unter den Korallen ziehen sie die ganz kleinen rothen allen andern vor. *) Das Weisse lieben sie auch; aber auf Schwarz und Blau halten sie wie alle Hottentotten nicht viel. **) Die Aermeren nehmen statt der Korallenschnüre Binsen, woraus sie ihre Matten machen, oder auch wol zerschnittene Ochsenfelle, die sie rund zu schlagen wissen. ***)

Mit dem Kopfe geht der Gonaquaer beständig bloß; wenn es aber regnet und kalt ist, so trägt er eine lederne Müzze. Sein Haarpuz besteht in einigen Glaskorallen und einer Feder. Manche ersezzen den Mangel dieser Zierrath durch kleine Stükchen geschnittenes Leder; und bei Einigen findet man gar die Blasen kleiner von ihnen erlegten Thiere, die sie aufgeblasen und über der Stirne bevestigt haben. Alle Männer tragen Sandalen, die mit Riemen vestgebunden werden; manchmal zieren sie ihre Arme und Beine mit elfenbeinernen Ringen, die sie wegen ihrer Weisse sehr, doch aber nicht so hoch schäzzen, als Armbänder von starkem Messing. †)

Ihr Gesicht zu bemalen, bedienen sich die Weiber der Gonaquaer wie der übrigen Hottentotten unter allen Farben am meisten der rothen und schwar-

*) Sparrmann. S. 334.
**) Le Vaillant. S. 222.
***) Ebenders. S. 229.
†) Le Vaillant. S. 243.

schwarzen, von welchen die erstere aus einer akkerartigen Erde gemacht wird, die sich häufig findet. Ihr Schwarz ist blosser Ruß von einem Kochtopfe, oder die Kohle von einer feinen Holzart. Diese Farben mischen sie unter das Fett, und Manche schmieren sie nur auf das Hervorstehende der Wangen; die meisten aber besudeln sich den ganzen Leib mit symmetrisch abwechselnden Abtheilungen, worauf sie viel Zeit verwenden. Beiden Farben giebt man noch obendrein mit dem Bukupulver einen Geruch, den aber die Nase eines Europäers nicht gar angenehm findet. — Die Männer bemalen ihr Gesicht nie; aber oft schmieren sie etwas von diesen Farben von der Oberlippe bis an die Nase, um wenigstens den Geruch davon einzuziehen. *)

Die Gonaquaer haben viel Neigung und Geschiklichkeit zur Jagd. **) — Daß die Beschneidung unter ihnen üblich sei, wie Sparrmann ***) bemerkt haben will, läugnet Le Vaillant ausdrüklich. Vielmehr fand lezterer die Vorhaut bei diesen Wilden, so wie bei allen Hottentotten ohne Ausnahme, sehr lang, und gibt dies als ein Merkmal an, wodurch sie sich von andern wilden Nazionen unterscheiden. †) Eben so sucht er sie auch gegen den Vorwurf des unzüchtigen Lebens und der Scham-

*) Ebenders. S. 231.

**) Ebenders. S. 244.

***) Seite 335.

†) Le Vaillant. S. 269.

losigkeit zu vertheidigen, indem aus dem Umstande, daß die Wilden unter einander in Einer Hütte schliesen, noch lange nicht gefolgert werde könne, daß sie den Unterschied des Alters und den natürlichen Abscheu vor Blutschande ausser Augen sezten. *) Auch Sparrmann rühmt ihre Schamhaftigkeit, da sich nur wenige für Bezahlung dahin bringen liessen, ihre Schakals abzunehmen, um zu sehen, ob sie beschnitten wären. **) — Wenn eine Weibsperson unter den Gonaquaern ihre periodische Unpäßlichkeit spürt, so entfernt sie sich von der ganzen Horde, und bricht alle Gemeinschaft mit derselben ab. Bei kaltem Wetter macht sie eine Art von Hütte, und schließt sich darin ein, bis sie sich durch Bäder gereinigt hat, und wieder öffentlich erscheinen kann. ***) Die Gonaquaerinnen baden sich oft, und können sehr gut schwimmen und untertauchen. †)

Nach Sparrmann ††) treiben die Gonaquaer auch eine Art von Akkerbau, indem sie, gleich den Kaffern, Sorgosamen pflanzen, eine Bemerkung, die Le Vaillant, wenigstens bei der Haabashorde, nicht gemacht hat, wenn er sie schon nicht vielmehr gerade zu für unwahr erklärt. †††)

Ein anderer Hottentottenstamm, die Dama-

*) Ebendas.
**) Seite 336.
***) Le Vaillant. S. 239.
†) Ebenders. S. 206. 208. 281.
††) Seite 337.
†††) Le Vaillant. S. 246. 336.

quaer, welche am van Stadesflusse wohnen, sind noch näher mit den Kaffern verwandt, als die Gonaquaer.*)

Bastarthottentotten nennt man am Kap sowol diejenigen, welche aus der Vermischung der Hottentotten mit den Kaffern entsprungen sind,**) als auch die, welche einen Weissen oder einen Neger zum Vater und eine Hottentottin zur Mutter haben. Erstere nennt man auch zum Unterschiede Hottentottenkaffern ***) leztere aber Mestizhottentotten. †)

Unter den Mestizen sind die weissen Bastarte schon so zahlreich, daß sie wahrscheinlich den sechsten Theil der in den Kolonien befindlichen Hottentotten ausmachen. Sie sind wohlgebildet und stark; ihre Haut ist heller gelb, als die der Hottentotten, und hat ein widriges Ansehen. Die Haare sind schwarz, länger und weniger kraus, als die Haare der Mutter. Weiber von dieser Rasse erzeugen mit Weissen eine noch hellere Spielart mit weniger krausem Haare. Zulezt hebt sich dieser Unterschied auch ganz auf; nur die Hervorragung der Bakkenknochen erhält sich als ein fast unauslöschliches Denkmal sogar bis in die vierte Generazion. Der weisse Bastart ist frei, wie der Hottentotte, und hält sich auch für besser als diesen, ungeachtet er am Kap so in Verachtung steht, daß man ihn nicht einmal

*) Sparrmann. S. 591.
**) Sparrmann. S. 354.
***) Ebendas.
†) Le Vaillant. S. 282.

taufen läßt. *) Seinem Karakter nach ist er mehr Europäer ale Hottentotte; er hat auch mehr Muth und Kraft, als sein Muttervolk. Er scheut die Arbeit nicht; hat aber auch mehr Anlage zur Bosheit, und stiftet nicht selten Händel in den Wohnungen der Kolonisten.

Die von Negern erzeugten Bastarte sind seltener, weil sich die Hottentottinnen nicht gerne mit den Sklaven vermischen, gegen welche sie eine grosse Verachtung bezeugen. Im Umgang mit Weissen hingegen und in dem Titel ihrer Mätressen suchen sie jederzeit eine Ehre. — Solche Negerbastarte haben vor der erstern Rasse ziemliche Vorzüge. Sie sind schöner und höher gewachsen, und der Farbe nach, die zwischen dem Schwarz ihrer Väter und dem Olivengelb ihrer Mütter die Mitte hält, mehr angenehm. Mit ihrer Arbeitsamkeit verbinden sie zugleich eine unerschütterliche Treue. Nur Schade, daß sie nicht zahlreich sind; denn die Vermehrung dieser Art von Menschen würde für die Kolonie von grossem Vortheil seyn, da sie hingegen von der täglich mehr anwachsenden Zahl weisser Bastarte, Alles zu fürchten hat, so lange man sie nicht zu zivilisiren sucht, und ihnen die Ausübung der Menschenrechte vorenthält, indem sie die unruhigsten Köpfe sind. **)

*) In der Kapstadt wird den Mestizen wirklich mehrentheils die Taufe verweigert. Auf dem Lande aber gelingt es ihnen eher, in die kristliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden (Sparrmann S. 261.)

**) Nach Le Vaillant.

Anhang.

Le Vaillant's
Zweite Reise
durch
das Hottentottenland.

In den Jahren 1784 und 1785.

Endlich ist die långstversprochene Beschreibung von Le Vaillant's zweiter Reise durch das innere Afrika, oder, richtiger, durch das Hottentottenland, erschienen, und gerade noch zu rechter Zeit, um als Anhang zu diesem Abschnitte benůzt werden zu können.

Sechs Jahre harrte das Publikum seit der Erscheinung der ersten Le Vaillantschen Reisebeschreibung auf diese zweite, und es murrte ziemlich laut. Wir wissen aber jezt, daß nicht sowol die Zeitumstånde, als andere Verdrůßlichkeiten, besonders die unedle Art, mit welcher die franzősische Regierung den Verfasser bei dem Verkaufe seines Naturalienkabinets hingehalten hat, die Herausgabe dieser zweiten Reisebeschreibung, und der von Le Vaillant auch schon lange versprochenen sůdafrikanischen Ornithologie verzőgert haben. Auch klagt der Verfasser ůber seinen ersten Verleger.

Das nun schon im vorigen Jahre zu Paris erschienene, aber erst in dem gegenwårtigen nach Deutschland gekommene Original der zweiten Le Vaillantschen Reisebeschreibung ist betitelt:

Second Voyage dans l'Intérieur de l'Afrique par le Cap de bonne Espérance, dans les Années 1783, 1784 et 1785. A Paris, l'an 3 dela République, III Voll. in 8e avec fig.

Auch hat **Le Vaillant** zu gleicher Zeit eine von **La Borde** gezeichnete Spezialkarte von Afrika zum Behufe seiner Reisebeschreibung in sehr großem Format einzeln herausgegeben. Sie ist betitelt:

Carte dela Partie méridionale de l'Afrique, pour servir d'intelligence aux deux Voyages de *Le Vaillant*.

Von der **Le Vaillantschen** Ornithologie ist ebenfalls nun die erste Lieferung unter dem Titel

Histoire naturelle des Oiseaux d'Afrique

erschienen. Sie besteht aus 6 ganz vortreflichen Kupferplatten mit 30 Seiten Text. Das Ganze soll aus 600 Kupferplatten bestehen, und ein in seiner Art einziges Prachtwerk werden. Der ausgegebene erste Versuch entspricht ganz den grossen Erwartungen von demselben. *)

Von der zweiten Le Vaillantschen Reisebeschreibung hat uns nun der berühmte Forster eine treffliche Uebersezzung in zwei Bänden geliefert, die auch den 12ten und 13ten Band seines reichhaltigen Magazins von Reisebeschreibungen ausmacht.

*) Allgemeine Litteratur-Zeitung, 1796, Intelligenzblatt Nro. 113.

Diese musterhafte Uebersezzung besizt selbst Vorzüge vor dem Originale; denn der gelehrte Herausgeber derselben hat sie nicht nur mit den belehrendsten und passendsten Anmerkungen bereichert, sondern auch eine verbesserte und ganz neu gezeichnete Karte von Südafrika dazu gegeben. *)

Da diese Uebersezzung ganz gewiß in viele Hände kommt, so konnte der nach derselben für diese Geschichte der Reisen ausgefertigte Auszug um so gedrängter ausfallen, als auch die vielen naturhistorischen Bemerkungen des Verfassers hier wegbleiben mußten, weil das Wichtigste aus denselben in einen kleinen Nachtrag zu der im vorhergehenden Bande d. W. gelieferten Naturgeschichte des Hottentottenlandes gebracht werden mußte. Eben so sind die Berichte des Verfassers über den neuern Zustand der Kolonie am Kap, und seine Nachrichten von den Hottentotten bei den nachfolgenden Zusäzzen zu diesem Abschnitte benüzt worden.

Uebrigens enthält der gegenwärtige Auszug das ganze Tagebuch der interessanten Reisegeschichte Le Vaillant's. Seine Digressionen und mehrere von ihm eingewebte Anekdoten mußten aber ebenfalls wegbleiben, um nicht gegen den Plan dieses Werks

*) Von Frankfurt aus ist noch eine andre Uebersezzung von Le Vaillant's zweiter Reise mit grossen Versprechungen angekündigt worden, aber zur Zeit noch nicht erschienen.

zu verstossen, und in allzugroße Weitschweifigkeit zu verfallen.

Die Forstersche Karte von Südafrika wird bei der Zeichnung der zum nächsten Bande dieser Geschichte der Reisen zu liefernden Karte von Südafrika zum Grunde gelegt.

So ist dann wol Alles hierin gethan, was in dem gegenwärtigen Zeitpuukte, unter den obwaltenden Umständen hierin zu thun war!

Le Vaillant's Reise in das Namaquaerland.

Im J. 1784.

Kaum war ich von meiner ersten sechzehenmonatlichen Reise durch das Hottentottenland in der Kapstadt zurükgekommen *), so dachte ich schon wieder auf eine neue Reise in die inneren Gegenden dieses Theils den Afrika; denn es wollte mir nun in dem städtischen Getümmel gar nicht mehr behagen. Doch bald gewöhnte ich mich wieder an das gesellschaftliche Leben, und nahm Theil an seinen Freuden. Die Anordnung meiner in grosser Menge gesammelten Naturalien beschäftigte mich aber am meisten während meines Aufenthalts in der Stadt.

So sehr ich dabei die Anstalten zu meiner neuen Reise beschleunigte, so mußte ich doch die Ausführung meines Vorsazzes noch eine geraume Zeit auf-

*) Le Vaillant hatte seiue erste Reise durch das Hottentottenland am 18ten Dezember 1781 angetreten, und war am 29sten März 1783 wieder in der Kapstadt angekommen.

schieben, weil wir gerade in der dürren Jahrszeit waren, die meine Freunde für allzu unvortheilhaft zu meiner Reise hielten, als daß sie nicht Alles angewandt hätten, um mich zu einem längern Aufschub zu bereden.

Ich gab ihnen nach; da ich aber nicht länger in der Stadt bleiben wollte, so machte ich inzwischen einige Nebenreisen in die Gegend umher und durch das (eigentliche) Kapland. *) — Ich besuchte meinen Freund und Wolthäter Slaber **) im Schwarzlande, an der Saldanhabai, zu dreien Malen, das lezte Mal in Gesellschaft des Fiskals Boers. ***) — Ich durchreisete Hottentotten-Holland, Franzhuk, Drakenstein, das Bokfeld, Rothesand und die Vierundzwanzig Flüsse; auch bestieg ich nochmals den Tafelberg, wo ich das Glük hatte, einen seltenen Vogel zu schiessen, und besah die Gegend an der falschen Bai. †)

Im Mai 1784 trat ich endlich meine zweite grosse Reise an, und zwar mit der männlichen Ausrüstung wie das erste Mal, nur mit mehrerlei Bedürfnissen und Waaren zum Tauschhandel versehen. Der alte Swanepoel und der treue Klaas, nebst

---

*) M. s. im XIV B. d. W. S. 245.

**) M. s. Le Vaillant's erste Reise, im XVI B. d. W. S. 143.

***) M. s. Ebendaselbst.

†) Diese Distrikte sind schon im XIV B. d. W. S. 323. u. ff. beschrieben worden.

meinem Affen Kees begleiteten mich auch dies Mal. In allem hatte ich, Klaasens Frau mitgerechnet, neunzehn Personen in meinem Gefolge, alle, ausser mir und Swanepoel, Hottentotten. Mein Vieh bestand in zweiundfünfzig Stük Ochsen, drei Milchkühe, einem Bok mit zehn Ziegen, drei Pferden, von welchen zwei mit sehr gutem Geschirre mir von meinem Freunde Boers geschenkt waren, dreizehn gut gepaarten Hunden, und einem Hahn mit einer Henne. Dies war meine Reisegesellschaft.

Meine Abreise fiel gerade in den Anfang der Regenzeit, in welcher die Wege am Kap, die ohnehin schlecht sind, beinahe ganz unbrauchbar werden. Kaum war ich eine halbe Viertelstunde von der Stadt, so gerieth einer von meinen Wagen in ein Loch, und warf im Kothe um, ohne daß die davorgespannten zehn Ochsen und die dabei befindlichen Hottentotten es verhindern konnten.

Dieser verdrüßliche Zufall hatte mir beinahe den ganzen Tag weggenommen; erst um halb vier Uhr Abends konnte ich meine Reise fortsezzen. Wir hatten gerade die kürzesten Tage, und ich mußte, wenn ich während der Nacht weiter fuhr, neue Unfälle besorgen, die noch verdrüßlicher waren, als der erste. Um dies Unglük zu verhüten, entschloß ich mich, bei dem Einbruche der Nacht anzuhalten, und ließ in dem grünen See *) (Groene-Val-

*) Le Vaillant rechtfertigt zwar in einer Anmerkung (zu S. 143. I. B.) die Uebersezzung des Namens Groene-

ley) zweihundert Schritte weit von einer Wohnung, ausspannen. Der Vogt (Baas) des Guts machte mir aber viele Unannehmlichkeiten.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch machte ich mich wieder auf, und zwar nach dem grünen Thale (Groene-Kloof).

Am darauf folgenden Tage ging ich über den Pavians- und den Dassenberg, und kam nun in das Schwarzeland. Obgleich die Wege noch immer gleichschlecht blieben, so waren sie doch nun, auf Sandboden, für meine Wagen nicht mehr gefährlich. Da ich deßwegen jezt nicht länger befürchten durfte, daß diese umwerfen möchten, und da die Langsamkeit, mit der sie fortrükten, mich ungeduldig machte, so gab ich meinem Pferde die Sporen, und ritt voraus zu meinem Freunde Slaber, wo ich, wie gewöhnlich sehr freundschaftlich aufgenommen wurde, und länger verweilen mußte, als ich mir vorgesezt hatte.

Ich bestimmte meine Abreise von Slabers Wohnung auf den 15ten Junius. Den 14ten hielt ich

---

Valley durch grüner See mit dem Gebrauche am Kap. Dieser Gebrauch ist aber sonderbar, denn Valley heißt doch im Holländischen Thal, und am Kap gibt es keine Seen. Es könnte also wol ein Mißverstand seyn. Denn Kloof bedeutet nicht sowol ein Thal, als eine Kluft, eine Bergschlucht. Vielleicht verstehen die Holländer am Kap unter Valley eine Vertiefung, die eben nicht ein Thal ist.

eine allgemeine Musterung über meine Reisewagen und Leute.

Den folgenden Tag sezte sich, meinen Befehlen gemäß, alles zum Aufbruch in Bereitschaft, und schon erwartete man nun noch einen Wink von mir, um die Reise anzutreten. Inzwischen sagte ich der guten Slaberscher Familie ein schmerzliches Lebewol.

Begleitet von den jungen Leuten aus der ganzen Nachbarschaft trat ich nun meine Reise wirklich an. Ich hatte mir vorgenommen, mich in der Nähe von Ludwig Karstens Gute zu lagern; aber dieser brave und achtungswerthe Kolonist, bei dem ich während meines Aufenthalts an der Saldanha-Bai sehr angenehme Stunden zubrachte — kam mit seiner Frau und acht Kindern, unter denen vier artige Mädchen waren, begrüßte mich auf die gewöhnliche Art, und lud mich ein, die Nacht bei ihm zuzubringen. Ihm konnte ich dies nicht abschlagen; aber den folgenden Tag weigerte ich mich in einem ähnlichen Falle standhaft, um meine Zeit und mein Pulver zu schonen. Denn bei Bewillkommungen und Abschiednehmen wird hier zu Lande von beiden Seiten tapfer geschossen. — Ich lagerte mich heute zum ersten Male; doch da ein sehr starker Regen fiel, und da mich, wenn er lange währte, eine Ueberschwemmung des Bergflusses aufhalten konnte, so lagerte ich mich am zweiten Tage an dessen Ufer, und am dritten kam ich glüklich hinüber.

Ob ich gleich vest entschlossen war, bei keinem

Kolonisten zu verweilen, so konnte ich doch nicht umhin, im Vorbeigehen den Hans Liewenberg zu begrüssen, einen reichen Eigenthümer, der mir bei verschiedenen Gelegenheiten viele Freundschaft erwiesen hatte, und bei dem ich während meiner vormaligen Reise nach den vier und zwanzig Flüssen *) eingekehrt war. Er drang sehr in mich, daß ich bei ihm bleiben sollte, und einige seine Nachbarn vereinigten ihre Bitten mit den seinigen. Ich widerstand lange; aber unmöglich konnte ich es noch weiter, als auch einer von den Söhnen des Hauses mit seinem Vater gemeinschaftliche Sache machte, und zugleich hinzusezte, ich sollte, wenn ich bliebe, zwei herrliche Vögel schießen, die er beinahe immer bei dem Hofe sähe. Anfangs schien mir dieses nicht näher bestimmte Versprechen nur eine kluge List, die sich die Höflichkeit wol bisweilen erlaubt, um etwas durchzusezzen. Ich legte daher dem jungen Manne mehrere Fragen vor, und bat ihn, mir die Vögel, von welchen er spräche, zu beschreiben. Er that es nun so naif und so deutlich, daß ich an seiner Schilderung den Anhinga, einen seltnen Vogel, den ich in Afrika noch nicht gesehen hatte, erkannte.

Eine solche Entdekkung faßte mich, so zu sagen, bei meiner schwachen Seite. Von diesem Augenblik an stand es gar nicht mehr in meiner Willkür,

*) Die wir in diesem Auszuge weglassen mußten.

für, mich den freundschaftlichen Bitten zu widersezzen, und für zwei Vögel, von denen es noch ungewiß war, ob ich sie bekommen würde, bewilligte ich Alles.

Am folgenden Morgen bat ich meinen jungen Mann, sein Versprechen zu erfüllen; und er führte mich nun sogleich in die Gegend des Baumes, auf den seine Vögel sich gewöhnlich sezten. Ich hatte mich in meiner Vermuthung nicht geirrt; es waren zwei Anhingas, aber von einer besondern Art, und verschieden von den beiden eigentlichen in Amerika, und auch von der am Senegal, die Buffon beschrieben hat. — Ich war so glüklich, nach einiger Bemühung, beide zu erlegen, welches mich äusserst erfreute.

Während meines Aufenthaltes bei Liewenberg brachte ich die Zeit besonders damit zu, daß ich die Gegend aufs neue in allen ihren Theilen durchstreifte. Indessen stellte man, nach der Landessitte, meinethalben auch einige Jagden an, und lud, wie gewöhnlich, Nachbarn dazu ein. Wir schoßen vieles kleine Wild. Wir wanderten auch auf den hohen Bergen umher, welche diese reizende Gegend umschließen. Die Schluften dieser Berge sind mit großen Bäumen bewachsen. Wir stießen in ihnen auf einen Panther, den meine Hunde von einer Jähe zwischen den Felsen verjagten. Auf einmal, und mit einem einzigen Sprunge, befand er sich auf einem Baume, zwanzig Fuß hoch über ihnen. Da die Dorngebüsche und die allenthalben

umgestürzt liegenden Bäume mir nicht schnell zu gehen erlaubten, so konnte ich nicht geschwind genug an ihn hinan, um ihn zu schießen; daher hatte er Zeit, von einem Baume zum andern zu entkommen, was er denn eben so geschwind that, als wenn er im freien Felde gewesen wäre.

Bei meinem Aufbruche begrüßte die Familie mich mit Flintenschüßen, die ich beantworten mußte. Eben so gieng es auf den andern Kolonistenhöfen, an welchen ich vorüber zog; auf allen kam man mir entgegen, und wünschte mir mit Flintenschüßen eine glükliche Reise. Schon die lärmenden Komplimente dieser Kolonisten, die mich ohne Unterlaß aufhielten, hatte ich nicht gern; doch noch unangenehmer war es mir, daß ich ihnen meine Erkänntlichkeit beweisen, und mein Pulver zum Abschiede eben so unnüz verschießen mußte.

Diese ungelegenen Besuche nahmen mir diesen Tag so viele Zeit weg, daß ich nicht über vier Stunden zurüklegen konnte. Den folgenden Tag befand ich mich in der Gegend der Piketberge, und erreichte bei guter Zeit die Wohnung eines achtungswürdigen Greises, Namens Albert Haanekam, der mich sehr freundschaftlich aufnahm, und mit vielem Aufwande bewirthete.

Am folgenden Tage reiste ich weiter. — Als ich bei Isaak Fesassi's und Gerit Schmitt's Wohnungen vorbei kam, wurde ich wieder mit neuen Einladungen verfolgt; da ich aber hier nicht eben

die Gründe hatte, sie anzunehmen, wie bei Haanekam, so weigerte ich mich hartnäkkig.

Ich beschleunigte auch meinen Marsch so sehr als möglich, und wollte über den Kruysfluß gehen; aber auch diese Eile hatte ihre Gefahr, wie ich selbst erfuhr, da sie mich beinahe das Leben gekostet hätte.

Etwa eine Viertelstunde weit von dem Flusse überraschte mich die Nacht. Ich hätte so klug seyn sollen, mich, wo ich war, zu lagern; aber da ich den ganzen Tag hindurch guten Weg gehabt hatte, so glaubte ich, er würde anch bis an das Ufer des Kruys so bleiben. Nun befahl ich meinen Leuten, voraus zu gehen. Ich selbst war müde und matt, weil ich bei meiner beständigen Jagd, den Weg dreidoppelt gemacht hatte; daher stieg ich in den Wagen, und legte mich auf die Matrazze, um einen Augenblik auszuruhen.

Der Hottentott, welcher an der Deichsel war, und das hinterste Gespann lenkte, stieg ab, und gieng neben seinen Ochsen her. Sein Kamerad, der das erste Paar leitete, entfernte sich von den seinigen; und Jener sah nicht deutlich genug, um sie sicher zu lenken. Der Boden wurde, so wie wir uns dem Fluße näherten, immer steiler, schlüpfriger und abschüßiger. Auf einmal schoß der Wagen von einem heftigen Stoße auf die Deichsel, so daß er mit dem Gespanne in großer Unordnung bis an das Ufer des Flußes rollte, ohne daß meine Hottentotten ihn aufhalten, oder auch nur seine Rich-

tung ändern konnten. Bei dieser so plözlich beschleunigten Bewegung suchte ich vergebens in die Höhe zu kommen; ich glaubte schon zwischen die Felsen hinabgestürzt zu seyn. Doch ungeachtet meines Schrekkens behielt ich noch kaltes Blut genug, um den größten Unfall, so viel in meinen Kräften stand, zu verhüten. Ich machte auf dem Wagen, worin ich jezt wie begraben lag, mit meinen Armen und Beinen Bogen, um Zerquetschungen am Kopfe zu verhüten; und so erwartete ich, da ich nun doch einmal unmöglich aussteigen konnte, in Geduld, daß der Wagen still stehen sollte. Diese Lage währte freilich nur einige Augenblikke; aber sie war sehr schmerzlich.

Meine Leute, die für sich selbst eben so sehr, wie für mich, über die Folgen des widrigen Zufalles beunruhiget waren, liefen aus allen Kräften herbei, mir zu helfen; da sie aber nicht so geschwind laufen konnten, wie der Wagen rollte, und da auf einem nur wenig gebahnten Wege die Dunkelheit ihnen die Spur des meinigen verbarg; so hörte ich sie einander laut zurufen, und mit einander sprechen, als ob sie sich zerstreuet hätten. Ich antwortete ihnen, und rief auch meiner Seits; doch, mochte es nun Schrekken verursachen, oder die Furcht, mich zerschmettert zu finden — genug, sie hörten mich nicht, und ihr Schreien unterdrükte das meinige. Der Lärm vermehrte sich noch, da auch die beiden andern Wagen anfiengen zu rollen. Sie kamen ebenfalls sehr schleunig an den unver-

meidlichen Sammelplaz; doch waren die Führer sorgsamer bei ihren Gespannen gewesen, und hatten das Abschießen etwas gemäßigt.

Endlich kamen wir alle wieder zusammen. Meine Gefährten freueten sich ausserordentlich, als ich ihnen versicherte, daß ich nichts gelitten hätte. Aber mit den Wagen war das gar nicht der Fall; der meinige besonders hatte die meisten Geräthschaften ausgesäet, und — was noch merkwürdiger ist — die mir geschenkten Limonien waren alle ohne Ausnahme herausgeflogen. Wir mußten den Tag erwarten, um sie wieder aufzulesen, und allen Schaden, den ich durch diese Fahrt über Hals und Kopf erlitten hatte, wieder gut zu machen.

Auf der andern Seite des Flusses, über den wir gehen mußten, ehe wir unsere Reise fortsezzen konnten, war eine Art von Wohnung, deren Eigenthümer **Dirk Coche'** hieß. Ich hatte Nachrichten oder genaue Anweisungen nöthig, und die konnte dieser Mann mir geben. Uiberdiß wußte ich eine gewiße Anzahl von Hämmeln kaufen, und hoffen, sie bei ihm zu finden. So ging ich denn voraus, indessen meine Leute sich damit beschäftigten, die Wagen wieder in Ordnung zu bringen, und Anstalten zum Aufbruche zu treffen. Ich ritt durch eine Furt des **Kruys**, und begab mich sogleich nach dem Kolonisten-Hofe.

Kaum hatte ich mein Gespräch mit dem Herrn vom Hause angefangen, so sprang seine Frau mit Schrekken von ihrem Sizze auf, und that einen so

durchdringenden Schrei, daß alles, was auf dem Gute war, ihr zu Hülfe eilte. Wirklich war sie an den Beinen von zwei Schlangen berührt worden, die ich beide unter dem Sizze bemerkte. Wir griffen sogleich zu Stülen und Stökken, um sie todt zu schlagen. Bei diesem Anblikke geriethen sie in Zorn, so daß ihre Augen flammten; sie richteten sich auf ihrem Bauche in die Höhe, zischten wütend, und suchten auf uns los zu springen; aber jezt griffen wir sie noch lebhafter an, und strekten sie durch doppelte Streiche bald zu Boden. Glüklicher Weise hatten sie die Frau noch nicht gebissen, denn sie waren von der sehr giftigen Art, die man am Kap Kooper-Kapel *) nennt, und hätten sonst die Frau unfehlbar in wenigen Minuten getödtet.

Coche' sagte mir, diese Schlange wäre in der Gegend, durch die ich reisen wollte, sehr gemein. Auf diese Nachricht nahm ich einen Entschluß, der mir nothwendig schien, nämlich, die Nächte nicht in meinem Zelte zuzubringen, sondern auf meinem Wagen zu schlafen, wo ich weniger Besuche von diesen schröklichen Gästen zu befürchten hatte.

Während ich mit dem Kolonisten einen Handel über einige Hämmel schloß, giengen meine Wagenführer über den Kruys; und ich ritt dann längs dem Fluße hin. Aber ich konnte an diesem Tage

*) M. s. die Naturgeschichte des Hottentottenlandes im vorhergehendem Bande d. W. und die nachfolgenden Zusäzze.

nur eine sehr kurze Strekke zurrüklegen, da der Weg in Einem fort sehr sandig war, und wir sechs Mal über den Kruys gehen mußten. Am folgenden Tage gieng es noch schlimmer; der Sand war so tief und so lokker, daß die Räder bis an die Naben einsanken, und daß ich vor jeden Wagen, ausser den zwölf Ochsen, die schon davor waren, noch vier andere spannen mußte. So kamen wir an Josias Engelbregts Wohnung vorbei, verließen endlich den gewundenen Lauf des Kruys, der dieses verwünschte Land bewässert, und erreichten Swartbas-Kraal.

So schlimm diese Gegend auch ist, so ist sie doch bewohnt, von Leuten, welche einige etwas weniger unfruchtbare Stükchen Land, die sich darin gefunden haben, anbauen. Ein gewißer Hans van Aart hatte eine Wohnung in dem langen See (Lange-Valley), wo ich die Nacht zubringen mußte, und weiterhin wohnte Hermann Lauw. Bei dem lezteren hielt ich nicht an; aber ich mußte mich auf einem dürren Boden lagern, wo ich nicht ein Tröpfchen Wasser fand, mit dem ich mein Vieh hätte tränken können. Unterwegs hatte ich eine Menge Repphüner gefunden, und etwa dreißig geschossen, die ich für mich und meine Leute zum Abendessen bestimmte.

Zu dieser unruhigen Nacht kam auch noch Besorgniß für den folgenden Tag; denn ich wußte nicht, ob wir so glüklich seyn würden, Wasser zu finden; und ich befürchtete, daß nach einem ohne

alles Getränk hingebrachten Tage meine Leute und mein Vieh einen noch mühseligern würden aushalten müssen. Wirklich fanden wir nur eine sandige Wüste, mit Heidekraut und Binsen bewachsen; aber als ich traurigen Gedanken hierüber nachhieng, störte meine Träume das Geschrei eines Vogels, der über meinen Kopf hinflog. Es war eine Bergente *) oder vielmehr ein guter Genius, der meine Hoffnung wieder belebte, da er mir eine Entdekkung ankündigte, auf die ich gar nicht rechnen durfte.

In der Ueberzeugung, daß dieser Vogel Wasser suchte, und daß er sich, wo er das fände, ganz gewiß niederlassen würde, gab ich meinem Pferde die Sporn, und sezte ihm in vollem Galopp nach, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Ich hatte richtig vermuthet; als ich einige Minuten geritten war, sah ich, daß er sich auf einen hohen und großen Felsen herunter ließ, auf dem er auch blieb. Ich gieng zu Fuß hinauf, und fand da eine große Vertiefung, oder ein natürliches Bekken voll Regenwasser, in welchem der Vogel schwamm, untertauchte, und sich frohen Muthes umhertrieb.

Oben auf dem Felsen gab ich meinen Leuten Zeichen, daß sie sich mir nähern sollten. Als sie kamen, befahl ich ihnen, meine Krüge und Tröge zu füllen; ich hatte nämlich einige auf meinem Wagen, und würde gewiß bei der Durchreise durch das

*) M. s. die Zusäzze.

Lange Valley Wasser mitgenommen haben, wenn es mir möglich gewesen wäre, die Dürre, die uns erwartete, vorauszusehen. Als sie die Krüge gefüllt hatten, ließ ich meine Pferde und einige andere Thiere in meiner Karavane tränken. Diese leerten die Zisterne so gänzlich aus, daß keiner von meinen armen Ochsen etwas übrig behielt. Ich wußte aber, daß die wiederkäuenden Thiere, länger Hunger und Durst ertragen können, und überdies hoffte ich, noch vor Ende des Tages irgend einen andern Glüksfall von ähnlicher Art, wie dieser, zu erfahren. Meine Hofnung war vergeblich; wir kamen den ganzen Tag nur durch eine dürre Wüste. Nachmittags fielen zwei von meinen Ochsen vor Durst und Mattigkeit um, und ich mußte sie verlassen; ein trauriges und schmerzliches Vorzeichen des Unglükkes, das mich noch treffen sollte! Abends war ich endlich, wie am vorigen Tage, genöthigt, auf dürrem Boden auszuspannen, und mich zu lagern, wobei ich für morgen ein noch traurigers Schiksal erwarten konnte.

Ein Plazregen, der sich in der Nacht glüklicher Weise einstellte, gab mir wieder Hofnung; indessen, so stark er auch war, so glaubte ich doch, er wäre für diesen Augenblik meinen Thieren unnüz, da ich nicht einsah, was für Erleichterung ihnen Regen geben konnte, der, so wie er fiel, sich sogleich in den Sand verlor. Aber sie wußten diesen Regen durch ein Mittel zu benüzzen, das ich nicht einmal für möglich gehalten hätte. Wirklich hatte ich Ur-

sache den Scharfsinn ihres thierischen Instinkts zu bewundern. Der Regen bildete auf ihnen Tropfen, die, wenn sie sich mit einander vereinigten, längs dem Körper in kleinen Strömen hinunter liefen. Gleich bei dem Anfange des Plazregens hatten sie sich in Gruppen zusammengestellt, und so dicht an einander gedrängt, lekte jeder auf dem Leibe seines Nachbars das Wasser auf, das von demselben herunterfloß. Durch diese unerwartete Hülfe löschten meine Thiere den Durst, wurden erfrischt, und bekamen wieder Kräfte. Meine Verwunderung vergrößerte sich noch, da die beiden Ochsen, die ich auf dem Wege ermattet und sterbend zu verlassen genöthigt gewesen war, sich gleichfalls, und ohne Zweifel auf eben die Art, erholt hatten. Beide waren in der Nacht zu meinem Lager gekommen; und Klaas, der sich ein Vergnügen daraus machte, mir gute Neuigkeiten immer zuerst anzukünden, kam voll Freuden, mir auch diese mitzutheilen.

Ich hatte jezt nur noch eine Tagereise bis zu dem Herren-Logement, und da sollte ich, sagte man mir, eine reiche Wasserquelle, einen sehr angenehmen Aufenthalt, Boskets, und Grotten mit Innschriften und Zeichnungen finden. Ich rechnete nicht auf eine so unwahrscheinliche Feerei, und behielt nur die Hoffnung, dort eine Quelle zu treffen. Diese wurde mir zu dringend nöthig, als daß ich nicht hätte wünschen sollen, sie noch vor der Nacht zu erreichen. Ich fand sie wirklich, und ob mir gleich die Beschreibung, die man mir von ihr ge-

macht hatte, große Ehrfurcht für sie hätte einflößsen sollen, so war ihr Wasser doch sehr bald von allen meinen Leuten und meinem Viehe getrübt. Die Grotte, die Innschriften, die als Festons herunterhangenden Ranken — nun freilich, diese ganze Feerei verschwand, so wie wir näher kamen. Nur eine große, hohe und geräumige Hòle diente meiner Karavane und mir zum Schuzze. Sie bedekte uns, doch ohne uns einzuschließen, weil sie auf der Westseite gänzlich offen war. Da sie sich auf einem Hügel befand, so beherrschte sie mein Lager und die Ebene, deren einförmiges und todtes Ansehen traurig und muthlos machte. Hinten lehnte sie sich an die große Kette von dürren Bergen, die sich wie ein Amphitheater hinziehen, und durch ihre Naktheit, wie durch ihre verschiedentlich mit Ocher, oder grau und weiß gefärbten Theile, einen zugleich schröklichen und majestätischen Anblik darbieten. *) Die Ueberbleibsel einer in Ruinen verfallenen Wohnung zeigten, daß der Besizzer sich genöthigt gesehen hatte, diesen wilden, dürren Ort zu verlaßen. Ich mußte sie mit den wilden Holztauben und Alpenraben theilen, die mit der einbrechenden Nacht zu ihnen flogen. Diese sezten sich zu Hunderten auf einen Baum, dessen Wurzeln in einer unge-

*) Einen Prospekt dieser Gegend, welche ein Zeuge wichtiger Erdrevoluzionen zu seyn scheint, und wol vulkanisch seyn möchte, gibt Le Vaillant abgebildet zu S. 192 des I. B. der deutschen Uebersezzung.

heuern Spalte staken, und einer von den Zweigen des Baumes belegte den Grund dieses natürlichen Saales.

Die angeblichen Zeichnungen liefen auf einige Karikaturen von Elefanten und Straußen hinaus; und die Innschriften, auf die Namen von drei oder vier Reisenden, die wahrscheinlich einmal hier angehalten hatten.

Obgleich die Quelle über alle meine Erwartung reich an Wasser war, so konnte sie doch meine Unruhe nicht vermindern. Wir mußten noch durch lange Sandebnen; und alles sagte mir, daß ich darin gar kein Wasser finden würde. Indessen zerstreuete ein Stral von Hofnung auf einen Augenblik diese Besorgniß; am Morgen stiegen zwei große Wolken am Horizonte auf, näherten sich, und schienen uns reichlichen Regen zu versprechen. Aber, ach, etwas Leidigeres als diese Wolken konnte sich uns nicht zeigen! Es waren Myriaden von Heuschrekken, gefräßige und verwüstende Insekten, die der Wind weiter führte. Bei ihrem Anblikke wurden alle meine Leute bestürzt, da sie uns nichts als Dürre und Unfruchtbarkeit ankündigten. Mein Affe allein nahm keinen Antheil an der allgemeinen Bestürzung; er zeigte vielmehr ausserordentliche Freude, folgte der Richtung der Heuschrekken mit den Augen, und wartete mit Ungeduld, daß einige herunter fallen sollten, um sie dann ergreifen und nach Belieben speisen zu können.

Indessen wir für jezt der nöthigen Erfrischun-

gen genossen, vergassen wir doch auch unsere Nachforschungen und gewöhnlichen Arbeiten nicht. Wir fanden aber nur sogenannte kapsche Klippdachse (Cavia capensis) oder Damans die uns als Speise sehr willkommen waren.

Bei meinem Jagen hatte ich einen Hottentotten angetroffen, der bei einem benachbarten Kolonisten in Diensten stand, und eine Heerde Schafe für ihn hütete. Ob ich gleich auch eine Anzahl Hämmel bei mir hatte, so befürchtete ich doch, wegen des dürren Bodens, über den ich noch reisen mußte, daß sie zu unserem Bedarf nicht hinreichen möchten. Daher war ich entschlossen, sie für die dringendsten Nothfälle anfzuheben, und wollte jezt von dem Hottentotten noch mehr dazu kaufen. Freilich konnte dieser Mensch, als bloßer Hirt, nicht nach Belieben damit schalten und walten; indessen bot ich ihm einen so guten Preiß, daß sein Herr ihm ganz gewiß für den Handel Dank gewußt haben würde. Aber er weigerte sich standhaft; und ich hatte von dem Zufalle, daß ich ihm begegnete, weiter keinen Nuzzen, als daß ich ihn befragen konnte, welches der beßte und kürzeste Weg nach dem Elefanten-Fluße (Oliphants-Rivier) wäre, zu dem ich hinwollte.

Der Hirt sagte mir: ich hätte bis dahin noch eine starke Tagereise; aber diese müßte ich auch in Einem Zuge machen, weil ich auf dem ganzen Wege weder Wasser noch Weide fände. Jenseits des Elefanten-Fluße erwarteten mich gleiche Unbe-

quemlichkeiten, bis zu dem Lande der Namaquaer hin. Zwar wäre es jezt Winter; aber es hätte allenthalben an Regen gefehlt. Rings umher herrschte eine schrökliche Dürre, und nie habe bei Menschengedenken das Land soviel gelitten.

Diese Nachricht beunruhigte mich sehr. Ich sah bei meinem Unternehmen nur Unglük voraus; und schon fiengen wir an, dessen Wirkungen zu empfinden. Erst vor noch nicht vollen sechs Wochen hatte ich das Kap verlaßen; und schon sah ich meine Ochsen so entkräftet, wie sie bei meiner ersten Reise nach sechzehn Monaten nicht gewesen waren. Damit sie Zeit hätten, auszuruhen und wieder Kräfte zu sammeln, blieb ich volle sieben Tage in dem Herren-Logement; und während der Zeit zehrte unsre Küche so viele Klippdachse auf, daß selbst meine Hottentotten Ekel vor ihnen bekamen. Endlich, am 4ten Julius, endigte sich unser Krieg mit diesen armen Thieren. Ich sezte meinen Weg fort, nachdem ich, so wie andere Reisende vor mir, meinen Namen und den Tag meiner Ankunft in der Grotte angeschrieben hatte.

Dem Rathe des Hirten zu Folge, brach ich mit Tagesanbruch auf. Nach einem sehr ermüdenden Wege sahen wir von einer Anhöhe, auf der wir uns bei dem Einbruche der Nacht befanden, den Elefanten-Fluß in der Entfernung einer halben Stunde sich unter uns hinschlängeln. Da ich aber schon aus Erfahrung wußte, was man wagt, wenn man im Finstern von Bergen herun-

terfährt; so entschloß ich mich, auf der Anhöhe zu bleiben, und, obgleich meine Ochsen so große Beschwerlichkeit ausgehalten hatten, doch den Tag zu erwarten, ehe ich nach dem Fluße führe.

An beiden Ufern desselben wuchsen sehr große Sinnpflanzen und verschiedene weißholzige Bäume von der Weidenart; aber allenthalben war der Boden dürr, wie verbrannt, und selbst nicht einmal unter den Bäumen grün. Vergebens streifte ich längs den Ufern hin, in der Hoffnung, endlich eine weniger dürre Stelle zu finden, wo Weide für meine Thiere wäre; diese mußten sich, da ich nicht einmal ein Stükchen Rasen antraf, mit einigen saftigen Salzpflanzen, und den Blättern von Gesträuchen begnügen.

Nicht weit von dem Fluße war indessen, wie ich an einigen bebauten Feldern merkte, ein Haus, das die Wittwe van Zeil mit ihrer Familie bewohnte. Ich begab mich dahin, und wurde sehr freundschaftlich aufgenommen. Die Wittwe verkaufte mir einige Hämmel und auch vierhundert Pfund Tabak, mit welchen ich meinen Vorrath vermehren zu müssen glaubte. Ausserdem kaufte ich von ihr auch Branntwein, um den Abgang zu ersezzen. Die Wittwe bestätigte mir das, was mir schon der hottentottische Hirt von der leidigen Dürre, die das Land verödete, gesagt hatte; diese Dürre war so groß, daß alle Horden der Klein-Namaquaer das Innere des Landes verlassen hatten, um sich an die Seeküste zu begeben.

Aus dem, was ich vor mir sah, konnte ich leicht beurtheilen, wie das Land, in welches ich reisen wollte, beschaffen seyn mußte. Dennoch schmeichelte ich mir noch mit Hofnungen, und suchte, so zu sagen, mich selbst zu täuschen.

Als die Wittwe van Zeil sah, daß ich, ohngeachtet ihres Rathes und ihrer Vorstellungen, weiter zu reisen entschlossen war, so machte sie einen kleinen Vorrath von Zwiebak für mich zurecht; und trug dann ihren beiden Söhnen auf, mir die einzige Furt zu zeigen, wo ich, ohne meine Sachen auf dem Wagen zu beschädigen, durch den Fluß kommen konnte. Wir mußten hierzu ziemlich weit hinunter gehen. Als wir endlich die Stelle erreichten, wohin meine Wegweiser mich mit ihren eigenen Ochsen brachten, wollten sie aus Freundschaft, mit mir auf das andere Ufer hinüber gehen, und sogar die Nacht bei mir bleiben; aber das gab ich durchaus nicht zu, weil es regnen zu wollen schien, und weil ich befürchtete, der Fluß möchte auf einmal anschwellen, und sie dann nicht zurükkehren können. Ich durfte mich freuen, daß ich noch an diesem Abend hinüber gegangen war; denn in der Nacht kam wirklich eine Wasserflut, die ununterbrochen drei volle Tage anhielt, und mir einige Hoffnung gab, daß meine Reise glüklich von Statten gehen würde. Der Regen war so stark, daß ich gleich den Augenblik anhalten, und mich an dem Ufer selbst lagern mußte. Nur einen Tag später, so wäre es unmöglich gewesen, durch die

Furt zu kommen, und ich hätte auf Flößen übersezzen müssen. Das würde aber meinen Leuten große Mühe, und mir viele Zeit gekostet haben; auch ungerechnet, daß der Fluß einen sehr schnellen Lauf zwischen Felsen hatte, und daß folglich bei einer Ueberschwemmung ein Floß gefährlich war.

Am zweiten Tage stieg das Wasser so hoch, daß es meine Wagen erreichte. Ich mußte nun mein Lager weiter nach der Ebne hin verlegen; denn vielleicht hätte die Flut, wenn sie bei Nacht gekommen wäre, es gänzlich weggeschwemmt.

Als der Regen am dritten Tage endlich aufgehöret hatte, trat ich meinen Weg wieder an; und nachdem ich drei Stunden lang den Fluß hinuntergegangen war, kam ich an die Mündung eines kleinen Flußes, der von den Hottentotten Koignas, und von den Holländern der Quer-Fluß (Dwars-rivier) genannt wird. Der Leztere fließt, wie die meisten dieser Gegenden; nur in der Regenzeit, und war an der Stelle, wo wir durch ihn gehen konnten, so eingezwängt, daß wir ihn nicht eher sahen, als bis wir uns dicht bei ihm befanden. Er ergießt sich, wie gesagt, in den Elefanten-Fluß, und ich mußte über ihn weg. Dieser Uebergang beunruhigte mich in der That recht sehr; nicht wegen des Koignas selbst, der nicht sehr breit ist, und, da er fast gar kein fremdes Wasser aufnimmt, durch den Regen eben nicht sehr angeschwollen war; wol aber wegen der Schwierigkeit, zu ihm hinunter zukommen, da seine Ufer so hoch und so steil

sind. Ueberdies war der Boden, auf dem wir uns befanden, thonartig, und der Regen hatte ihn so schlüpfrig gemacht, daß meine Wagen nicht ohne sehr große Gefahr abwärts kommen konnten. So mußte denn alles, Dürre und Regen, mir nachtheilig seyn!

Der Uebergang war jedoch glüklich, nur wäre mein guter Klaas beinahe dabei ertrunken. Sobald ich am rechten Ufer des Koigmas war, nahm ich meinen Weg, dem Rathe der Wittwe van Zeil zufolge, zu dem Fledermaus-Felsen (Vleermuys-Klip). Im Fortgehen bemerkte ich ganz frische Spuren von einem Löwen; und diese Entdekkung — die erste ihrer Art seit meiner Abreise von dem Kap — warnte mich nun, wegen meines Lagers bei Nacht auf meiner Hut zu seyn.

Der Felsen, an dem wir uns gelagert hatten, verdiente seinen Namen mit Recht; denn es gab auf ihm wirklich eine unzählige Menge Fledermäuse. Diese Thiere wurden durch eine ihnen gänzlich ungewohnte Helle aufgescheucht, und machten in ihren Löchern ein so schröckliches Getöse, daß mir die Ohren hätten zerspringen mögen; noch andere aber schwärmten hundertweise pfeifend um uns her, und weheten uns mit ihren Flügeln in das Gesicht. Vergebens suchte man sie von sich abzuwehren; die drohende Wolke wurde immer größer, und von allen Seiten bekam man Schläge. Vielleicht hätte mich, wenn ich in meinen Wagen gestiegen wäre, die Dunkelheit vor ihren Anfällen be-

schüzt; aber — wie konnte ich dem durchdringenden Lärm dieser unzähligen Menge entgehen, die sich in dem Felsen heiser schrie! Selbst meine Thiere wurden dadurch so sehr beunruhigt, als wir. Alles kündigte mir eine sehr unangenehme Nacht an, und ich durfte gar keine Erleichterung hoffen. In dieser verdrüßlichen Lage sah ich weiter kein Hülfsmittel, als mein Lager abzubrechen, und den Kampfplaz diesen hartnäkkigen Feinden zu überlassen.

Ich gab sogleich Befehle hiezu. Man legte die Zelte zusammen, man spannte an, und wir giengen, immer den Elefanten-Fluß hinunter, bis an einen Ort, der von den Hottentotten Krekenap, und von den Holländern Bakofen (Bakoven) genannt wird.

Ob mich gleich dieser Aufbruch bei Nacht, und der Umstand, der ihn veranlaßte, in üble Laune sezte, so war es mir doch sehr lieb, vorwärts zu kommen, da ich gute Weide für meine Thiere zu finden hoffte, die sich alle in einem sehr schlimmen Zustande befanden. Besonders waren die Ochsen und die Pferde übel daran; sie hatten seit der Abreise vom Herren-Logement nur von saftigen Salzpflanzen gelebt, den einzigen, welche in der grossen Dürre nicht vertroknet waren, und litten alle an einem Durchfalle, der mich sehr besorgt machte. Ich ließ ihnen einige Tage Ruhe, daß sie sich erholen könnten. Doch wollte ich diese Zeit nicht unbenuzt lassen; ich entschloß mich daher, die umliegende Gegend zu durchstreifen, und das Land

kennen zu lernen, besonders die Mündung des Elefanten-Flußes, die, dem zu Folge, was man mir gesagt hatte, gar nicht weit mehr von meinem Lager entfernt seyn konnte.

Ich machte mich daher mit meinem getreuen Klaas, und drei andern von meinen Hottentotten, die das nöthige Gepäkke trugen, auf den Weg. Aber das ausgetretene Wasser machte mir viele Beschwerlichkeiten, doch gewährte es mir auch das Vergnügen allerlei Wasservögel zu schießen, unter welchen einige neue Arten waren. Ich schoß insonderheit einen, der zum Ibisgeschlechte gehört. *)

Als ich endlich noch vor dem Einbruche der Nacht die Seeküste erreicht hatte, ließ ich mein Zelt aufschlagen und Feuer anzünden; aber ungeachtet unserer äußerst großen Ermüdung konnte doch keiner von uns schlafen. Die Seeluft war uns so empfindlich, und die Kälte so groß, daß wir uns die ganze Nacht hindurch am Feuer wärmen mußten. Bei dieser Unannehmlichkeit wartete ich mit Ungeduld auf den Tag; auch machte ich mich, sobald er anbrach, mit dreien von meinen Leuten auf, und gieng längs der Seeküste hin.

Meine Hottentotten entfernten sich bald von mir, und durchsuchten die Dünen nach Vögeln, nach andern Thierrn, die ich noch nicht kannte, oder, mit Einem Worte, nach sonst irgend etwas Außerordentlichem, das meine Aufmerksamkeit zu

*) M. s. die naturhistorischen Zusäzze.

erregen verdiente. Sie gaben sich viele Mühe; aber ohne Erfolg. All ihr Suchen lief darauf hinaus, daß sie einige Rehbok-Antelopen, (Antelope Capreolus, nova species) entdekten, und zwei Steinbok-Antelopen schoßen. Auch fanden sie am Ende einen auf den Strand geworfenen todten Wallfisch, von dessen Aase jezt eine Menge Raubvögel und andre Thiere sich nährten. Meine Hottentotten freuten sich über diesen Fund am meisten, da er ihnen eine Menge Thran zum Einschmieren lieferte, und auch ich zog Vortheil davon, indem ich vierzehn Arten von Käfern auf diesem ungeheuern Aasfelde fand.

Als ich nach meinem Zelte zurükgieng, das Einer von meinen Leuten bewachte, sah ich unter Wegs auf den Dünen viele Losungen von Elefanten; weßwegen ich denn glaubte, daß eine Menge dieser Thiere in der Gegend seyn mußten, und daß der Fluß mit gutem Rechte nach ihnen benannt wurde.

Das Verlangen, eine Heerde von ihnen anzutreffen, und zu jagen, erhizte meine Einbildungskraft so sehr, daß ich, und mit mir der beßte Hottentotte von meiner Karavane, darüber beinahe unwiederbringlich verloren gewesen wäre.

Ich vermuthete, da ich keinen am diesseitigen Ufer getroffen hatte, daß sie sich zwar gewöhnlich da aufhielten, vom Hunger angetrieben, sich aber auf das jenseitige Ufer begeben hätten. Ich faßte also den Entschluß mit Waffen und Gepäkke hin-

über zu sezzen. Der Fluß war gerade ausgetreten; ich hatte aber vortrefliche Schwimmer, und hoffte, sie würden mich und meine Sachen schon hinüber bringen.

Zu allererst dachten wir an ein Floß, als das natürlichste und bequemste Hülfsmittel, von dem ich schon ehemals, freilich auf nicht so gefährlichen Flüssen, mit glüklichem Erfolge Gebrauch gemacht hatte. Ich verließ mich ganz auf die Stärke meiner Schwimmer, und dachte, daß es ihnen leicht seyn würde, das Floß an das andere Ufer zu ziehen. Als wir aber die Schwierigkeiten näher betrachteten, fürchteten wir, und mit Recht, ein Floß könnte durch seine große Fläche einen zu starken Anstoß bekommen, als daß die Schwimmer im Stande wären, es zu regieren. Bei dem allem mußte irgend Etwas zusammengesezt oder gefunden werden, das mich trüge, und das sie ziehen oder fortstoßen könnten. Ich schlug vor, einen Baumstamm in das Wasser zu lassen, auf dem ich reiten wollte. Meine vier Gefährten riefen alle zugleich: wenn ich Muth genug hätte, das zu wagen, so stånden sie mit ihrem Kopfe dafür, daß ich an das andere Ufer kommen sollte.

Diese Versicherung vergrößerte meinen Muth, so daß ich nicht länger Bedenken trug. Es kam jezt nur noch darauf an, einen Baumstamm zu finden, der zur Ausführung meines gewagten Streiches am wenigsten unbequem wäre. Am Ufer lagen ihrer eine große Menge.

Zuerst brachten wir nun den Baumstamm in das Wasser, und banden vorne zwei Riemen daran, mittelst deren die Schwimmer ihn ziehen konnten. Ihre Kroß und mein Zelt wurden zusammengerollt, und etwa in der Mitte der Länge befestigt. Hierauf ließ ich an jeder Seite dieses Pakets einen von den mit Thran gefüllten Schläuchen festbinden, die nicht nur die Last der ganzen Maschine tragen halfen, sondern auch verhinderten, daß sie nicht umschlagen und mich herunterstürzen konnte.

Nun kam es noch darauf an, ein Mittel ausfindig zu machen, wie sich unsre Pulverflaschen und unsere Lebensmittel, ohne, daß sie naß würden, überbringen ließen. Dies nahm ich auf mich. Ich hatte den Einfall, daß es möglich wäre, die Flinten auf meinen Schultern in die Höhe zu halten; und für die Pulverflaschen machte ich bald eine Art von Halsband, an das ich auch meine Uhr hängte. Endlich war alles zu der gefährlichen Fahrt überdacht und angeordnet. In dem beschriebenen grotesken Aufzuge gieng ich in das Wasser, stieg auf mein Holzpferd, und brachte mich, wie auf einem Sattel, das heißt auf den Paketen und zwischen den Schläuchen, ins Gleichgewicht. Meine Schwimmer sprangen in das Wasser, zogen das unsichere Fahrzeug mit seinem Schazze und seiner Vogelscheuche fort, und endlich waren wir in der Gewalt des Stromes.

So viele Vorsichtsanstalten konnten mich wol vor allen widrigen Zufällen sichern; auch war ich

ohne Furcht im Wasser. Indessen, um meine Schwimmer zu schonen, die bei einer so langen Ueberfahrt alle ihre Kräfte behalten mußten, hatte ich mit ihnen verabredet, daß nur zwei mich vorne ziehen, und daß die beiden andern sich hinten gegenstämmen, bloß mit den Füßen schwimmen, das Fahrzeug fortschieben, und so, wenn sie wechselsweise ermüdet wären, einander ablösen sollten. Gar drollige Tritonen, die ihrem Neptun bald große Besorgnisse erregten!

Anfangs gieng es herrlich, da der ausgetretene Theil des Flußes fast gar keine Bewegung hatte, und folglich auch wenig Widerstand leistete. Die Schwimmer zogen mich ohne Schwierigkeit fort, und scherzten sogar über ihre vorherige Furcht, daß es nicht gelingen möchte. Ich selbst machte mich auf meine eigenen Kosten lustig, und konnte gar nicht umhin, über meine steife, gravitätische Stellung zu lachen, wie ich da saß, in der seltsamen Stellung und mit meiner sonderbaren Equipage! — Aber wie sehr änderte sich die Szene, und wie weit vergieng uns bald das Lachen!

Kaum waren wir im Strome so konnten meine Schwimmer mit allen ihren Bemühungen seiner Stärke nicht widerstehen, und wir sahen uns allmälig abwärts treiben. Bald wurde er gar so reißend, daß wir, so muthig auch meine Leute das Wasser bekämpften und durchschnitten, schnell gegen das Meer hingetrieben wurden.

Wenn wir unglücklicher Weise da hinein gera-

then wåren, so wåre es um uns geschehen gewesen, und ich håtte unfehlbar ertrinken müssen! Mein günstiges Geschik wollte indessen, daß der Wind, der von der See herkam, das Abwårtstreiben ein wenig verzögerte, und uns in den Strom zurük-trieb; aber dabei thürmte er zugleich Wellen auf, vor denen wir nicht weiter kommen konnten, und die uns ohne Unterlaß mit Wasser bedekten, so daß wir einander jeden Augenblik aus dem Gesichte verschwanden.

Noch ein anderer übler Umstand kam hinzu, den ich unmöglich hatte vorher sehen können, und dem sich schlechterdings nicht abhelfen ließ. Der Stamm, den man bisher ohne Schwierigkeit in horizontaler Richtung erhalten hatte, verånderte sie auf einmal. Bald stieß er mit Heftigkeit auf die beiden vorderen Schwimmer, und machte, da die Riemen schlaff geworden waren, ihre Bemühung unnüz; bald hingegen zog er die Riemen wieder straff an, und riß die Schwimmer heftig zurük. Das allerübelste war aber, daß der leidige Baumstamm oft mit dem einen Ende einsank, indeß er sich mit dem andern hob, so daß er sich dem Strome sehr unvortheilhaft darbot, wodurch denn alle Arbeit der beiden hinteren Schwimmer unnüz wurde. Meine Lage war nun so, daß ich, ungeachtet meiner Begleitung, mich den Wellen auf Gnade oder Ungnade überlassen sah, und im Begriffe stand, das Gleichgewicht zu verlieren.

Die Gefahr war dringend. Recht zu gelegener

Zeit verließen die beiden hinteren Schwimmer ihren Posten, sprangen an die Seiten der beiden andern, und ergriffen die Riemen, um jene in dem furchtbaren Kampfe zu unterstüzzen. Ich für mein Theil hatte zwar viele Mühe, mich auf meinem Fahrzeuge zu erhalten; indessen suchte ich doch mit den Füssen den wirklich unglaublichen Anstrengungen dieser brafen Leute nachzuhelfen. Liebe zu mir, aus der sie sich in diese Gefahr gewagt hatten, und ihr Versprechen, mich an das andere Ufer zu schaffen, machten es ihnen zur Pflicht, in der noch immer fortdauernden Hoffnung, mich zu retten, ihr Leben aufzuopfern. Sie zeigten in der That übermenschliche Kräfte; aber doch fieng ich an zu verzweifeln, da wir immer schneller abwärts getrieben wurden, und folglich uns nothwendig dem Meere nähern mußten. Ich sah schon kein anderes Rettungsmittel mehr vor mir, als von dem Stamme herunter zu springen, mein Halsband, meine Flinten und alles wegzuwerfen, und mich dem Mitleiden meiner Hottentotten zu überlassen, um, von ihnen umringt, entweder das Ufer zu erreichen, wohin wir wollten, oder wieder nach dem andern zurükzukehren.

In dieser Lage erfuhr ich mit Ueberzeugung, wie sehr unser Unglük sich mindert, wenn Andre es mit uns tragen. So unruhig mich auch der Anblik meiner brafen Leute machte, die sich aus Neigung zu mir aufopferten, und lieber einem gewissen Tode entgegengiengen, als mich allein lassen

wollten; so machte doch ihr Edelmuth die Augenblikke, welche ich für meine lezten hielt, minder bitter; ich erfuhr ja, ehe ich starb, allen nur möglichen Beistand der Freundschaft!

Unterdessen ermunterten die armen, erschöpften, keuchenden Hottentotten einander noch immer mit schwacher Stimme. Keiner von ihnen ließ die Seile loß, die an meinem Baumstamm saßen; keiner hörte auf zu schwimmen und dem Strome wenigstens einigen Widerstand zu leisten. Alle suchten durch Geschiklichkeit den Mangel an Kräften zu ersezzen, und benuzten die Umstände so gut, als nur immer möglich. Von diesen Hottentotten war einer noch gar nicht lange in meinen Diensten; aber dennoch gab er seinen Kameraden an Eifer und Muth nichts nach, und ich glaube, er hätte sich zuerst mit in das Meer fortreissen lassen.

Wir waren nahe daran, als ich endlich an der Verminderung des Widerstandes merkte, daß wir die heftigste Strömung überwunden hatten. Nun nahmen meine Leute die wenigen noch übrigen Kräfte zusammen, und arbeiteten sich vollends heraus. Als sie dann endlich wieder in völlig ruhigem Wasser waren, fiengen sie an freier zu athmen, und gewannen vesten Fuß, so daß wir nun bald an das Land kommen konnten. Der erste, der Boden fühlte, kündigte es durch ein Freudengeschrei an, das die drei andern wiederholten. Vergebens würde ich die Empfindung zu schildern versuchen, die wir alle in diesem Augenblikke hatten. Ich sprang ans

Ufer, und so bald ich nur von den grotesken Anhängseln befreiet war, über die wir erst gelacht und dann uns beunruhigt hatten, warf ich mich meinen Rettern um den Hals, und sie umarmten mich ihrer Seits voll Freude. *)

Vor allem zündeten wir nun ein großes Feuer an, da mir theils von unserem Schrekken, theils von dem Wasser ganz erstarrt waren. Nun troknesten wir unsere Kleider. Meine Schwimmer hatten sich aus Vorsicht, und zum guten Glükke, mit einer Kürbisflasche voll Branntwein versehen. So großen Widerwillen ich auch von jeher gegen dieses Getränk gehabt hatte, so that ich doch jezt mit großem Vergnügen einen Zug, der denn auch meine Fibern wieder anspannte und mir mein erstes Leben wieder gab. Meine Flinten, die ich zulezt hatte auf die Knie sezzen müssen, um mich mit den Händen an den leidigen Stamm anklammern zu können, waren bei den häufigen Bewegungen naß geworden; ich machte daher sogleich Anstalt sie zu trök nen. Obgleich die Wellen mich wol tausend Mal überschwemmt hatten, so war doch das Wasser zum Glük weder in die Pulverflaschen gedrungen, noch meiner Uhr schädlich geworden. Wie

*) Diese Geschichte, die hier unverstümmelt gelassen ist, gibt einen schönen Beweis für den guten Karakter der Hottentotten, und gegen die menschenfeindliche Hypothese, die jedem nichtweißen Menschen alle Tugend abspricht! —

sehr freute ich mich nun, daß ich Geistesgegenwart genug gehabt hätte, meinen Baumstamm nicht zu verlassen! —

Ich dachte jezt nur an das Glük, daß ich einer so sehr großen Gefahr entgangen war. Jezt erst, da ich die Entfernung beider Ufer mit den Augen messen konnte, sah ich ihre Größe recht ein. Nun machte ich ernsthafte Betrachtungen über meine Tollkühnheit und über die Gefahr, in die ich meine Gefährten mitgezogen hatte! — Wir hatten über 30 Minuten gebraucht, um über diesen breiten Fluß, der hier vielmehr ein See genannt werden darf, zu sezzen. —

Als ich sah, daß meine Leute sich ein wenig erholt hatten, so dachte ich auf wirksame Beweise meiner Erkenntlichkeit, und sagte ihnen, sie möchten alles, was ihnen Vergnügen machen könnte, ganz dreist von mir fodern.

Klaas saß in diesem Augenblikke neben mir, drükte meine Hände, und zeigte durch die deutlichsten Merkmale der Zuneigung, wie sehr er sich freuete, daß er noch einmal etwas zur Rettung meines Lebens hatte beitragen können. „Nun," sagte er; „ich habe eine große Bitte an dich. Wenn du glaubst, daß Jonker (so hieß mein neuer Hottentott) sich bei dieser Gelegenheit als ein braver Mensch gezeigt hat, so gib ihm eine Flinte. Ich habe ihn zu dir gebracht, und sage für ihn gut. Sei versichert, daß du es nicht bereuen wirst."

Ich versprach Jonkern alles, warum Klaas

mich für ihn gebeten hatte; nämlich, ihm, sobald wir wieder in unserem Lager am Krekenap wären, eine Flinte mit vollständigem Zubehör, und Munizion zu geben. Ausserdem ernannte ich ihn aber auch zu einem von den Führern meines Hauptwagens; wodurch sich denn, die Jägerbesoldung mitgerechnet, seine Einnahme beinahe verdoppelte.

So viele Auszeichnung und so viel Glük auf einmal sezten den armen Jonker in die lebhafteste Freude. Er wußte gar nicht, wie er seine Erkänntlichkeit äußern sollte. Als Besizzer einer Flinte, und als Führer bei dem Wagen seines Herrn, bildete er sich wenigstens so viel ein, als ein Spanischer Grande, und ihm blieb nun weiter nichts übrig, als die Ehre selbst den Wagen zu fahren. Nach seinen Versicherungen, hatte Jonker alle mögliche Anlage, ein großer Jäger zu werden; denn er fühlte, sagte er, das Verlangen, eines Tages recht gut schießen zu können. Freilich hatte er nur sehr selten Gelegenheit gehabt, sein Talent hierin zu üben; indessen sah er sich im Geiste schon eben so geschikt, wie die beßten Jäger unter seinen Kameraden. Kurz, er sprach von der Art, wie er sich benehmen würde, um richtig zu schießen, so lange und so naiv, daß seine Kameraden, die ihn wol kannten, sich auf seine Kosten sehr lustig machten. Da ich Jeden in so guter Laune sah, so kam ich auf den Einfall, sogleich eine Probe anzustellen. In der gewissen Ueberzeugung, daß der neue Schüzze mir genug zu lachen geben würde, schlug

ich ihm vor, nach einem Ziele zu schießen. Seine drei Kameraden schoßen vortreflich; er aber? nun, am Ziele wäre man vor ihm sicherer gewesen, als an jedem andern Orte.

Da ich ihn ganz ausser Fassung sah, weil er die Sache für Ernst hielt, und wol gar befürchten mußte, daß ich wegen seiner Ungeschiklichkeit mein Versprechen zurüknehmen würde; so sprach ich ihm augenbliklich Muth zu. Ich tröstete seine Eigenliebe, und versicherte ihm, daß ich Anfangs nicht einmal so gut geschoßen hätte, wie er, und daß er bei dem Eifer, den er für die Jagd zeigte, in Kurzem ganz gewiß ein guter Schüzze seyn würde.

Was ich ihm profezeiet hätte, traf in der Folge ein; denn Jonker wurde in der That der klügste und beßte unter meinen Wildlieferanten.

Als wir einige Zeit zum Vergnügen nach dem Ziele geschossen hatten, glaubte ich, es wäre klüger, mein Pulver nüzlicher zu brauchen. Ich war, mit Lebensgefahr für mich und meine vier Begleiter, über den Fluß gegangen, um Elefanten zu schiessen; und nun wollte ich solche Thiere auch suchen. In dieser Absicht machte ich mich mit meinen drei Jägern auf, und durchstreifte die Gegend; aber wir sahen heute weder Losungen, noch sonst eine Spur von ihnen. Nun bedauerte ich von ganzem Herzen die unnüzze Mühe und Gefahr.

Wir hatten in der vorigen Nacht wegen der empfindlichen Kälte nicht schlafen können; und in dieser waren wir nicht glüklicher. Ein sehr starker Re-

gen, der uns überfiel, löschte unser Feuer aus; und wir konnten es mit aller Mühe nicht wieder anzünden. So mußten wir denn Geduld haben und warten, bis der Tag unsere Kräfte wieder belebte.

Er kam endlich, doch ohne uns besseres Wetter mitzubringen; ich entschloß mich daher, unverzüglich auf dem kürzesten Wege nach meinem Lager zurükzukehren. Da der Regen mein Zelt und alle unsere andern Sachen um vieles schwerer gemacht hatte, und da folglich meine Hottentotten überladen seyn mußten, so rieth ich ihnen, sie sollten, um sich die Last zu erleichtern, die beiden Schläuche mit Wallfischthran wegwerfen. Da verlangte ich aber ein in der That unmögliches Opfer; lieber hätte sie ihre eignen Kleider liegen lassen. Ich fühlte allzusehr, welchen ausgezeichneten Dienst sie mir erwiesen hatten, und wollte sie nicht mißvergnügt machen; daher nahm ich nur meinen Klaas mit, uud ließ ihnen meinen geschoßnen Vogel tragen, an dem mir soviel gelegen war, wie meinen Hottentotten an ihrem Thrane. Diese ihrer Seits sollten sich Zeit nehmen, und mit aller Gemächlichkeit wieder zu uns stoßen.

Wir kamen Abends dem Lager gegenüber an. Ich hatte, um es zu erreichen, nur noch über den Fluß zu sezzen; und wir waren so weit aufwärts, daß es sich bei einiger Vorsicht recht gut thun ließ. Bei der schon eingebrochnen Dunkelheit konnte Swanepoel uns nicht sehen; er hörte uns indessen rufen, und schikte uns zwei Pferde, und aus

Vor-

Vorsicht zugleich zwei Schwimmer, die uns führen sollten. Wir kamen, da unsere Pferde sehr gut schwammen, auch glüklich und ohne Gefahr hinüber.

So befand ich mich denn wieder in meiner Haushaltung, zwischen meinen Wagen, meinen Zelten, meinen Gefährten und meinen Thieren; und ich freute mich nicht wenig, da ich meine jezzige Lage mit der vorigen an der Mündung des Flußes verglich! — Ich fühlte mich indessen so schröklich müde, und schlaftrunken, daß ich meine nassen Kleider so geschwind als möglich mit troknen vertauschte, und mich auf meine Matrazze warf. Da schlief ich dann ununterbrochen bis zum folgenden Mittage, d. h. beinahe achtzehn Stunden. Ich wäre, glaube ich, wol gar in eine Schlafsucht gefallen, wenn Swanepoel, den mein langer Schlaf beunruhigte, und der besorgte, daß ich krank seyn möchte, mich nicht aufgewekt hätte.

Jonker, und die beiden andern zurükgebliebenen Hottentotten, waren am Morgen, als ich noch schlief, angekommen, und hatten ihren Kameraden sogleich alle Umstände von unserm Abentheuer erzählt. Jeder klügelte nun darüber nach seiner Weise; indessen machte die Erzählung von dem gefundenen Wallfische, daß sie meine Unvorsichtigkeit weniger unverzeihlich fanden. Sie sahen meine Reise nach dem Meere sogar als das glüklichste Ereigniß bei allen meinen Unternehmungen an, und Jeder bedauerte, daß ich ihn nicht mit zu meinem Begleiter gewählt hatte. Der einzige Swanepoel

betrübte sich, weil ich in Gefahr gewesen war, und verschonte mich selbst nicht mit Vorwürfen. Ich achtete Swanepoel wegen seines hohen Alters, uud hörte seinen Tadel geduldig an; aber besonders that es mir leid, daß ich ihm nicht zur Antwort etwas Besseres und Glänzenderes zeigen konnte, als meinen geschossenen Vogel, den einzigen Gewinn von meiner gefährlichen Reise.

Beim Mittagessen hatten meine vier Begleiter den Andern den Kopf ganz warm gemacht, da sie ihnen erzählten, welche Menge Thran man sich von dem gefundenen Wallfische, verschaffen könnte. Den ganzen Tag war von weiter nichts die Rede, als von dem verwünschten Wallfische. Die Begierde meiner Hottentotten stieg dadurch so hoch, daß sie am folgenden Morgen alle insgesammt zu mir kamen und mich baten: ich möchte sechsen von ihnen erlauben, mit zwei Ochsen nach der Küste zu gehen, um von da eine Ladung Thran zu holen, der ihnen so viel Genuß verschaffen könnte. Dies war freilich nicht geradezu der Grund, den sie angaben, um mich zu bewegen, daß ich meine Wagen noch mit dieser Ueberfracht beladen sollte. Sie hatten, wenn ich ihnen glauben wollte, meinen eignen Vortheil im Auge. Die Stränge und die Axen meiner Wagen mußten eigentlich alle Augenblikke eingeschmiert werden; aber seit langer Zeit war es nicht geschehen, und ich fand vielleicht nie wieder eine so gute Gelegenheit, mir das dazu nöthige Material zu verschaffen.

Dieser Vorwand konnte meine Abneigung doch nicht überwinden. Ich hatte so eben hören müssen, daß während meiner Abwesenheit zwei von meinen beßten Ochsen, als sie am Ufer trinken wollten, von dem Strome weggerissen worden, und zu Grunde gegangen wären; so mußte ich denn befürchten, daß es noch mehreren eben so ergehen möchte. Dazu kam aber noch ein andrer Umstand. Ich hatte bei meinem Aufenthalte am Krekenap gehofft, daselbst Weide zu finden, wodurch sich meine kranken Gespanne wieder erholen könnten, und gerade, damit sie hierzu in dem neuen Lager Zeit hätten, war ich einige Tagelang umher gestreift. Nun trug aber auch diese Gegend, so wie die vorigen, weiter nichts als saftige Salzpflanzen; dadurch hatte sich denn der Durchfall des Viehes noch vermehrt, und ich fand die Ochsen bei meiner Rükkehr kränker, als vorher. Ich war daher Willens, noch an demselben Tage aufzubrechen und anderswo eine glüklichere Gegend zu suchen.

Mit diesem Plane vertrug sich nun eine Reise nach dem Meere gar nicht. Aber ein heftiges Verlangen ist nicht so leicht wieder ausgelöscht, und ich sah wol, daß ich es doch würde befriedigen müssen.

Ich würde meine Hottentotten allzu mißvergnügt gemacht haben, wenn ich noch länger unerbittlich gewesen wäre. Ich willigte also ein, und meine Einwilligung wurde mit ausgelassener Freude aufgenommen. In diesem Augenblikke dachte man nicht mehr an das Ungemach, das wir schon

erlitten hatten, und eben so wenig an das, welches uns bevorstand. Alles war vergessen, und die bloße Hoffnung zu einer reichlichen Ladung Wallfischfett machte Jedermann glüklich.

Man war so eilfertig, daß ich Jonkern erlauben mußte, sogleich mit seiner Mannschaft und den beiden Ochsen aufzubrechen. Ich gab ihm eine Flinte nebst Pulver und Blei mit, und der ganze Schwarm begrüßte ihn zum Abschiede mit lautem Zuruf. — Arme Menschen, die man mit so geringer Mühe befriedigen, und die ein wenig Thran so reich, so glüklich machen kann! —

Weniger frölich brach ich selbst auf, ob ich gleich sehr gute Gründe hatte, nicht gern den Elefanten-Fluß zu verlassen, dessen Ufer mir so gepriesen, aber meinen Ochsen so höchst nachtheilig geworden waren. Ich stand in großen Sorgen über das Unglük, das mich noch bedrohete.

Wir nahmen bei sehr heiterm Himmel, unsern Weg nach Norden; aber meine Ochsen waren, ungeachtet der angenehmen, günstigen Witterung, so entkräftet, daß sie nach drei Stunden nicht länger ziehen wollten, und daß ich anhalten mußte. Nachmittags konnten sie nur noch zwei Stunden Wegs machen, und überdies sahen wir uns genöthigt, drei Ochsen auszuspannen, die vor Ermattung umgefallen waren, und auf der Stelle liegen blieben. In der Nacht verlor ich noch fünf andere, und sah mit Traurigkeit sie da, wo sie sich hingeworfen hatten, sterben, ohne ihnen helfen zu können. Alle

übrigen waren so schwach, daß ich verzweifelte, nur noch eine Stunde mit ihnen zurüklegen zu können. Leider hatten wir den ganzen Tag weder Wasser, noch Weide gefunden; aber dennoch sezte ich meinen Weg fort; indessen mit der Vorsicht, daß ich auf allen Seiten die, von meinen Hottentotten, welche ich nicht nothwendig brauchte, auf Kundschaft ausschikte, um, wo möglich, eine Quelle und Weide zu entdekken, auf der wir einige Zeit bleiben könnten.

Sie fanden nichts; allenthalben zeigte der Boden in dieser schröklichen Wüste nur eine dürre und verbrannte Oberfläche. Jezt machte ich mir Vorwürfe darüber, daß ich am Elefanten-Fluße die schäzbare Zeit verloren, die meinen Ochsen ihre wenigen noch übrigen Kräfte geraubt hatte, so daß sie außer Stande waren, einen minder unglüklichen Ort zu erreichen. Indessen zogen wir abgemattet, traurig und ohne Hoffnung unsre Furchen in den Sand. Endlich sah ich von weitem den Haderfelsen (Krakkeelklip), in welchem, wie man mir gesagt hatte, ein großes, tiefes Bekken seyn sollte, von dem ich mit Wahrscheinlichkeit vermuthete, daß der neuliche Regen es angefüllt haben müßte. So wie wir weiter fortrükten, glaubten wir zu sehen, daß Wagen an dem Rande desselben hielten. Diese Erscheinung erregte unter uns allgemeine Freude, und belebte uns auf einmal wieder mit Hoffnung. — Aber, leider, war es nur eine täuschende Erscheinung! — Denn als wir uns näherten, verwan-

delten sich die vermeinten Wagen in zwei sehr große Elefanten, die aus dem Wasserbekken getrunken hatten, und, sobald sie uns erblikten, die Flucht ergriffen.

Die Hölung des Felsens enthielt wirklich Wasser, und zwar, wie es schien, genug, um meine ganze Karavane zu tränken; aber es war ganz abscheulich. Alle wilden Thiere der Gegend tranken nämlich aus dieser Vertiefung; daher war der Rand mit mancherlei Koth bedekt, welchen der Regen dann erweicht und in das Bekken selbst hinuntergespült hatte. Die Gährung dieses stinkenden, und faulichten Kothes, hatte dem Wasser eine grünliche Farbe, einen ekkelhaften Geruch und einen abscheulichen Geschmak mitgetheilt, so daß es alle Sinne empörte. Unsre Noth war indessen so groß, daß wir die Entdekkung dieser ekkelhaften Pfüzze doch als ein wahres Glük ansahen. Ehe ich die Thiere daraus tränken ließ, befahl ich, daß man die Krüge, die wir am vorigen Abend ausgeleert hatten, anfüllen sollte. Um das Wasser, wo möglich, trinkbar zu machen, ließ ich es erst durch doppelte und dreifache Leinwand seihen; dann kochte ich es, und warf einige Unzen gemalnen Kaffee hinein. Zwar wurde es durch diese Operazion ein wenig klarer, und verlor sogar einigermaßen den übeln Geschmak, den es von denen in ihm aufgelösten Salz- und schwefelartigen Theilchen angenommen hatte; aber die schädlichen Eigenschaften, welche diese Solizion ihm mitgetheilt hatte, behielt es dennoch. Jeder

der davon trank, bekam einen Durchfall, und eine mehr oder minder schmerzhafte Kolik. Einigen verursachte es sogar langes Erbrechen, den Schluchzer, und Schmerzen in den Eingeweiden, so daß wir befürchteten, es wäre vergiftet gewesen. Ich allein blieb verschont, oder, richtiger, ich litt viel weniger, weil ich mein Wasser mit Ziegenmilch vermischt; und folglich nur sehr wenig getrunken hatte.

Von meinem Lager am Krekenap bis zu dem Krakkeel-Klip war es nur acht französische Meilen (Stunden). Auf diesem Wege hatte ich zwei volle Tage zubringen müssen, und am zweiten gar nur drei solche Meilen machen können. Aber außerdem, daß meine Ochsen noch äußerst schwach waren, sich nur mit der größten Mühe fortschleppten, und zulezt nur eine französische Viertelmeile in der Stunde machten, mußten wir sehr oft ausspannen, und die zurük lassen, welche vor Entkräftnng umfielen, und auf dem Plazze liegen blieben. Man kann sich einen richtigen Begriff von dem unglüklichen Zustande dieser armen Thiere machen, wenn ich mit Einem Worte sage, daß ich seit meinem lezten Aufbruchr, d. h. in zwei unglüklichen Tagen, nicht weniger als siebzehn Ochsen unter Weges ließ.

Gegen Abend sah ich nach und nach verschiedne Triften von Antelopen (Springbökken) zu dem Felsen hinkommen, ohne Zweifel, weil sie gewohnt waren, aus ihm zu trinken. Vergebens suchte ich, mich ihnen zu nähern, und einige zu unsrer Nah-

rung auf heute und den folgenden Tag zu schießen; so daß ich die wenigen mir noch übrigen Hämmel, aufheben konnte. Sie waren geschikt genug, unserm Appetite zu entfliehen; und mit meinen Pferden, die gerade nicht mehr Kräfte hatten, als meine Ochsen, konnte ich sie nicht verfolgen. Nie ist wol Jemand in einer hülfloseren Lage gewesen! Schon glaubte ich, an das Ziel meiner Reisen gekommen zu seyn, und legte mich in den traurigsten, düstersten Gedanken zum Schlafe nieder.

Am folgenden Morgen fanden wir unsere armen Thiere so ermattet und entkräftet, daß wir alle einstimmig beschlossen, den ganzen Tag auf diesem Flekke zu bleiben, damit sie Zeit hätten, sich zu erholen. Ich benüzte den Morgen, um nochmals mit einigen meiner beßten Schüzzen auf die Springbökke Jagd zu machen; aber wir konnten ihnen niemals nahe genug kommen, da die Ebene allzu offen lag.

Glüklicher Weise kamen mehrere Flüge von Feldhünern zu dem Bekken; denn in der ganzen Gegend rings umher befand sich nur dieses einzige Wasserbehältniß. Meine Leute hatten mehr Glük, als ich, und schoßen etwa sechzig von diesen Vögeln, die uns dann eine gute Mahlzeit gaben. Einer von meinen Ochsen schien in den lezten Zügen zu seyn, und ich mußte erwarten, daß er noch vor der Nacht sterben würde; diesen gab ich ihnen Preis, und sie hatten nun, nachdem er auf ihre Art zubereitet, und eingesalzen war, einige Zeit an ihm etwas zu essen.

Ich war in meinem Zelte, und überließ mich den schmerzlichsten Betrachtungen, als mitten in der Nacht mein Affe, Kees, auf ein Mal ein Geschrei erhob, welches alle meine Hunde sogleich mit Bellen beantworteten. Kees war wegen seines scharfen Geruches, wegen seines feinen Gehörs und guten Gesichtes immer der Erste, der uns Gefahren ankündigte, und unter allen Diensten, die er mir leistete, mußte ich ihn auch besonders deßhalb werth halten. Seine Warnung brachte Jedermann auf die Beine. Wir hatten sowohl Angriffe von Buschmännern, als von wilden Thieren zu befürchten; die Nachbarschaft des Wasserbehältnisses konnte uns jenen und diesen, oder wol gar beiden zugleich, aussezzen. In der Ungewißheit, was wir für einen Feind vor uns hätten, ließ ich nach der Gegend, welche mein Affe angab, einige Flintenschüsse thun, und von Zeit zu Zeit wurde dies auf meinen Befehl wiederholt.

Aber diese vermeinten Feinde waren unser Wallfischleute, die wieder zu uns kamen, und das Lager an dem Schein unsrer Feuer erkannten. Unser Schiessen schröckte sie, und ehe sie sich näher wagten, schossen sie eine Flinte ab, um sich zu erkennen zu geben.

Wir hatten indessen jezt den Kopf ganz voll von einem Angriffe, und erwarteten unsre Leute gar nicht zu einer solchen Stunde. Es war auch von ihnen äusserst unvorsichtig, daß sie nicht schrieen

und riefen, sondern schoßen, wodurch sich denn unsre Unruhe nur vermehrte.

Als es hell wurde, konnte ich freilich in einer gewissen Entfernung eine Gruppe von Hottentotten unterscheiden; aber ob es gleich wirklich die meinigen waren, so blieb ich doch, wegen der einzigen Idee, die ich im Kopfe hatte, vest bei meinem Vorurtheile, und erkannte sie um so weniger, da ich die beiden Ochsen nicht sah, die sie mitgenommen hatten. Indessen da sie sich mir näherten, so gieng ich ihnen entgegen, und nun war die Täuschung bald verschwunden. Sie kamen sehr traurig auf mich zu, woraus ich denn sah, daß ich mit gutem Grunde gegen ihr Unternehmen gewesen war. Wie sie sagten, hätten sie mich mehr nordwärts gesucht, weil sie glaubten, daß ich schon weiter gekommen wäre. Doch da sie, sezten sie hinzu, keine Spur von meinen Wagen und Thieren gesehen, so hätten sie vermuthet, daß irgend ein Vorfall mich aufgehalten haben müßte, und wären genöthigt gewesen, nach dem Krekenap zurükzukehren. Die beiden Ochsen sollten aus Mangel an Weide unter Weges gestorben seyn; aber vielleicht hatten die Hottentotten ihnen mehr Thran aufgeladen, als sie bei ihrer Entkräftung tragen konnten, und waren folglich Schuld an ihrom Tode. Dieser Verdacht schien mir höchst wahrscheinlich; indessen trug ich bei den Umständen, in welchen ich mich befand, wol Bedenken, sie durch Vorwürfe noch muthloser zu machen. Wer sollte es glauben, seitdem diese

Leute den Wallfisch verlassen hatten, hatten sie weder getrunken noch gegessen; aber durch ihre Begierde nach dem Thrane, um dessenwillen sie an die Seeküste hingiengen, war ihnen der Hunger und die Beschwerlichkeit erträglich geworden. Sie brachten etwa hundert Pfund mit, und bedauerten, bei allen Unfällen ihres höchstmühseligen Abentheuers, weiter nichts, als daß sie nicht den ganzen Wallfisch hättrn mitschleppen können!

Ich zitterte, wenn ich die Augen auf meine Karawane warf; ihr hinfälliger Zustand, mit dem es von Tage zu Tage schlimmer würde, erregte mir bittern Schmerz, und machte mich völlig muthlos. Nur sehr ungern musterte und zählte ich sie; aber es war nothwendig, daß ich erfuhr, wie viel ich noch Ochsen hätte, die angespannt werden könnten. Ach! ihre Anzahl war schröklich vermindert. Ich hatte nicht mehr genug für alle meine Wagen, und sah mich in der harten Nothwendigkeit, einen in der Wüste stehen zu lassen. Zum ersten Male war ich jezt bis auf diesen Grad von Unglük herunter gesunken. So schmerzlich der Entschluß auch seyn mochte, so schrieb doch die Nothwendigkeit ihn vor, und alle meine Leute gaben mir den Rath, mich ihn zu unterwerfen. Indessen waren wir dadurch noch keineswegs aus unsrer Verlegenheit. Was sollte aus uns werden, und wohin konnten wir uns wenden? — Diese Betrachtung erregte meine Unruhe noch mehr. Um meine Lage zu schildern, brauche ich nur zu gestehen, daß ich mich nicht

länger im Stande fühlte, ihr Schröckliches meinen Leuten zu verhelen, weßwegen ich sie sogleich um mich her versammelte, und es ihnen überließ, mich aus der Sache zu ziehen. Einer rieth mir nun, ich sollte nach dem Elefanten-Fluße umkehren; der andere: ich sollte vorwärts nach dem Schwarzdorn-Fluße gehen, der freilich nur ein Regenbach wäre, der aber bei den jezzigen Umständen, und nach dem Regen, den wir gehabt hätten, uns vielleicht Wasser und auch einige Weide verschaffen würde. Der erstere von diesen Vorschlägen ließ sich nicht ausführen; denn, wenn wir es thaten, so war uns nicht geholfen, sondern wir und unser Vieh wurden vielmehr von einem gewissen Tode bedrohet. Am Elefanten-Fluße hätten wir freilich Wasser im Ueberflusse gehabt; in die verbrannten Ebenen, durch die wir gekommen waren, wieder zurükzukehren, und bei unserm gänzlichen Mangel an allem, mit unsern entkräfteten Thieren noch drei Tage hinzubringen, das war eine völlige Unmöglichkeit; und wenn ein Gott die Thiere gespornt hätte, sie würden doch nicht aus der Stelle gekonnt haben. Ueberdies wußten wir zuverläßig, daß wir dort keine Weide finden würden. Bei dem andern Plane konnten wir freilich noch immer tiefer in das Labyrinth gerathen; aber, da es noch in der Zukunft verborgen lag, so durften wir uns wenigstens an Hoffnungen weiden.

In der Nothwendigkeit, zu wählen, sagte ich: Vorwärts! und alles machte nun Anstalten zum

Aufbruche. Wir ließen den einen Wagen stehen; doch brachten wir vorher die Sachen herunter, die mir am unentbehrlichsten waren, und sezten dafür mehrere sehr schwere Kasten hinauf, die ich aus den beiden andern zu nehmen befahl, um sie zu erleichtern. Die Beschüzzung des Zurükgelassenen überließ ich dem Himmel und den Elefanten, und tröstete mich mit der Hoffnung, daß ich es zu einer glüklichern Zeit vielleicht wieder bekommen würde. Um indessen auf allen Fall irgend einer Horde von Hottentotten, welche in diese Gegend geriethe, oder auch selbst den Kolonisten von der Gränze, alle Lust zu benehmen, daß sie mir nicht die Mühe ersparten, eines Tages diesen Wagen wieder zu suchen, ließ ich ihn ganz mit Reisig umgeben, und bedekken, so daß er von Ferne wie ein Gebüsch aussah; und ein noch besserer Einfall war es, daß ich ein Rad abnehmen, und ziemlich weit davon in die Erde vergraben ließ.

Wir giengen nun weiter, und durch viele Behutsamkeit, Geduld und Muth erreichten wir endlich den Kahnfelsen (Schuit-Klip) doch nicht, ohne vorher noch einige Ochsen verloren zu haben, obgleich die Entfernung nur dritthalb Stunden betrug. Dieser Kahnfelsen ist ein kleiner ovaler Felsen, und wirklich, seinem Namen gemäß, wie ein Kahn ausgehölt. Es war jezt etwas Wasser darin — und was unser Glük noch vermehrte — wir fanden es vortreflich; die vierfüßigen Thiere in der Nachbarschaft konnten nämlich aus diesem

Bekken, weil der Rand so jähe war, nicht trinken, und hatten daher das Wasser nicht so verderben können, wie das auf dem Haderfelsen. Bei dieser Jähe konnten freilich auch meine Pferde und Ochsen nicht selbst zu dem Behältnisse kommen; aber wir schöpften ihnen Wasser heraus, um ihren Durst zu löschen.

Mit immer größerm Vertrauen auf die Zukunft, verschob ich die Fortsezzung unsrer Reise bis auf den folgenden Tag. Freilich mußten so viele unüberwindliche Hindemisse meinen Muth schwächen, und ob ich mich gleich äusserlich heiter zu stellen suchte, und meinen Leuten Trost zusprach, so nagte doch die Unruhe an meinem Herzen. Swanepoel, der meinen Karakter und mein Temperament besser kannte, und auch überdies nachdenkender war, als mein lieber Klaas, suchte mich auf, um mir einen sehr leidigen Vorschlag zu thun: nämlich, daß ich noch einen Wagen zurüklassen möchte. Er rieth mir zugleich, den Klaas Baster, an welchen ich vom Obrist Gordon empfolen war, und welcher in dieser Gegend wohnte, aufzusuchen, und dann mit dessen Hülfe die zurükgelassenen Leute, und Wagen abzuholen. Er erbot sich mit vier Mann zur Bewachung der verlassenen Wagen zurükzubleiben.

Dieser Rath war wirklich der vernünftigste, den man mir bei den jezzigen Umständen geben konnte. Wenn Swanepoel das Wasser in der Vertiefung des Felsens schonte, so hatte er genug für den Be-

darf seiner wenigen Mannschaft, und überdies konnte es sich noch durch Regen vermehren. Ich gab ihm einige Lebensmittel, und ließ die schwersten Sachen auf den Wagen bringen, der stehen bleiben sollte, um den, welchen ich mitnahm, noch mehr zu erleichtern. Dann nahm ich Abschied von dem ehrlichen Manne.

Von den 54 Ochsen, die ich bei dem Antritte meiner Reise hatte, waren mir nun schon 31 gestorben. Ich theilte die noch übrigen 23 in drei Gespanne, weil ich überzeugt war, daß acht meinen so sehr erleichterten Wagen ziehen könnten. Aus Vorsicht ließ ich sie sogar alle Stunden wechseln; und so kam ich endlich zu dem Elefantenkopfe, (Oliphants-Kop) einem Felsen, welcher ebenfalls seinen Namen von seiner Gestalt bekommen hat. Ich hoffte, Wasser in ihm zu finden, wie im Hahnfelsen, und wirklich hatte er auch einiges in seinen verschiedenen Spalten; es war aber nur ein feuchter Schlamm.

Wir waren ziemlich früh nach dem Elefantenkopfe gekommen, so daß ich hoffte, ich würde noch einige Stunden Weges bei Tage machen können; und hiezu war ich auch um so mehr entschlossen, da ich weder Wasser noch Weide sah, und es folglich auf Gerathewol wagen mußte, weiterhin einen beßern Lagerplaz zu suchen. Aber als ich Befehl zum Aufbruche gab, und man Anstalten machte, die Ochsen anzuspannen, wollten alle, keiner ausgenommen, nicht mehr ziehen. Sie legten sich

sämmtlich um den Wagen her nieder, so entkräftet, daß es schien, als ob sie da sterben wollten.

Nie bin ich in einer schröklichern Lage gewesen! Ich war genöthigt, die Nacht auf diesem verbrannten Boden hinzubringen, wo meine Ochsen im Begriffe standen, durch den harten Mangel an Getränk und Futter umzukommen! — Uns selbst quälte ein brennender Durst, und zum größten Unglükke sah ich keine Hoffnung, kein Hülfsmittel vor mir! Um indessen noch das Lezte zu versuchen, befahl ich meinen Leuten den Ueberrest des Tages dazu anzuwenden, daß sie rings umher, jeder auf seiner Seite, Löcher oder Felsenhölungen suchten, die Etwas Wasser enthielten. Ich selbst gieng mit meinem Affen und meinen Hunden auf Entdekkung aus. Aber wir alle, meine Hottentotten und ich, kamen Einer nach dem Andern, ohne Etwas gefunden zu haben, zu dem Lager zurük.

O wie viele quälende Betrachtungen giengen jezt durch meinen Kopf! Welchen tödtlichen Schrekken erregte mir der traurige Anblik meiner Reisegefährten!

Die Lage meiner Leute, denen ich bis jezt einen Theil unsrer Noth zu verbergen suchte, vergrößerte mein Leiden immer mehr und mehr; aber da eine große Gefahr uns gewöhnlich zu außerordentlichen Maaßregeln antreibt, so faßte ich, ohne länger zu zaudern, den einzigen Entschluß, der mir noch übrig blieb: nämlich, auch meinen lezten Wagen und die noch übrig gebliebenen Thiere zu verlassen,

lassen, Waffen und Munizion unter meine Hottentotten auszutheilen, und mit denen, die mir folgen wollten, zu Fuße wieder nach dem Elefanten-Fluße zurükzukehren!

Unter allen Planen, deren Ausführung die Umstände mir erlaubten, schien dieser so viele Schwierigkeiten er auch hatte, noch immer der vernünftigste. Indessen, als ich ihn meinen Hottentotten vortrug, gab nicht ein Einziger von ihnen seine Zustimmung. Sie wußten, wie sehr mich die Unterbrechung meiner Reise schmerzen würde, betheuerten daher alle, daß sie mich nie verlassen, und überall hin mich begleiten würden. Jeder ermunterte mich vielmehr, Muth zu faßen, aufs neue mein Glük zu versuchen, und noch einige Stunden weiter zu gehen. Sie versicherten, Anzeigen zu haben, daß es wahrscheinlich weiterhin Wasser und Weide gebe.

Solche unsichere Vermuthungen beruhigten mich freilich nicht über die gegenwärtigen und gewissen Gefahren. Indessen machten mir diese rührenden Beweise von Ergebenheit bis in den Tod, den Gedanken an mein Ende, das ich als nicht mehr entfernt ansah, weniger schmerzlich. Ich sagte allen meinen Leuten, sie sollten sich zum Schlafen niederlegen, und ich selbst sezte mich in meinen Wagen, wo ich die ganze Nacht in den traurigsten Gedanken zubrachte. Bei Tagesanbruch wekte mich auf einmal ein Donnerschlag aus meinen Träumen, und bestätigte das sehr zuverläßig, was mir Einige von den Hottentotten angekündigt hatten. Ich stürz-

te mich von meinen Wagen hinunter, und hob die Hände anbetend zu den Wolken auf, welche der Bliz vor sich hinzujagen schien. Meine Freunde traten in voller Frölichkeit um mich her. Der Himmel bedekte sich in einem Augenblikke, und die Wolken häuften sich über uns. Mein Herz schlug vor Vergnügen und Furcht. Ich erwartete in tödtlicher Ungeduld die glükliche Wirkung des Gewitters, und hoffte mit jeder Minute, daß die Wolken sich in Regen auflösen sollten; aber diese Freude war vergänglich, schröklich! — Die Wolken wurden von dem Winde fortgetrieben, und verloren sich am Horizonte. Dieser Anblik machte uns alle so bestürzt, daß wir ganz unbeweglich da standen. Diesmal befiel Verzweiflung auch die Entschlossensten, und ihr Schweigen sagte mir, daß ich jezt gar keinen Dienst von ihnen erwarten durfte.

Während der Nacht waren zwei Ochsen gestorben, und drei Hunde hatten mich verlassen; dicht bei mir sah ich auch eines von meinen Pferden hinsterben. So verlor ich nach und nach alle meine Thiere; und ihr Tod erregte mein Bedauern um so mehr, da sie alle meine Beschwerlichkeiten mit mir getragen, und da ich mich an sie, wie an Hausthiere gewöhnt hatte.

Da der Regen, nach welchem uns so sehnlich verlangte, ausblieb, so entschlossen wir uns endlich, nicht länger gerade nordwärts, sondern nordöstlich, zu den Schlüften der Berge hin zu gehen, und diese sollten unsere Rettung werden.

Seit vier und zwanzig Stunden hatte keiner von uns gegessen. Zwar fehlte es uns nicht an Lebensmitteln; aber wir befürchteten, daß Speisen unsern Durst noch vergrößern möchten. So traten wir denn, von Beschwerlichkeit erschöpft, von Schlaflosigkeit ermattet, und von Durst verzehrt, unsern Weg wieder an, und giengen zu den Bergen.

Wir hatten jezt noch nicht einmal zwei Stunden zurükgelegt, als sich mir auf einmal eine Veranlassung zu Hoffnung und Freude zeigte. Es waren Fußstapfen von Ochsen. Freilich schien diese Spur und ihr Koth ein wenig alt; aber wenigstens bewiesen sie doch, daß eine Heerde Rindvieh hier durch gekommen war, und diese Heerde mochte nun einer Horde von Hottentotten, oder dem Klaas Baster, den ich suchte, gehören, in jedem Falle konnte ich hoffen, wenn ich die Besizzer anträfe, auch Freunde und Hülfe zu finden.

Indessen wir über diese Wahrscheinlichkeiten, und über die sichersten Mittel, am geschwindesten zu der Heerde zu kommen, mit einander sprachen, sprang Kees mit einem Freudengeschrei von meinem Wagen, und lief voraus, und den Augenblik folgten ihm auch meine Hunde. Bis jezt hatte ich erst ein einziges Mal gesehen, daß er sich so weit vorwagte; und das war auf meiner ersten Reise, wo er mir im Lande der Kaffern die Quelle entdekte, die ich nach ihm benannte.

Ein völlig gleiches Laufen schien mir jezt eine ähnliche Entdekkung anzukündigen. Ich eilte also

dahin, wo er stehen geblieben war, und zweihundert Schritte von dem Wagen sah ich ihn mitten unter meinen Hunden in einer großen, sehr feuchten Vertiefung, wo die Hunde mit ihren Pfoten krazten, um Wasser zu suchen.

Ich rief meine Leute. Sie kamen mit Schaufeln und Spaten, und fiengen sogleich an zu graben. Wirklich hatten wir bald zwei oder drei Maß Wasser, das aber trübe und ein wenig salzig war. Um es trinkbar zu machen, warf ich, wie in das vom Haderfelsen, einige Unzen gemalnen Kaffee hinein. Ich wollte es auch, wie dort, kochen lassen, aber meine Leute hatten einen so brennenden und schmerzlichen Durst, daß keiner warten wollte. So mußte ich ihnen denn diese Art von flüssigem Koth überlassen. Als ein unparteiischer Vater, vertheilte ich es, nach meiner Gewohnheit, unter Alle zu gleichen Theilen, so daß Jeder nur sehr wenig bekam.

Wir befanden uns jezt an dem Fuße einer kleinen Bergkette, die von Norden nach Süden lief. Sie war von der großen Kette, die uns östlich lag, abgesondert, und bildete so eine Schlucht, die das Auge unmöglich absehen konnte.

Offenbar hatten sich hier Heerden einige Zeit aufgehalten; denn allenthalben sah man in dem eingetretnen Boden Spuren von ihren Füßen. Jezt zweifelte ich nicht mehr, daß ich bald eine hottentottische Horde finden würde, die mir Nachricht von dem Nomaden **Klaas Baster** geben könnte, dessen

Gordon gegen mich erwähnt hatte; daher entschloß ich mich, längs der Schlucht auf Entdekkung fortzugehen.

Wenn ich das wollte, so mußte ich meinen Wagen, mein Geräth und alle meine Thiere an dem Eingange der Schlucht zurüklassen; und das that ich auch. Ich ließ indessen vier Hottentotten als Wächter dabei, und befahl ihnen, das Loch größer zu graben, damit sie selbst Wasser genug hätten, und damit auch meine zurükbleibenden Thiere, wo möglich, eine Tränke bekämen.

Ihre Anzahl hatte sich sehr vermindert. Seit meinem Eintritte in die Wüste war kein Wild mehr zur Nahrung für meine Leute zu bekommen, und ich genöthigt gewesen, nach und nach alle meine Hämmel schlachten zu lassen. Nur meine Ziegen empfanden unsre schrökliche Noth nicht. Sie hatten sogar ununterbrochen Milch gegeben, und diese tägliche Beihülfe war unsere einzige Rettung; denn bisher hatten nicht nur meine Leute, sondern auch sogar meine Hunde ein wenig davon bekommen, weil diese sonst, aus Mangel an Wasser, leicht hätten von der Wut befallen werden können.

Ich nahm acht Mann mit, unter denen auch mein Klaas war. Um durch unser Suchen sicherer und schneller etwas zu finden, befahl ich ihm, er sollte mit dreien von seinen Kameraden auf der Westseite der kleinen Bergkette nach Norden fortgehen; ich selbst aber gieng während der Zeit mit vier Jä-

gern in die Schlucht, die mit dikkem Gesträuche ganz bedekt war.

Als wir unsern Weg einige Zeit fortgesezt hatten, kam ich an einen Fußsteig, der sehr stark betreten zu seyn schien. Diese Entdekkung machte meine vier Hottentotten vor Schrekken starr. Sie bildeten sich ein, dieser Paß führe zu einem Schlupfwinkel von Buschmännern, und baten, ich möchte mich nicht weiter vorwagen, damit wir nicht alle fünf von diesen Räubern ermordet würden. Vergebens stellte ich ihnen vor, es wäre das größte Unglük, das uns bei unsrer jezzigen Lage begegnen könnte, wenn wir Niemanden anträfen, und wir könnten gar nicht anders aus unsrer Noth kommen, als wenn wir mit irgend einem lebendigen Geschöpfe sprächen; sie sahen nun einmal zu Ende des Fußsteiges eine Schaar von Mördern. Ohne den Muth zu haben, weiter fortzugehen, standen sie still, und wankten zwischen der Schande, mich zu verlassen, und der Furcht, ermordet zu werden. „Und wenn der Teufel mit der ganzen Hölle da wäre," rief ich zulezt, „so müßte ich hin und mit ihm sprechen; dazu bin ich vest entschlossen. Uebrigens meine Freunde könnt ihr, nach Belieben wieder umkehren; ich will schon ohne euch fertig werden."

Mit diesen Worten betrat ich den Fußsteig, und sah mit Vergnügen, daß alle viere mir folgten. Doch giengen sie nicht mit frohem Muthe. Sie besprachen

sich mit einander, was zu thun wäre, wenn wir auf eine Horde von Buschmännern stießen, u. s. w. Diese Gespräche belustigten mich. Besonders sah ich mit Vergnügen, daß sie über ihre Furcht, so groß sie auch seyn mochte, doch den Kopf nicht verloren hatten, und daß sie bei aller ihrer Unruhe über die Gefahr, von der sie bedroht zu seyn glaubten, doch sehr kluge Maßregeln nahmen, um sich gegen einen Angriff zu sichern.

Es fand sich glüklicher Weise, daß es dieser Maßregeln nicht bedurfte. Nachdem wir eine Stunde lang auf dem Fußsteige fortgegangen waren, kamen wir aus der Schlucht heraus auf freies Feld, und sahen da unsern Klaas mit seinen Kameraden in einer Gegend umher laufen, wo einige verfallene Hütten standen. Ich winkte ihnen, daß sie zu mir kommen sollten, und dann stieg ich mit meinen vier Leuten auf eine nahe Anhöhe, von der ich weit in die Ferne sehen und mich leicht versichern konnte, ob sich in den umliegenden Gegenden nicht Menschen befänden, denen diese Hütten gehörten. Aber ich entdekte mit meinem Fernglase ziemlich weit von uns nur einige Hütten, die ich für hottentottische erkannte, und unter ihnen war eine, die mir größer schien, als sie gewöhnlich sind. War das nun ein wirklicher hottentottischer Kraal? oder war es einer von den temporellen Wohnpläzzen, die sich Klaas Baster, eben der, den ich suchte und seine Leute gewählt hatte? Es mochte seyn was es wollte, ich mußte, um dort Anweisun-

gen oder Hülfe zu bekommen, unverzüglich hingehen; und das that ich denn auch wirklich.

Als ich mich näherte, sah ich mit Bedauern, daß sie alle, so wie die ersteren, leer waren. Sie schienen sogar schon seit mehreren Wochen verlaßen zu seyn; und nur in der größten unter ihnen stand eine solche Handmühle, wie die Kolonisten zum Mahlen ihres Getreides zu gebrauchen pflegen. Aus diesem ließ sich leicht schließen, daß dies ein bestimmter Aufenthaltsort wäre, zu dem man wieder zurükkommen wollte; und noch deutlicher bewiesen dies zwei kleine, mit Gersten und Weizen recht gut besäete Felder nahe bei der Hütte. Aber was kümmerte mich jezt das! Ich brauchte Menschen, die da wären, nicht die erst kommen sollten! Dennoch fand ich bei allen diesen Widerwärtigkeiten Etwas zu meinem Troste, nämlich eine Quelle, die, ob sie gleich ein wenig salzig schmekte, wie alle, die wir seit einiger Zeit getroffen hatten, uns immer eine sehr angenehme Entdekkung war, und für den Augenblik unsern glühenden Durst löschte.

Nach diesen Anzeigen konnte ich nicht zweifeln, daß die Hottentottische Horde, oder der Eigenthümer der Hütten, sich mit ihren Heerden in die Schlüfte und Thäler der benachbarten Berge begeben hätte; und nun entschloß ich mich sogleich, sie dort zu suchen. Da es aber schon zu späte war, um unser Nachforschen augenbliklich wieder anzufangen, so schoben wir es bis zum folgenden Morgen auf, und richteten uns ein, daß wir die Nacht in der grös-

sern Hütte zubringen konnten. Unsre Feuer machten wir, aus Mangel an Holz, mit troknem Kuhmiste, den wir rings umher in großer Menge fanden. Ich ließ übrigens mehrere unterhalten; denn ich hoffte, wenn der Herr der Wohnung nahe genug wäre, um sie sehen zu können, so würde er ohne Zweifel so neugierig seyn, den folgenden Tag sich einzufinden, um seine neuen Gäste kennen zu lernen.

Aber auch den folgenden Tag kam Niemand, und wir sahen uns genöthigt, unser Nachsuchen fortzusezzen. Nach welcher Seite sollten wir uns jedoch deshalb wenden? Dies sezte mich in große Verlegenheit. Weil ich wenigstens zuverläßig wußte, daß ich mich in jedem Falle immer weiter von meinem Lager entfernen würde, so entschloß ich mich, einen von meinen Leuten dorthin zu schiken, und durch ihn befehlen zu lassen, daß man meinen Wagen und meine Thiere hieher bringen sollte, wo ich mich jezt befand. Ausserdem, daß der Boden hier weniger verbrannt war, konnte die kleine Quelle für mein Vieh hinreichen, und sie versprach auch in der That mehr Wasser, als jenes Loch, das meine Hunde zu graben angefangen hatten. Ich gab übrigens ausdrüklichen Befehl, daß man meine Ochsen verhindern sollte, die besäeten Felder abzufreßen.

Während mein Befehl in das Lager überbracht wurde, gieng ich mit meinen Begleitern nach der großen Bergkette. Ich hoffte nämlich, wir würden,

weil wir da um ein beträchtliches über die umliegende Gegend erhöhet ständen, sehr leicht unterscheiden können, wo die Besizzer des verlassenen Kraals wären. Der Weg hinauf war übrigens nicht schwierig; denn von den Hütten an bis auf den höchsten Gipfel, hatten ihn die Hirten und ihr Vieh gebahnt. Ich konnte deutlich sehen, daß er an den Abhängen der Berge hinlief, sich von Zeit zu Zeit in den Krümmungen verlor, dann sich wieder auf den hervorspringenden Theilen zeigte, und sich endlich auf der höchsten Fläche endigte.

Zu einer andern Zeit würde ich mich gehütet haben, einen so beschwerlichen Weg zu machen; selbst jezt empfand ich, daß er sehr mühsam war. Ausserdem, daß er uns vielleicht noch einen ganzen Tag vergebens kostete, befürchtete ich, daß wir bei unserer Erschöpfung nicht im Stande seyn möchten, die äusserst große Beschwerlichkeit zu ertragen; überdies, falls sich wirklich Buschmänner auf dem Berge verstekt aufhielten — sezte ich meine Leute nicht augenscheinlich in Gefahr, wenn ich sie in Felsen führte, wo jene mit so vielem Vortheile angreifen konnten? Ich fühlte dies; aber noch stärker fühlte ich, daß unsrer großen Noth nicht anders abzuhelfen wäre, als wenn wir Menschen fänden, die uns Beistand leisten könnten.

Unter Weges auf dem Gipfel der Felsen kamen uns einige Damans (Klippdassen) zum Schusse, die wir zu unserm Abendessen bestimmten. Eine kleine Provision von Wasser hatten wir aus der

Quelle mitgenommen, weil wir befürchten mußten, daß wir auf dem Berge keins finden möchten, und wirklich war dessen Gipfel eine große, sehr dürre Fläche. Wir erreichten diese endlich nach einem sehr mühsamen Klettern bei glühender Sonnenhizze. Als wir uns aber beisammen fanden, waren wir der Glut der Sonne ausgesezt, die jezt beinahe senkrecht über uns stand, und auf der ganzen Fläche war nicht ein einziger Baum, der uns vor ihr schüzzen konnte. Aber ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich daran gerade am wenigsten dachte, und daß wir, so bald wir auf dem Berge waren, unsre Blikke auf allen Seiten in die Ferne warfen, um das zu finden, was wir mit so vieler Beschwerlichkeit suchten.

Meine Hottentotten ließen ihrem scharfen Auge nichts entgehen, was es nur irgend erreichen konnte. Schlüfte, Thäler, Ebnen, Berge — Alles durchspähten sie mit der genauesten Aufmerksamkeit; sie schienen sogar, mit einer Art von Eifersucht, sich um die Wette anzustrengen, wer von ihnen zuerst einen Menschen oder eine Heerde entdekken würde. Aber, ach, alles hatte am Ende keinen andern Erfolg, als daß es uns noch trostloser machte! Rings umher sahen wir nichts als eine schrökliche Einöde, die uns allen Muth benahm; nirgends Menschen, nirgends Thiere! Wir schienen allein in der Welt zu seyn. Nur das klagende Geschrei der Damans ließ sich um uns her hören.

Jezt wurde die Bestürzung allgemein, und ich

selbst, der ich mitten unter so vielem Unglükke bisher wenigstens Hoffnung behalten hatte, verlor sie. Vergebens rieth ich meinen armen niedergeschlagenen Freunden, Damans zu ihrer Mahlzeit zu bereiten; vergebens erinnerte ich sie an das Wasser, das wir mitgenommen hatten; Alle wollten nicht essen, um nicht trinken zu müssen, und nicht trinken, um nicht noch mehr zu leiden.

Wirklich war unser Wasser seit einiger Zeit immer etwas salzig gewesen, und hatte uns im Munde solche Schmerzen verursacht, daß wir unaufhörlich litten. Besonders war durch das vom vorigen Tage das Uebel um vieles schlimmer geworden; denn bei unserm brennenden Durste hatten wir viel getrunken. Zunge, Zahnfleisch und selbst das Innere des Halses war bei uns entzündet. In diesem Zustande mußte salziges Wasser die Entzündung vergrößern, statt unsern Durst zu löschen und uns zu erfrischen. Unter Weges hatten Einige von meinen Hottentotten den Versuch gemacht, sich die Zunge damit zu benezzen, aber davon, wie von einem Aezmittel, brennende Schmerzen empfunden; es ist also gar nicht zu verwundern, daß sie jezt eine Art von Wasserscheu hatten.

Endlich war auch auf dem Berge die Sonne nicht mehr zu sehen, und noch immer hatten wir nichts bemerkt. Nun suchten wir einen bequemen Ort, um die Nacht daselbst zuzubringen, und zündeten unser Feuer hinter einem großen Felsen an, um nicht von Buschmännern entdekt zu werden.

Alle meine Hottentotten stuzten, als sie sich um das Feuer niedergehokt hatten, die Ellenbogen auf die Kniee, den Kopf in beide Hände, und beobachteten ein düsteres Stillschweigen, wie es die gewöhnliche Folge einer großen Niedergeschlagenheit ist. Endlich legten sie sich auf die Erde, um zu schlafen, und auf diese Art wenigstens einige Augenblikke nicht von einem Uebel zu leiden, das sie nachher desto brennender fühlen mußten.

Auch ich hatte mich auf die Erde hingestrekt; aber da ich nicht, wie meine Leute, nach Willkür schlafen konnte, so überließ ich mich ganz den traurigen Betrachtungen, die meine schrökliche Lage mit sich brachte.

Gegen Ein Uhr nach Mitternacht kam auf ein Mal Klaas zu mir, der sich immer gleich blieb, sich immer mit mir beschäftigte, und ohne Unterlaß darauf lauerte, ob er mir nicht irgend etwas Gutes ankündigen könnte. Er sagte mir im Tone der freudigsten Hoffnung: am Horizonte in Westen blizze es, die Wolken schienen sich über uns zu sammeln, und wir würden ganz unfehlbar ein Gewitter bekommen. Zwar hatte uns in der Ebene eine vergebliche Freude getäuscht, die noch schmerzlicher war, als die Gewißheit unsers Unglüks; indessen zwang ich mich jezt, die Nachricht meines Klaas zu glauben. Ich öffnete den Mantel, worin ich eingewikkelt war, ein wenig, und merkte nun ebenfalls, daß bald ein Gewitter kommen würde, dessen

gute Wirkungen uns natürlicher Weise sehr zu Statten kommen mußten.

Bald hörte ich auch schon einige große Tropfen fallen, welche die Vorboten eines reichlichen Regens waren. Alle meine Sinne erwachten in diesem Augenblikke vor Freude, und öffneten sich zu neuem Leben. Ich schlug meine Hülle zurük, legte mich mit offnem Munde auf den Rükken, und fieng mit Wollust die Tropfen auf, die das Ungefähr hineinfallen ließ. Jeder war für meine trokne Zunge und meinen verbrannten Gaumen ein erquikkender Balsam. In meinem ganzen Leben habe ich keinen so süßen Genuß gehabt, wie in diesem köstlichen Augenblikke!

Bald kam der Plazregen von allen Seiten. Er fiel drei Stunden lang in ganzen Strömen, und lärmte mit dem Donner, der ohne Unterlaß über uns tobte, in die Wette. Alle meine Leute liefen während der Zeit hin und her, suchten einander, und wünschten sich frolokkend Glük zu diesem Bade. Sie fühlten, daß es sie neu belebte, und es schien, als wollten sie sich aufblasen, um dem Regen eine größere Fläche darzubieten, und desto mehr von ihm einzusaugen. Ich selbst ließ mich mit solchem Vergnügen benezzen, daß ich Anfangs nicht einmal meine Kleider ausziehen wollte, um dieser wolthätigen Erfrischung desto besser zu genießen. Indessen fieng es doch an mich zu frieren; so war ich dann genöthigt, mich ganz auszuziehen, und mich wieder in meinen Mantel zu hüllen.

So viel Glük konnte sich nicht traurig endigen. Ein Ostwind zertheilte die Ueberreste der Wolken, und jagte sie vor uns weg. Der Himmel wurde wieder heiter, und die Sonne, die am vorigen Tage uns vollends austroknete, schien heute aufzugehen, um das, was unser Gewitter verdorben hatte, wieder gut zu machen. Beim Erwachen fühlten wir uns wie neu geboren, und eine von den ersten Wirkungen dieser unverhofften Veränderung war ein nagender Hunger. In diesem Zustande waren uns dann die am vorigen Tage so verschmähten Damans sehr willkommen; statt des Ekels, den sie vorher uns allen erregt hatten, fühlten wir jezt auf einmal die stärkste Eßlust.

Während wir diese Thiere zerlegten, um sie zu braten, bemerkte ich mit Befremden, daß mir einer von meinen Leuten fehlte. Da es möglich war, daß er sich in der Nachbarschaft verirrt hatte, so ließ ich ihn von einem seiner Kameraden suchen; aber dieser kam nach allem Bemühen zurük, ohne ihn gefunden zu haben. Nun wurde ich unruhig, und zwar um so mehr mit Grunde, da mir Niemand sagen konnte, ob er vor oder nach dem Gewitter verschwunden wäre. Bald verwandelte sich meine Unruhe in Angst. Wir geriethen auf allerlei Vermuthungen, deren eine immer niederschlagender war, als die andre.

Während wir so in Sorgen wegen des verlornen Jantje (so hieß er) waren, sahen wir auf ein=

mal, daß derselbe mit ausgestrekten Armen auf uns zulief, und die Zeichen machte, welche unter den Wilden gewöhnlich sind, wenn sie irgend eine wichtige Nachricht, gleichviel ob eine gute oder schlimme, mitzutheilen haben. — Als er zu uns kam, sagte er mir: Durch das Gewitter in der Nacht wäre er wieder zu Kräften gekommen, und hätte sie benuzt, mir einen Dienst zu erweisen. — Ich hoffte, fuhr er fort, in der Dunkelheit die Feuer zu bemerken, die etwa in den umliegenden Thälern angezündet seyn könnten. In dieser Absicht gieng ich von Dir weg. Ich bin die ganze Nacht umher gelaufen, ohne ein Feuer zu sehen; aber als es Tag geworden war, sah ich eine Stunde weit von hier eine Heerde Schafe und Hämmel aus einem Kraal kommen, und sich dann auf dem Felde verbreiten. Ich hatte erst Lust hinzugehen und die Hirten anzureden; aber da ich sie nicht kannte, und ganz allein war, so hielt ich es für rathsamer, erst Dir Nachricht zu geben, und von Dir zu hören, was Du thun willst.

In meiner äusserst großen Noth mußte mir diese Nachricht natürlicher Weise willkommen seyn. Auch Jantje's Kameraden hörten seine Entdekkung mit lebhafter Freude; sie drükten ihm zum Danke die Hände, liebkoseten ihn auf ihre eigene Art, und forderten mich auf, sogleich zu den Hirten hinzugehen. Ich meiner Seits bezeugte Jantje'n meine Erkänntlichkeit, und lobte ihn für seinen Diensteifer. Meine Hoffnung lebte wieder auf!

Jantje

Jantje führte uns nun rasch auf die Gegend zu, wo er sie gesehen hatte. Aber bei allem unserm gemeinschaftlichen Verlangen fanden meine Hottentotten unter Wegs doch von Zeit zu Zeit etwas, das sie aufhielt, nämlich Lachen, die während der Nacht das Gewitter in mehreren Vertiefungen der Felsen verursacht hatte. Sie konnten gar nicht aufhören, diese schönen Bekken mit klarem Wasser zu bewundern, und mit Begierde davon zu kosten; und wenn einer von ihnen ein neues entdekte, so rief er seinen Kameraden, die dann vor Freude ausser sich geriethen, auch aus diesem wieder kosteten, und das Wasser darin noch reichlicher, klarer und besser fanden, als in den ersteren. Wahre Kinder, die, wie es schien, sich auf die Zukunft mit satt trinken wollten!

Ich sah mit einigem Vergnügen, daß die armen Hottentotten über unser vergangenes Unglük lachten, mit der Gegenwart zufrieden waren, und sich um die Ereignisse der Zukunft nicht kümmerten. Ich aber dachte für sie daran, doch, ohne es sie merken zu lassen. Ein Gedanke indessen fesselte mich noch stärker, und die Hoffnung die er mir vorschimmern ließ, vollendete den Zauberreiz, den diese so naifen und rührenden Szenen für mich hatten. Aus den vielen Wasserbehältnissen, die wir auf unserm Wege antrafen, vermuthete ich, daß der Gewitterregen sich sehr weit erstrekt, und auch die Ebne, wo ich mein Lager gelassen hatte, erfrischt und die Vertiefung, bei der mein alter Swanepoel mit vier

Mann geblieben war, angefüllt haben mußte. In jedem Augenblik dachte ich mir, wie sich alle freuen, und auch über mich eben solche beruhigende Vermuthungen haben würden. Ich dankte ihnen in meinem Herzen für ihre edelmüthige Ergebenheit und Treue.

Endlich kamen wir dann zu dem Orte, wo Jantje die Heerde gesehen hatte; aber jezt war sie nicht mehr auf derselben Stelle, sondern gieng, wie wir bemerkten, in der Ferne über einen kleinen Hügel. Ich eilte nun gerades Weges zu den Hirten. Sie sagten mir, daß sie wirklich zu Klaas Baster's Horde gehörten, und einer von ihnen erbot sich, mich zu ihm zu führen.

Ein Trupp, wie ich und meine Leute konnten die Horde wol aufschrökken; und in der That glaubte ich, als ich dahin kam, Bewegungen zu bemerken, welche Ueberraschung und Besorgniß verriethen. Doch ich beruhigte alle bald, da ich meine Leute stehen ließ, und nur Klaas mit dem Hirten, der uns begleitet hatte, an sie abschikte. Beiden trug ich auf, in meinem Namen Klaas Baster'n zu sagen: ich brächte ihm einen Brief von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Obersten Gordon, und wäre, wie dieser, ein Reisender, der aus Wißbegierde hieher käme.

Bei dem Namen Gordon verschwand alle Furcht, und bald kam mit meinem Gesandten ein Meſtiz von gutem Ansehen, in Begleitung eines andern, aber kleineren, und nicht von so gutem

Aeusserem. Der erstere war Klaas Baster, und der andere, sein Bruder, Piet. Beide giengen freimüthig auf mich zu, und faßten mich nach holländischer Sitte bei der Hand. Ueberhaupt hatten sie ganz das Benehmen der Holländer, und sprachen auch die holländische Sprache sehr gut. Ich gab ihnen den Brief des Obersten; doch da war es mit ihrer Gelehrsamkeit zu Ende; denn keiner von Beiden konnte lesen. Ich bekam den Brief, so wie ich ihn überreicht hatte, augenbliklich wieder.

Gordon schrieb ihnen: sie möchten mir alles zu Gefallen thun, was nur in ihren Kräften stände. Aber er hatte nicht voraussehen können, in welcher Noth ich mich befinden würde, und war folglich auch nicht im Stande gewesen, das, was ich etwa nöthig haben möchte, genauer zu bestimmen. Indessen konnte ich ja das, was in seinem Briefe fehlte, sehr leicht ergänzen. Ohne die Augen von dem Briefe zu verwenden, gab ich ihnen ein langes Verzeichniß meiner Bedürfnisse, und ließ Gordon um alles das für mich bitten, was dieser wirklich auf Gerathewol nennen gekonnt hätte.

Schon diese bedeutende Empfehlung mußte ihre Theilnahme erregen; doch ich suchte sie in der Unterredung auch noch auf andere Art zu vergrößern. Auf dem Wege zu dem Kraal erzählte ich den beiden Brüdern alle die Unfälle, die uns seit unsrer Abreise von dem Elefanten-Fluße betroffen hatten; die Verzweiflung, in welcher wir bis zu dem

Gewitterregen aus Mangel an Wasser gewesen waren; mit Einem Worte, die ganze Reihe von traurigen Ereignissen, die mich genöthigt hatten, meine drei Wagen und Leute hier und da unter Wegs zu lassen. Ich zeigte großes Gefühl, als ich ihnen alle die Hindernisse erzählte, die mir unaufhörlich in den Weg gekommen wären, und im Grunde war ich auch wirklich sehr gerührt; denn eine geheime Ahndung sagte mir voraus: diese Hindernisse würden sich eines Tages so sehr häufen, daß ich sie unmöglich übersteigen könnte.

Beide Brüder schienen an meinen Unglüksfällen Theil zu nehmen. Sie hatten meine Erzählung aufmerksam, und ohne mich zu unterbrechen, angehört; doch als wir zu dem Kraal kamen, brach der Aeltere auf einmal das Stillschweigen, stampfte mit dem Fuße sehr stark auf die Erde, und sagte: „Beruhigen Sie sich; in Kurzem sollen Ihre Wagen mit allen Ihren Leuten hier seyn!“ —

So angenehm mir diese Versicherung auch war, so konnte ich doch nicht umhin, mich darüber zu wundern. Es schien mir sogar als würden meine Wagen nur mit großer Schwierigkeit auf die Berge kommen können, zwischen denen wir uns befanden; denn diese waren zwar nicht so hoch, wie der, auf welchem wir die Nacht zugebracht hatten, aber bei dem allen doch sehr über die Ebene erhöhet. Indessen, da mein Wirth mir die Ausführung des Vorhabens verbürgte, so durfte ich an der Möglichkeit wohl nicht zweifeln.

Als wir in die Hütte getreten waren, sagte mir Klaas Baster, ich möchte ausruhen. Er wiederholte seine Versprechungen noch bestimmter, und sezte hinzu, zwar könnte er nicht den Augenblik anfangen, sie ins Werk zu richten, weil seine Heerden auf der Weide wären; aber sobald sie zurükkämen, sollte sein Bruder sich mit allen seinen Ochsen und den nöthigen Leuten aufmachen, um Swanepoel und seinen vier Gefährten Hülfe zu leisten. Man würde ihnen Lebensmittel bringen, und sie sollten bald bei uns seyn.

Diese Hülfe mußte alle meine Unglüksgefährten in die lebhafteste Freude versezzen. Da ich glaubte, daß, meinen ersten Befehlen gemäß, ein Theil von ihnen zu der Quelle hingegangen seyn würde, die ich ihnen angewiesen hatte, so schikte ich drei von meinen Leuten ab, um ihnen Nachricht zu geben. Von der Quelle sollten diese dann unsern Herweg zwischen den beiden Bergketten zurükgehen, den Elefantenkopf wieder suchen, und von da, immer auf dem Wege, den meine Wagen genommen hatten, sich zu Swanepoel und seinem Truppe begeben, und ihnen die baldige Hülfe ankündigen.

Nachmittags ließ Klaas Baster von seinen Leuten und den noch bei mir befindlichen Hottentotten eine besondere Hütte für mich aufrichten, und gegen Abend machte sein Bruder sich auf, um den verabredeten Plan auszuführen. Ich gab ihm zwei gute Schüzzen mit, damit er Wegweiser und eine

gute Bedekkung hätte; noch ausserdem sollte er, wenn er an der Quelle vorbei käme, einige von meinen Leute mitnehmen; denn da die Wagen alle wieder umgepakt werden mußten, so waren viele Arme nöthig.

Weil diese Reise Zeit erforderte, so mußte ich nothwendig einige Tage in dem Kraal zubringen; und vielleicht war ich gar genöthigt, ziemlich lange darin zu bleiben, da ich nicht umhin konnte, meiner Karawane, meinen Pferden, und selbst meinen Ochsen, wenn anders noch einige am Leben wären, die nöthige Ruhe zu gönnen, damit sie sich erholen könnten. Bei dieser gezwungenen Unthätigkeit blieb mir nichts anders übrig, als die Jagd, zu der ich dann auch in Gesellschaft meines Wirthes und meines Wegweisers die beiden nächsten Tage verwandte. Am Abend des zweiten wurde ich aber, wie ich gern gestehe, sehr angenehm überrascht, als ich, bei der Rükkehr nach dem Kraal, schon von Ferne neben der Hütte meine Flagge wehen sah. Mein einer Wagen und ein Theil meiner Leute waren nämlich an diesem Tage angekommen. Bei diesem Anblikke schrie ich vor Freude unwillkürlich auf, und fühlte zum ersten Male wieder eine Hoffnung, die ich solange nicht gehabt hatte. Ich fand sogar dreizehn Ochsen und meine beiden Pferde noch am Leben; nur diese, und meine Ziegen waren dem Tode entgangen.

Die Jagd versprach mir übrigens auf diesen Bergen weder großes Vergnügen, noch etwas sehr

Schäzbares für meine Sammlung. Das Wild war hier äusserst selten, und ich sah weiter nichts, als eine besondere Art von Antelope, die von den Hottotten Kainsi, und von den Holländern Klippspringer genannt wird. *)

Ausser dem Kainsi sah ich in der ganzen Bergkette weiter kein Wild, als Savien oder Damans; doch auch diese sind nicht sehr zahlreich, weil die Adler und andere Raubvögel, die auf den Bergen nisten, ihre Vermehrung hindern.

Als ich eines Abends ziemlich frühzeitig in den Kraal zurükgekehrt war, kam einer von Klaas Baster's Hirten in aller Eile, und erzählte uns, er hätte zwei Elefanten gesehen, die in einer nahen Heide ständen. Wenig andere Nachrichten wären mir so wichtig gewesen wie diese. Ich dachte an das Vergnügen, das mir auf meiner ersten Reise in dem Hutniquas-Lande die Jagd solcher Thiere gemacht hatte, und da es schien, als ob die beiden eben erwähnten die Nacht hier zubringen würden, so konnte ich hoffen, an sie zu kommen, ehe sie sich wieder entfernten. Wir beschlossen daher, sie bei Tagesanbruch anzugreifen, und dem gemäß, ließ ich sogleich die erforderlichen Kugeln gießen. Aber Klaas Baster hatte seine Flinte

*) Antelope Oreotragus, Forst. (M. s. die Naturgeschichte des Hottentottenlandes im vorhergehenden Bande d. W. und die Zusäzze im nachfolgenden.)

nicht mehr auf dem Schusse; er wollte sie also wieder in den Stand sezzen, und nach der albernen Landessitte brachte er, um zu seinem Zwekke zu kommen, eine beträchtliche Zeit mit Scheibenschiessen zu.

So wurde denn über ein Pfund von meinem Pulver unnüzzer Weise verschossen; aber doch war mir dieser Verlust weniger unangenehm, als die Unvorsichtigkeit und der Starrsinn des Schüzzen. Gewiß ließ sich nicht zweifeln, daß dieses lange Knallen, welches von dem vielfachen Echo in den Bergen noch verstärkt, und wiederholt wurde, die Elefanten aufschrekken und weiter forttreiben müßte. Das geschah denn auch wirklich. Am folgenden Morgen giengen wir, von dem Hirten geführt, und von mehreren meiner Hottentotten begleitet, mit aller möglichen Vorsicht gegen die Heide; aber Alles war vergebens; die beiden Thiere hatten den Ort verlassen, und wir sahen weiter nichts, als Losungen und Fußstapfen. Ich gab jedoch die Hoffnung nicht auf, sie wiederzufinden, wenn ich den Fußstapfen folgen wollte; und das that ich wirklich.

Wir giengen lange Zeit über einen abscheulichen Boden, durch eingesunkene Stellen und von den Bergen loßgerissene Felsenstükke. Bei mehrerer Ruhe und bei unbefangneren Sinnen würde ich dieses Schauspiel von seltsamer und schröklicher Wirkung einer Naturrevoluzion mit den Augen verschlungen haben.

Nach einem sehr beschwerlichen Wege und nach vielen Umschweifen sahen wir endlich hinter einem kleinen Hügel die beiden Elefanten, die wir suchten, und zu noch größerm Glükke wurden wir von dem Orte so begünstigt, daß wir uns ihnen bis auf zwanzig Schritte nähern konnten, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Wir, Klaas Baster und ich, zielten jeder auf einen. Der meinige, ein weiblicher, fiel von dem Schusse; der seinige, ein männlicher, stieß ein fürchterliches Geschrei aus, das uns Alle in Schrekken sezte, und stürzte dann zwei hundert Schritte weit von uns nieder. Meine Hottentotten folgten ihm. Kaum aber sahen sie ihn auf der Erde liegen, so hörte ich sie zu wiederholten Malen und mit allen Zeichen der Freude schreien: Poes-Kop! Poes-Kop! — Ich wunderte mich über diesen Ausruf, dessen Sinn ich nicht verstand, und befragte Baster'n was er bedeuten sollte. Er antwortete mir: Poes - Kop (Stumpfkopf) nenne man eine Art besonderer Elefanten, welche keine Ekzähne hätten; diese Elefanten wären äußerst selten, und daher hätten meine Leute vor Verwunderung und Freude ein Geschrei ausgestoßen. Uebrigens würde der Pus-Kop, ob er gleich die Waffen der andern Elefanten nicht hätte, dennoch weit mehr als sie gefürchtet, weil er boshafter wäre.

Als ich diese Thiere genauer untersuchte, überzeugte ich mich leicht, daß sie nicht, wie Klaas Baster behauptete, von einer besondern Art, son-

dern eine bloße Varietät, oder ein Spiel der Natur waren. An dem, welchen wir jezt eben geschoßen hatten, war auch nicht die mindeste Spur von Ekzähnen zu sehen.

Ehe wir unsre beiden Elefanten verließen, entschloß ich mich, dem weiblichen die Ekzähne ausreissen zu lassen. Meine Hottentotten baten mich sehr dringend, auch die Mürbbraten der beiden Thiere mitzunehmen. Diese doppelte Operazion beschäftigte uns den Ueberrest des Tages, und nöthigte uns, selbst die Nacht mitten in der übergroßen Fleischbank zuzubringen. Die Füße, diese seltnen Lekkerbissen, wurden auf Kohlen gebraten. Jeder war sehr eifrig bei den Geschäften dieser Küche, die wir seit langer Zeit nicht gesehen hatten. Die beßten Stükke für die Hauptperson, gewöhnlichere Mürbbraten für die Hungrigsten, viele Heiterkeit, und vieler Appetit bei allen Gästen, Wasser in Ueberfluße, kurz, bei dieser herrlichen Mahlzeit fehlte nichts, als die Gewißheit, jeden Tag eine ähnliche halten zu können! —

So theilte ich bei meiner Musse die Tage zwischen dem Vergnügen der Jagd und genaueren Erkundigungen bei den nomadischen Brüdern nach dem Lande, das ich durchreisen wollte. Doch das angenehmste war für mich unstreitig, als ich sah, daß meine sämmtlichen Sachen in Klaas Baster's Kraal angekommen, und alle Leute endlich wieder bei mir waren. Jeder von ihnen suchte mir seine

Freude zu bezeugen; Jeder erzählte mir, was für große Unruhe mein Gefahren ihm verursacht hätten; und ich mußte ja wohl diese Flut von Versicherungen anhören, worin ein Jeder seine Kameraden zu übertreffen suchte. Mit großem Vergnügen umarmte ich meinen Swanepoel. Der gute alte Mann hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, mich jemals wieder zu sehen, und dennoch war er treu auf seinem Posten geblieben. Seit meiner Abreise hatte er mit seinen Kameraden zum Theil von einem Gemsbok *) gelebt, der, als er zum Trinken nach dem Wasserbehälter gekommen, von ihm geschossen worden war. Zum Glükke hatten auch sie den Gewitterregen gehabt, und dadurch in ihrer Zisterne auf einige Zeit einen Vorrath von Wasser erhalten. Es war sogar einer von den Ochsen, die ich sterbend zurükgelassen hatte, wieder gekommen; der Regen hatte ihn wieder belebt, und die bei Nacht angezündeten Feuer ihm seinen Weg gezeigt. Swanepoel war Anfangs der Hoffnung gewesen, auch die drei Hunde, die mich verlassen hatten, würden wieder kommen; aber sie ließen sich nicht mehr sehen. Ohne Zweifel sind sie in der Wüste geblieben, und dort wild geworden. Uebrigens war Swanepoel in seinem kleinen Lager vorzüglich durch öftere Angriffe von Löwen und Hyänen beunruhigt worden. Alle die todten Ochsen, die ich auf mei-

*) Eine Antelope. (M. s. die Naturgeschichte im vorhergehenden Band.)

nem Wege liegen zu lassen, genöthigt gewesen war, hatten durch ihre Ausdünstungen eine große Menge solcher wilden Thiere angelokt, und die nicht zahlreiche Mannschaft war dadurch in sehr große Unruhe gerathen.

Das Anordnen meiner Karawane erforderte nun von mir neue Sorgfalt, stäte Aufsicht, und folglich auch mehr Stillesizzen. Freilich hatten, da in der Bergkette nur wenige Thiere waren, einige Tage hingereicht, mir die zu verschaffen, mit denen ich hier meine Sammlung vermehren konnte. Ich jagte daher nur noch, um Abwechslung zu haben, und der langen Weile des Müssigganges zu entgehen; doch bald mußte ich es, wegen eines sehr unvermutheten Ereignisses, gänzlich unterlassen.

Als ich eines Tages mit meiner Flinte die Thäler durchstreifte, sah ich in einiger Entfernung eine Mulattin auf einem Ochsen, den sie sehr geschikt lenkte, daher reiten, und zwar, wie es schien, nach dem Kraal hin. Sie war auf hottentottische Art gekleidet, und hatte einen Menschen als Führer bei sich, den ich für Einen von Klaas Baster's Horde erkannte. Sobald dieser mich bemerkte, zeigte er mich der Reisenden. Sie sezte sich nun sogleich in Trab, kam gerades Weges auf mich zu, grüßte mich holländisch, und bat mich, als sie abgestiegen war, sie nach dem Kraal zu begleiten. Es war eine noch unverheurathete Schwester von Klaas Baster, die in einer andern, von der seinigen ent-

fernten, Horde lebte. Noch an dem Tage meiner Ankunft bei ihm, hatte er einen Boten an sie geschikt, um ihr meine Anwesenheit melden zu lassen, und sie war aus Neugierde, mich zu sehen, sogleich gekommen. Sie hatte ein sehr hübsches Gesicht. Freilich war sie nicht von so feinem Wuchse, noch so offenherzig naif, wie Narina, *) auch ziemlich fleischig, und daher nicht so gelenkig in ihren Bewegungen; aber sie hatte ganz die Koketterie und Grazie, die das Bewußtsein einer ausgezeichneten Herkunft zu geben pflegt. Sie war nämlich nicht unter Wilden geboren, und glaubte ohne Zweifel, von einer weit höhern Natur zu seyn.

Ihr Vater, ein Europäer, war in seiner Jugend nach dem Kap gegangen, und da erst in Diensten der Kompagnie, dann aber in Diensten eines Landmannes gewesen. Durch Arbeit und Industrie hatte er sich fünf und zwanzig bis dreißig Stunden weiter, an dem Ufer des grünen Flußes eine ziemlich ansehnliche Wohnung verschaft. Anfangs lebte er mit einer Hottentottin, die ihm Klaas Baster, Piet Baster, und ihre Schwester gebar. Aber mit seinem Reichthum wurde er eitel, und heurathete eine Weiße. Diese hatte ihm mehrere Kinder geboren, von welchen zwei Söhne, der eine von zwanzig, und der andere von zwei und zwanzig Jahren, bei ihm wohnten, und, wie ihre Mutter,

*) M. s. Le Vaillant's erste Reise im vorhergehenden Bande d. W.

seine Feinde wurden, so daß er sehr unglüklich lebte.

Diese jungen Leute schämten sich nicht nur, daß sie Mestizen zu Geschwistern hatten, sondern verfolgten und bedrükten sie auch so sehr, daß die Unglüklichen entfliehen mußten. Die Schwester begab sich zu der hottentottischen Horde ihrer Mutter; die beiden Baster's, die aus Freundschaft vest an einander hiengen, zogen in die Ebene weiter nach Süden, um sich da zusammen niederzulassen. Sie hatten nach einander schon zwei vortrefliche Stükke Land urbar gemacht, und zwei Mal waren sie durch ihre Verwandten mit Gewalt wieder vertrieben, und ein Theil ihres Viehes getödtet worden. Mehrere Male hatten die Leztern Klaas Baster'n sogar mit großer Barbarei geschlagen; denn auf diesen war es besonders abgesehen. Um sich ihrer Wut zu entziehen, hatte er sich nun mit seinem Bruder in den hohen Bergen niedergelassen, wo er sich leichter verbergen zu können hoffte. Beide waren mit Hottentottinnen verheurathet, und machten mit ihrer Familie und den bei ihnen in Dienst stehenden Leuten (sämmtlich Verwandten von ihnen), eine Horde von fünfzehen bis achtzehn Hütten aus. Doch bei allem dem lebte Klaas in beständiger Unruhe; er fürchtete unaufhörlich, von seinen unnatürlichen Brüdern entdekt und überfallen zu werden; und dies war die Ursache, warum er, als ich mit meinen Gefährten auf ihn zukam, in Bestürzung gerathen war.

Die Brüder wohnten in Namero. So war denn Klaas gewißermaaßen in der Willkür seiner Feinde; und in der That wunderte ich mich, daß er in ihrer Nachbarschaft blieb, da er von einem Flintenschuße zu sterben erwartete, und da sie, wie er mir sagte, wirklich schon mehrere Male, auf ihn geschoßen hatten, doch ohne ihn zu treffen. Sein Unglük erregte meine Theilnahme in hohem Grade. Aus Erkänntlichkeit für die Dienste, welche er mir leistete, wünschte ich, ihn wieder mit seiner Familie auszusöhnen; und da ich durch die Gegend, worin sie wohnte, reisen wollte, so nahm ich mir vor, es wirklich zu versuchen. Es schien mir so leicht, daß ich kein Bedenken trug, dem unglüklichen Baster meine Vermittelung anzubieten, und daß ich sogar sagte: ich stånde für Wiederherstellung des Friedens, wenn er mich begleiten wollte. Er schien den Beweggrund meines Anerbietens zu fühlen; aber er verzweifelte, den Haß seiner unversöhnlichen Verwandten besänftigen zu können, und bat mich um weiter nichts, als wenn ich Gelegenheit håtte, sie bei meiner Durchreise zu sehen, nicht von ihm zu sprechen, und sogar zu verschweigen, daß ich bei ihm gewesen wäre. — Seine Schwester ihrer Seits schien mir bei der von ihr gewählten Art zu leben, und durch ihr Temperament sehr glüklich. Sie brachte die Tage, so lange ich in ihrer Nähe war, mit nichts als mit Possen zu. Besonders war sie sehr neugierig. Meine Wagen und mein ganzes Reisegeräth beschäftigten sie unaufhör-

lich; immer untersuchte sie es, und verlangte bei jedem Stükke die Benennung und den Gebrauch zu wißen. Ich mußte ihr zu Gefallen alle meine Kisten öffnen und ausleeren; sie hätte mir auch nicht das geringste Paket, nicht die kleinste Schachtel erlassen! Kurz, sie hatte eine unendliche Menge Fragen zu thun, und legte mir oft so naife und freimüthige vor, daß sie auch mich an meinem Theile beinahe neugierig gemacht hätte. Mein Bart gefiel ihr ganz und gar nicht, ob er gleich bis jezt noch nicht sehr groß war; sie nahm ihn ohne Umstände in die Hand, schäkerte mit mir auf alle nur ersinnliche Art, und fand mich, wie sie sagte, schöner, als den schönsten Hottentotten. Und sie? Nun, ich fand sie für die Gegend, worin wir uns jezt aufhielten, recht hübsch; und wirklich war sie die dortige Venus. Ihre nicht gar zu vielfachen Kleider, liessen einen großen Theil ihrer Reize offen; aber daß sie diese zeigte, war eben so wenig Frechheit, als es, wenn sie dieselben besser verhüllt hätte, Schamhaftigkeit gewesen wäre. Ein weniger mäßiger Mann als ich, hätte weder erst lange um Gunst bitten, noch eine abschlägige Antwort befürchten dürfen.

Uebrigens schien es mir sonderbar, daß sie, ob sie gleich, als die Tochter eines Europäers, unter Weißen leben und sich eine Wohnung wie ihr Vater verschaffen konnte, doch auf diesen Vortheil Verzicht gethan hatte. Ich fragte daher, aus welchem Grunde sie das nomadische Leben der Hottentotten

vor-

vorzöge, und sich zu einer geringern Kaste hielte, da sie doch in einer bessern geboren wäre. Ihre Antwort sezte mich in Erstaunen. Ich fand darin Vernunft und eine Art von natürlicher Philosophie, die ich in einem so unbesonnenen und lustigen Kopfe in der That nicht gesucht hätte. „Freilich ist mein Vater ein Weißer," sagte sie; „aber meine Mutter eine Hottentottin. Da ich auf diese Art durch meine Geburt zu zwei verschiedenen Stämmen gehöre, so konnte ich wählen, unter welchen von beiden ich leben wollte. Sie wissen, wie sehr die Weißen die Schwarzen, und selbst Halbschlächtige, wie ich eine bin, verachten. Unter ihnen hätte ich mich täglichen Vorwürfen und Beleidigungen ausgesezt, oder wäre genöthigt gewesen, für mich allein und unglüklich zu leben; unter meinen Hottentotten aber war ich sicher, eine gute Aufnahme, Freundschaft und Achtung zu finden. Nun frage ich Sie, mein Freund, was hätten Sie an meiner Stelle gethan? Ich für mein Theil schwankte nicht zwischen sichern Freunden uns ausgemachten Feinden; Glük war mir mehr als Stolz. Unter Ihren Kolonisten wäre ich mit Demüthigungen überhäuft worden; unter den Leuten von der Farbe meiner Mutter bin ich glüklich. Ich werde von ihnen geliebt und geachtet, bin vollkommen frei, und leide an nichts Mangel. Anderswo hätte ich viele Thränen vergossen; hier lache ich den ganzen Tag, und aus meinem Temperamente können Sie schliessen, ob ich damit zufrieden bin!"

So philosophirte meine schöne Mulattin, und

wenn ihre Possen mich bisweilen ungeduldig machten, so sezte sie mich doch auch durch ihren gesunden Menschenverstand in Verwunderung.

Eines Morgens, als sie wieder um meine Wagen und meine Zelte her gestreift hatte, rief sie mich auf einmal mit lauter Stimme. Dann legte sie mir ein noch ganz warmes Ei in die Hand, und sagte: „Da nehmen Sie, was Ihnen gehört! Ein ander Mal seyn Sie aber nicht so nachlässig, und lassen Sie Sich nicht wieder von mir an Aufmerksamkeit erinnern!"

Das Ei war in dem Gesträuche gefunden, und von der Henne, die ich für meinen Hahn diesmal mitgenommen hatte, gelegt worden. Wirklich dachte ich so wenig wie meine Leute, daß nach einem Wege, auf dem sie so sehr Mangel gelitten hatte, einige Tage Ruhe hinreichend seyn würden, ihre Kräfte so wieder herzustellen, daß sie mir Eier legen konnte. Und dies war noch dazu gewiß nicht das erste; wenigstens sah ich bei dem Orte, wo man es gefunden hatte, Stükke von zerbrochnen Eierschalen, aus denen sich vermuthen ließ, daß die Henne schon öfters gelegt hätte.

Es war möglich, daß irgend ein Thier vom Geschlechte der Marder ohne unser Wissen die Eier aufgefressen hatte; aber es konnte auch mein Affe gewesen seyn, dessen Gefräßigkeit ihm immer solchen Verdacht zuzog. Die Folge überzeugte mich auch, daß dies Mal mein Verdacht gar nicht ungegründet war. Denn ich ertappte den Dieb auf frischer That.

Ich war am 23sten Julius bei der Horde angekommen, und hatte mich nun achtzehen Tage hier aufgehalteu. Endlich fieng ich an ungeduldig zu werden, und wünschte, meinen Weg wieder fortsezzen zu können; aber bei all meiner Ungeduld meinte ich doch, so lange bleiben zu müssen, damit meine Thiere ausruhen und sich wieder erholen könnten. Schon waren meine Pferde wieder lebhaft und muthig geworden. Von den dreizehn Ochsen, die meine Leute mitgebracht, hatten sieben sich so ziemlich wieder erholt; doch bei den sechs andern gab ich die Hoffnung auf.

Meinen Leuten gefiel das müssige und ruhige Leben in der Horde sehr wol, und sie baten mich, noch einige Tage da zu bleiben, damit, sagten sie, meine kranken Ochsen Zeit hätten sich gänzlich zu erholen. Aber mit meiner Geduld war es zu Ende; ich wollte lieber meine sechs Ochsen zurük lassen. Zwar mußte ich nun eine fortdauernde Dürre mit ihren unglüklichen Folgen erwarten, da mein Weg, um mich so auszudrükken, den Jahreszeiten gerade entgegen gieng; zwar rieth mir die Klugheit, wieder nach dem Kap zurükzukehren, da ich beinahe nur noch aus falscher Scham auf meinem Plan bestand; dennoch entschloß ich mich, die Reise zu den Namaquaern fortzusezzen. Meine Gesundheit war übrigens schwankend, und noch fühlte ich einige Unbequemlichkeiten von einem Zufalle, der mich acht Tage lang in meinem Zelte gehalten hatte.

Ich hatte von **Klaas Baster** etwa dreissig Häm-

mel eingetauscht, um wieder eine Heerde zu haben. Doch — Hämmel waren nicht das Nothwendigste zu meiner Reise. Wie konnte ich diese fortsezzen, da ich nur sieben brauchbare Ochsen hatte, und noch drei ganze Gespanne haben mußte!

Die Horde war zu weit von allen Wohnungen entfernt, als daß ich Hoffnung gehabt hätte, in der Nachbarschaft einige kaufen zu können. Freilich rechnete ich vorher auf Klaas Baster; aber er hatte angefangen einiges Land urbar zu machen, um das seiner Horde nöthige Getreide zu bauen, und brauchte also seine Ochsen selbst nothwendig. Alles, was ich durch vieles und dringendes Bitten von ihm erhalten konnte, war Ein Gespann. Auf den Kamis-Bergen sagte er mir, würde ich so viele Ochsen finden, als ich brauchte, und mich dahin zu schaffen, versprach er. Sein Bruder ward mit den nöthigen Leuten und Ochsen dazu beordert.

Dies war in den jezzigen Umständen Alles, was ich verlangen konnte; denn ich bekam dadurch Mittel, meine Reise fortzusezzen. Indessen hatte ich noch einen andern Wunsch, nämlich den, ihn selbst mit mir zu nehmen. Ich wollte durch das Land der Groß-Namaquaer gehen; nun wußte ich aber, daß er auf seinen Reisen mit den meisten Horden dieser Völkerschaft bekannt geworden war, und daß er ihre Sprache sehr gut spreche, folglich mir bei ihnen äusserst nüzlich werden konnte. Es kam nur darauf an, ob ich ihn bewegen konnte, mich zu be-

gleiten. Vergebens hatte ich schon mehrere Male ihn hierüber von weitem ausgeforscht; immer äusserte er keine rechte Lust dazu. Zulezt suchte ich ihn dadurch zu gewinnen, daß ich mich hinter seine Schwester, seine Schwägerin und seine Frau stekte. Diese brachte ich durch einige artige Geschenke auf meine Seite; und wirklich gelang es ihnen. Er machte zulezt weiter keine Einwendung, als daß er sich fürchtete, seine Brüder möchten ihm begegnen und ihn angreifen. Doch ich stellte ihm vor, er hätte ja alle meine Leute bei sich, die ihn, so wie ich, mit ihren Waffen beschüzzen könnten. Ueberdies versicherte ich ihn, wenn sie sich unterständen in mein Lager zu kommen, und sich Gewaltthätigkeiten zu erlauben, so würde ich an den Obristen Gordon schreiben, um bei der Regierung auszuwirken, daß man sie bestrafte. Auf diese Vorstellung ergab er sich endlich.

Unsre Bedingungen waren bald gemacht. Ich versprach ihm vier Reichsthaler monatlich, Tabak so viel er wollte, und so viel Eisenwaaren, daß er sich bei den Groß-Namaquaern einige Ochsen kaufen konnte. Indessen, ob er gleich diese Vorschläge ohne Zögern angenommen, und auch nicht einmal noch etwas mehr verlangt hatte, so merkte ich doch, daß er sich eben nicht darüber freute. Wirklich waren diese Bedingungen auch nicht sonderlich für einen Mann, der achthundert Schafe und zwei hundert Stük Rindvieh besaß, und folglich in seiner Lage als reich angesehen werden konnte. Aber als ich ihm

noch täglich eine Porzion Branntwein versprach, äußerte er seine Freude ganz sichtbar. Er lebte zwar weit von der Kolonie, und hatte wenig Gelegenheit, dies Getränk zu bekommen, dennoch liebte er es leidenschaftlich. Während meines Aufenthaltes bei ihm hatte ich ihn einige Male damit traktirt, und unter allen Federn, die seine Seele in Bewegung sezzen konnten, war diese die wirksamste.

Er machte jedoch noch die Bedingung, daß ich ihn nach seiner Horde zurükbringen sollte. Diese Klausel lief meinen Absichten ein wenig entgegen; denn ich hatte mir vorgenommen, nicht auf diesem Wege zurükzukehren.

Auch bat mich seine Familie, nach meiner Rükkehr ein gutes Wort für sie bei dem Gouverneur einzulegen, und ihr die Erlaubniß, Waffen zu tragen, auszuwirken, die allen Hottentotten verboten sind, dieser Familie aber theils gegen die **Buschmänner**, theils auch zum Schuzze gegen die Bedrükkungen ihrer Verwandten unentbehrlich waren. Ich versprach Beides.

Einstweilen schenkte ich der Horde, damit sie sich in **Klaas Basters** Abwesenheit vertheidigen konnte, zehn Pfund Pulver, nebst einer verhältnißmäßigen Quantität Blei, und eine Flinte. Dieses Geschenk war ihr um so angenehmer, da es ihr schon seit langer Zeit gänzlich an Munizion fehlte. Jeder Person darin machte ich noch außerdem ein Geschenk; besonders wurden die Frauenzimmer nicht vergessen.

Am 10ten August trat ich endlich meinen Weg

wieder an. Ich war Willens, die Nacht bei dem Stumpfkopfhügel zuzubringen, so benanten wir nämlich den Ort, wo wir die beiden Elefanten erlegt hatten. Die Aeser dieser Thiere lagen zum Theil noch da, und — mochte es nun der Anblik oder der Geruch derselben wirken — genug, meine Ochsen geriethen in Schrekken, und rissen so stark an ihren Strängen, daß man sie so geschwind als möglich ausspannen mußte. Kaum waren sie los, so nahmen sie alle die Flucht, und liefen in vollem Galopp nach der Horde, von woher sie dann wieder geholt werden mußten.

Schon am Morgen als man sie vor die Wagen spannte, waren sie scheu gewesen, und es hatte große Mühe gekostet, sie anzuschirren. Die unglüklichen Folgen, welche ein so gefährlicher Eigensinn haben konnte, machten mich schon im Voraus besorgt, und ich bedauerte um so mehr den Verlust meiner Gespanne. Wie vielen Unfällen konnten so übel abgerichtete Thiere mich nicht aussezzen! Doch glüklicher Weise kam ich mit diesem einzigen davon. Diese Ochsen, die mir so viele Besorgniß für meine Leute und meinen Wagen erregten, ließen sich sehr leicht zähmen; sie machten sogar in den nächstfolgenden drei Tagen vier und zwanzig (französische) Meilen über Berge, und auf den schlimmsten Wegen, wo wir nur ein einziges Mal Wasser fanden, das noch überdies abscheulich war. Zum Glükke fanden wir Etwas in einigen Vertiefungen des Schwarzdornflusses, bei dem wir uns am dritten Tage Nach-

mittags lagerten, und der längs seinem Laufe mit sehr grossen Sinnpflanzen besezt war.

Während man ausspannte, gieng ich vorwärts, um die Gegend zu untersuchen, und sah mit Verwunderung und mit Freude einen Wagen, den einige Hottentotten bewachten. Ich näherte mich ihnen, und fragte, was sie in diese Gegend brächte? Aber bald verwandelten sie meine Freude in Unruhe, da sie mir sagten, daß der Wagen **Piet Pinar** gehörte, der sie in Dienst genommen hätte, und mit dem sie so eben angekommen wären.

Indessen erwies er mir doch einen Dienst. Als er am Kap anzeigte, daß er in dem Lande der **Groß-Namaquaer** auf die Elefantenjagd gehen wollte, hoffte der neue Fiskal **Serrurier**, der Nachfolger meines Freundes **Boers**, er würde mich entweder auf dem Wege, oder bei dem genannten Volke antreffen, und in dieser Hoffnung hatte er ihm ein Paket und einen Brief an mich mitgegeben.

Das Paket kam aus Holland. Die Nachrichten, die ich auf diesem Wege erhielt, waren mir in den gegenwärtigen Umständen äusserst angenehm; ich hätte nur gewünscht, sie durch sonst Jemand, als durch **Pinar** zu erhalten. Daß ich diesen Mann antraf, schien mir eine schlimme Vorbedeutung. Es beunruhigte mich, daß ich ihn in meiner Nachbarschaft wußte; und meine Besorgnisse waren nur allzu gegründet.

Ob er gleich einen andern Weg gereist war, als

ich, so hatte er doch nicht mehr Glük gehabt, und, gleich mir, die Plage der Dürre und Mangel an Futter erfahren, indessen bei seinem Einen Wagen und seinen wenigen Leuten, sich besser heraus gezogen. Ich mußte eine weitschweifige unendliche Erzählung von seinen Heldenthaten anhören, die ich dem Leser erlasse; ich aber mußte sie auszuhalten.

Wie er sagte, so reiste er zu den **Groß-Namaquaern** in keiner andern Absicht, als um Elefanten zu jagen, und mit Elfenbein zu handeln; aber ich kannte den Abentheurer schon genug, um Mißtrauen in seine Versicherungen zu sezzen. Ueberdies hatte ich sein Gepäk gesehen, und wußte aus eigener Erfahrung sehr gut, daß man Elefanten nicht mit Eisen- und Messingwaren, Tabak und Branntwein erlegt. Sein einziger und wahrer Zwek bestand darin, daß er Vieh kaufen und damit handeln wollte. Die Elefantenjagd schüzte er nur vor, um den Verdacht und die Augen der Regierung von sich abzuwenden.

Ich argwöhnte nicht, daß **Pinar** einer von den Leuten wäre, die mit Flintenschüssen kaufen. Ohne Zweifel wollte er anders zu Werke gehen, da er der einzige Weisse war, und die drei Artikel bei sich hatte, welche die Wilden vor allen andern suchen. Bei dem Allem fürchtete ich aber, daß ein solcher Mensch meinen Trupp aus aller Ordnung und Disziplin bringen möchte; und bald zeigte sich, daß meine Besorgniß nicht ohne Grund war. Er hatte drei

Tonnen mit solchem schlechten Branntwein bei sich, wie die Kolonisten ihn brennen, und verkaufen; aber bei seinem Geschmak an diesem Getränke mußte seine Ladung, ehe er zu den **Namaquaern** kam, schon ziemlich vermindert seyn. Abends nahm er eine solche Menge davon zu sich, daß seine Vernunft — und er hatte ohnedies nicht viel — gänzlich in Unordnung kam. In diesem Zustande mußte er die Tonne seinen Hottentotten auf Diskrezion überlassen; diese bewirtheten nun mein Gefolge, und ehe es Nacht wurde, waren seine und meine Leute betrunken. Mitten unter diesem ekelhaften Saufgelage suchte **Pinar** stammelnd meine Hottentotten zu verführen, daß sie mich verlassen, und bei ihm in Dienst treten sollten. Der Anblik der drei angezapften Tonnen war für sie eine mächtige Lokspeise, und ich sah nun, daß ihre alte Neigung zu mir durch Branntwein, der ihnen nach Willkür zu Gebote stand, erstikt werden sollte.

Am folgenden Morgen fieng man bei Tagesanbruch wieder an zu trinken, und zwar so tüchtig, daß, ehe man die Ochsen noch angespannt hatte, alle mit einander (nur meinen **Klaas** und drei oder vier von seinen Kameraden, eben so vernünftige Leute, ausgenommen) sich aufs neue betrunken hatten. Ich mußte indessen aufbrechen. Um meine Wagen von Unfällen zu sichern, konnte ich weiter nichts thun, als das Fahren den wenigen Leuten anvertrauen, deren Vernunft noch nicht benebelt war. Selbst **Swanepoel**, der bisher so viel Lob

von mir verdiente, war nicht im Stande etwas zu thun; er hatte sich von **Pinar** verführen lassen, und sich in dessen Gesellschaft betrunken. Ich wartete jedoch bis wir unter Wegs waren, ehe ich mein Mißvergnügen gegen ihn äusserte. Meine Vorwürfe kränkten ihn, und er wollte mir zeigen, daß er wol noch im Stande wäre, meinen Wagen zu fahren. Vergebens befahl ich ihm, davon zu bleiben; er näherte sich wankend, und suchte sich auf den Siz zu schwingen. Aber auf einmal versagten ihm Hände und Füsse den Dienst. Ich schrie, man sollte den Wagen anhalten; doch schon gieng ihm das vordere Rad über den Leib, und das hintere würde ihm sogar den Kopf zerquetscht haben, wenn er sich nicht maschinenmässig in eine andre Lage gebracht hätte.

Ich glaubte, er wäre todt; und in eben der Meinung liefen meine Führer herbei, um ihn aufzuheben. Aber auf einmal richtete er sich von selbst in die Höhe, und sagte ganz frohen Muthes zu mir: „Es hat nichts zu bedeuten!" — „Unglüklicher!" rief ich; „du wirst bald fühlen, daß es Etwas zu bedeuten hat." — Kaum hatte ich das gesagt, so fiel er ohne Bewußtsein nieder. Ich ließ ihn auf die Matrazze in meinem Wagen legen. Das Fahren brachte ihn bald wieder zu sich; und nun fühlte er bei dem Stoßen und Schütteln seine Schmerzen doppelt.

Den folgenden Morgen sezten wir unsern Weg fort, und zwar immer längs dem Bette des Flußes.

Endlich, nach fünftehalb Stunden, fanden wir in diesem Bette eine beträchtliche Vertiefung, die, zum Glük für uns Wasser enthielt, und zwar genug für die beiden Karawanen und für alle meine Thiere. Es gab darin auch einige Schildkröten, die von meinen Tauchern herausgeholt wurden, und uns eine gesunde und angenehme Speise gewährten. Der Ort, wo wir anhielten, heißt im Hottentottischen Garische.

Swanepoel litt noch immer, und wünschte, Rhinozeros-Blut zu trinken; dies ist nämlich ein Arzneimittel, das, ich weiß nicht weßhalb, bei den Kolonisten, wie bei den Hottentotten, in grossem Ansehen steht, und bei Verrenkungen, Bein- und andern Brüchen, ja auch bei allen innerlichen Krankheiten, für vortreflich gehalten wird. Aber man schießt nicht immer ein Rhinozeros, wenn man will, und es stand keins zu meinem Gebote. Da der Kranke nun kein Blut bekommen konnte, so verschlang er eine reichliche Menge Branntwein; denn **Pinar** hatte ihn versichert, daß nur dieses Getränk ihn heilen könnte.

Ich bildete mir ein, er würde nach seinem Zufalle den Branntwein auf sein ganzes noch übriges Leben verabscheuen, und erstaunte über seine schrökliche Unmässigkeit. Aber ich drükte die Augen bei dieser Ausschweifung zu, und sah **Swanepoel** als einen von denen Kranken an, die man schon aufgibt, und denen man eben deßwegen alles erlaubt; denn sein Zustand war schlimm, da er zwei Ribben zer-

brochen hatte, und Niemand da war, der ihn verbinden konnte.

Wer sollte wol glauben, daß diese abscheuliche Diät die Heilung des Kranken bewirkte, oder ihm wenigstens nicht schadete? Dem seie, wie ihm wolle, genug ich kann versichern, daß mein alter Trunkenbold ohne Verband, ohne Pflaster, kurz, ohne alle Behandlung, gänzlich geheilt wurde, und sechs Wochen nach seinem Zufalle alle seine Geschäfte wieder verrichten konnte, ohne den mindesten Schmerz zu empfinden.

Auf dem Wege, den wir vom grünen Fluße an gemacht hatten, näherten wir uns dem Namero, und schon waren wir nicht mehr weit von den Ramis-Bergen, die sich majestätisch im Osten der Gegend zeigten, wo ich, nach Klaas Baster's Versicherung, die nöthigen Gespanne sollte finden können. Ich eilte, dahin zu kommen. Aber da wir unter Weges eine sehr schöne Quelle fanden, welche die Augenquelle (Oog-Fontyn) genannt wird, und deren reichliches, süsses und klares Wasser, uns einen angenehmen Aufenthalt versprach; so liessen die beiden Brüder sich von dem frischen Ansehen des Orts lokken, und schlugen mir vor, mich daselbst zu lagern. Meiner Ungeduld ohngeachtet, willigte ich ein. Gegen Abend kamen einige Hottentotten aus der Nachbarschaft, um Wasser aus der Quelle zu schöpfen. Die ausserordentliche Ermattung meiner Ochsen schien ihnen aufzufallen,

und sie sagten mir, mit so entkräfteten Thieren würden meine Wagen nimmermehr auf den Gipfel des **Namero** kommen, über den ich gehen wollte. Eine solche Aeusserung mußte mich natürlich sehr beunruhigen; ich fragte also die Leute, was ich denn zu thun hätte? „In einiger Entfernung," gaben sie mir zur Antwort, „wohnt **van der Westhuysen.** Schikke einen von deinen Leuten zu ihm, und laß ihn um Vorspann bitten. Er kan dir Ochsen geben, und wird sie dir gewiß nicht abschlagen."

Bei dem Namen **van der Westhuysen** wurden die beiden Brüder blaß; so hieß nämlich ihr Vater, und sie sahen folglich die Gefahr, die sie für entfernt gehalten hatten, ganz nahe vor sich. Der Greis sollte eigentlich an dem Ufer oder an der Mündung des **grünen Flußes** wohnen, wo seine Besizzungen waren; aber die ausserordentliche Dürre und der Mangel an Wasser hatten ihn genöthigt, sich mit seinem Vieh in das Gebirge zu begeben, wo er noch eine andere Wohnung besaß. Die beiden **Baster's** befürchteten, sie würden, wenn sie mich dahin begleiteten, ihre weissen Brüder antreffen, und sich neuen Beleidigungen und Gewaltthätigkeiten von ihnen aussezzen. Dieser Gedanke sezte sie so sehr in Schrekken, daß sie, ohne an ihr Versprechen zu denken, und ohne sich darum zu bekümmern, was aus mir werden könnte, den Entschluß faßten, wieder umzukehren, ihre Ochsen mitzunehmen, und mich mit meinem Gespanne, meinen Wagen und meinen Leuten in meinem Lager zu lassen. Ich hätte

ihnen leicht zeigen können, wie unrecht ein solches Verfahren wäre; indessen suchte ich sie lieber zu beruhigen, und versprach ihnen, daß ich nicht bei ihren Verwandten einkehren, und mich nur so kurze Zeit als möglich in ihrer Nähe aufhalten würde. Sie selbst, versicherte ich ihnen noch, sollten in meinen Zelten verstekt bleiben, und Niemanden zu Gesichte kommen. Dies beruhigte sie, so daß sie nun auch ihr Versprechen hielten, und mich nicht verliessen.

Dem Rathe gemäß, den mir die Hottentotten bei der Quelle gegeben hatten, schikte ich einen Boten an **van der Westhuysen**, um Vorspann von ihm zu bekommen; und wirklich erhielt ich von ihm am folgenden Tage die nöthigen Ochsen. Als ich auf die Höhe kam, ließ ich anhalten, und lagerte mich, wie ich es den beiden Baster's versprochen hatte, in einiger Entfernung von dem Hause. Sie machten nun Anstalten, sich in meinem Lager zu verstekken, und ich gieng während der Zeit zu ihren Verwandten.

Die Familie kannte mich schon durch den Ruf, und überdies hatte **Pinar**, der vorausgegangen und bei ihr abgetreten war, umständlich von mir erzählt. Sie nahm mich sehr artig auf, machte mir Vorwürfe, daß ich nicht wie **Pinar**, bei ihnen abgetreten wäre, und bot mir aufs neue alle Dienste an, die sie mir nur leisten konnte. Die Familie bestand aus zwei Söhnen, von denen einer sechs Fuß hoch, und aus zwei Töchtern, von denen die eine groß und sehr hübsch, die andere aber etwas ein=

fältig war. Uebrigens sprachen bei unserer Unterredung nur die beiden Söhne, die eine Tochter und ihre Mutter. Der gute siebzigjährige Greis, der in dem Hause für nichts galt, saß in einem Winkel, und hörte zu, ohne ein Wort zu sagen. Schon seit langer Zeit hatte seine Frau ihm Stillschweigen auferlegt; unter dem Vorwande, daß er seine Lunge schonen müßte, die zuweilen von einem Asthma litt, sagte sie ihm, so bald er sich nur unterstaud, den Mund aufzuthun: er möchte schweigen, sonst würde er sich abmatten.

Der arme Mann mußte es sehr theuer bezahlen, daß er seine hottentottische Frau gegen eine Weisse vertauscht hatte. Von dem ersten Augenblikke an war er der Sklave dieser herrschsüchtigen Gebieterin geworden; und aus Schwachheit hatte er sich gegen seinen Willen mit in ihre Verschwörung gegen seine Kinder aus der ersten Ehe einlassen müssen. Er war über die Rolle, die er spielte, beschämt und gedemüthigt, so daß er sich, wie es schien, in meiner Gegenwart nicht wol befand. Bisweilen wagte er es wol, mir freundschaftlich zuzulächeln; aber er that es nur verstolen und mit Unruhe in der Mine, woaus ich denn sah, daß er sich fürchtete, von seiner Frau bemerkt zu werden.

Er war in Deutschland geboren, und ich konnte seine Muttersprache mit ihm sprechen. Aus Mitleiden mit seiner Lage, und aus Achtung für ihn, als Herrn vom Hause, wollte ich ihn gern einigen Antheil

theil an der Unterredung nehmen lassen; daher fragte ich ihn in deutscher Sprache allerlei über sein Vaterland, über die Zeit, wann er es verlassen, und über die Umstände, die ihn nach Afrika gebracht hätten; kurz, über Mancherlei, was ihn interessiren konnte. Er schien das zu fühlen, und sein Gesicht erheiterte sich schon. Aber seine Frau befürchtete wahrscheinlich, daß er von ihr sprechen, oder daß er zu viel Vergnügen haben möchte; sie unterbrach ihn daher ohne Umstände, und verbot ihm das Reden, um sich mit mir von Frankreich zu unterhalten. Madame machte nämlich auf französische Herkunft Anspruch. Ihre Mutter, sagte sie, wäre aus der Provence gewesen, und sie selbst, zwar in Afrika geboren, aber doch auf languedokische Art erzogen worden; und um mir das zu beweisen, plapperte sie einige Redensarten in einem unverständlichen Rothwälsch, das sie für Französisch ausgab.

Um das Vergnügen eines so unterhaltenden Tages noch mit Jemanden zu theilen, und es zu vergrössern, hatte die Dame zu ihrem Bruder, einem gewissen Engelbrecht, geschikt, der einige Stunden weit von hier wohnte. Er kam diesen Tag nicht; aber die Anwesenden ließen sich dadurch in ihrer Freude nicht stören. Pinar hatte eine Menge Branntwein bringen lassen. So interessant auch die Unterhaltung war, so brach man doch ab, um zu trinken; und da man, aus Mangel an Bechern, Schalen nehmen mußte, so war in kurzer Zeit das

ganze Haus, die Mutter und ihre beiden Töchter nicht ausgenommen, völlig betrunken. Ich für mein Theil, dem dieser Ausgang seine Freiheit wieder gab, benuzte sie, um wegzugehen, und blieb die Nacht in meinem Lager.

Engelbrecht kam den folgenden Morgen zu seiner Schwester, und brachte seine Familie mit, die zahlreicher war, als die audre; und dieser Besuch wurde denn mit einigen tüchtigen Schalen Branntwein gefeiert. Nach dieser Einleitung that Jemand den Vorschlag, mich in meinem Zelte zu besuchen; und bald sah ich die ganze Gesellschaft kommen. Ein solcher Schritt schien mir etwas Verbindliches anzukündigen; aber die Köpfe waren von dem Branntwein erhizt. Engelbrecht sprach zuerst, und dieser Mensch, der mich nie gesehen hatte, der mir in mehr als Einer Rüksicht Achtung schuldig war, wendete sich an mich, um in einem groben Tone zu fragen: „Warum ich einen solchen Bösewicht, wie Klaas Baster, bei mir hätte?"

Diese unverschämte Frage belehrte mich, daß Baster verrathen war; dies konnte aber nur Pinar gethan haben. Ehe wir zu van der Westhuysen giengen, hatte ich von ihm das strengste Stillschweigen über die Anwesenheit der beiden Brüder gefordert, und er hatte es mir wirklich versprochen; aber wie konnte ich mich auch wol auf die Versprechungen und die Verschwiegenheit eines Trunkenbolds verlassen! Voll Unwillen über sein schändliches Beneh-

men, wendete ich mich zuerst an ihn, und sagte ihm, wie ich gestehen muß, im Zorne sehr harte Sachen. Dem Bruder antwortete ich sehr trokken, und dann kündigte ich der ganzen Gesellschaft an: wenn sich Jemand einfallen ließe, Klaas Baster'n nur im mindesten zu beleidigen, so würde ich ihn als meinen Feind ansehen. Ich zeigte mich in Ausdrükken und Gebärden so heftig, daß Niemand sich unterstand, mir nur ein Wort zu erwiedern. Was mich so dreist und stolz machte, war die Anwesenheit des Vaters. Ob er gleich kein Wort sagte, so wußte ich doch gewiß, daß er mir im Herzen Recht gäbe. Ich hatte seine geheimen Gesinnungen zu entdekken geglaubt; und während ich mich für seine beiden Söhne ereiferte, schien es mir, als läse ich in seinen Augen Vergnügen über meine Vertheidigung zweier Unglüklichen, die nur als seine Kinder, aus keinem andern Grunde, unglüklich waren.

Um der Unterredung, die man besser benuzzen zu können gehofft hatte, eine andere Wendung zu geben, lud die Stiefmutter mich ein, mit der ganzen Familie Mittags bei ihr zu essen. Ich nahm, ohne üble Laune oder Erbitterung zu verrathen, die Einladung an, und folgte der lustigen Gesellschaft, jedoch in grosser Verlegenheit, wie das Gastmal ablaufen, und was für eine Rolle ich dabei spielen würde.

Das Haus war ein einziges Behältniß, etwa zwanzig Fuß lang, und neun oder zehen breit; und

in den von blosser Erde aufgeführten Wänden gab es auf allen Seiten Risse und grosse Spalten. Diese Galerie, oder vielmehr diese grosse Scheune, hatte, statt der Fenster, nur ein einziges Loch, das mit dem beschädigten Boden einer alten Tonne zugemacht wurde. Durch die zahlreichen Löcher des in Ruinen verfallenden Daches konnte man, ohne sich aus der Stelle zu rühren, recht gut unterscheiden, ob der Himmel trüb oder heiter war; aber dieses grosse Giesbekken überschwemmte allemal, wenn es regnete, die Kammer und ihre Bewohner. Feuer machte man in einem Wirkel neben der Thüre; an einen Kamin hatte man nie gedacht, und der Rauch konnte nach Belieben entweder das Dach, oder die Risse in den Wänden, die Thür oder das Fenster zum Ausgange wählen. In dem entgegengesezten Winkel, dem Eingange gegenüber, war das sämmtliche eingeärndtete Getreide zum Bedarf dieser zahlreichen Familie aufgeschüttet, und kaum mit halb verfaulten Matten bedekt.

Die Möbeln dieses lachenden Pallastes entsprachen völlig dem Erwähnten, es war ein hökkeriger, unter dem Fenster bevestigter Tisch, auf dem immer ein Kessel mit kochendem Wasser und einige abgestossene Tassen standen. Drei kleine wakkelnde Koffer dienten zugleich zu Stülen und zu Behältnissen; und wenn Gesellschaft da war, so legte man, in Ermangelung von Bänken, ungehobelte Breter darüber. In einem dritten Winkel, neben dem mit dem Getreidehaufen, erhob sich der Sofa der beiden

Eheleute. Diese Lagerstätte, oder diese Art von Bette, bestand aus vier in die Erde geschlagenen Pfählen, auf die man eine Ochsenhaut genagelt hatte, welche zur Matrazze diente. Auf ihr lag noch ein grosser mächtiger Haufe von übel zubereiteten, fettigen und stinkenden Schaffellen; und diese dienten der übrigen Familie, die bunt unter einander auf dem Fußboden schlief, zu Unterbetten und Dekken. Endlich stand an der Wand, dem Fenster gegenüber, eine Handmühle. Dies sind denn in aller Kürze die Herrlichkeiten, die den Bewohnern dieses Zauberaufenthaltes daß Leben verschönern!

Kaum war die Gesellschaft beisammen, so machten die beiden Söhne und die beiden Töchter, mit Hülfe einiger Hottentotten sich an die Mühle, um die Quantität Mehl zu mahlen, deren man für so viele fremde Gäste bedurfte. Die Mühle erforderte vier starke Arbeiter, und die Gesellschaft lößte sich wechselsweise dabei ab. Während der Zeit knisterte das Feuer auf dem Heerde, und wartete auf einen ganzen so eben erst geschlachteten Hammel, der an der Wand hieng, und das einzige Gericht bei der herrlichen Mahlzeit ausmachen sollte. Die Mannspersonen holten ihre Pfeifen hervor, und fiengen an zu rauchen. **Pinar**, der mit dem Branntwein sehr freigebig war, wenn auch er seinen Theil trinken konnte, hatte eine reichliche Provision mitgebracht, und die Gesellschaft unterließ denn nicht, von Zeit zu Zeit ihren Durst zu löschen.

Ich war schon ganz satt von allen den Herr-

lichkeiten, und mein Magen hätte sich bei dem häßlichen Anblikke des Hammels, der an der Wand hieng, empört. Doch bald wurde es noch übler. Die Hizze des Feuers, der dikke Tabaksrauch, der unerträgliche Geruch, den die an der Mühle schwizzenden Personen, der fettige Körper der Hottentotten, die Tabakspfeifen und der giftige Branntwein ausdünsteten — Dies alles betäubte mir den Kopf, und machte mich am Ende krank. Zu diesen kleinen Unbequemlichkeiten kam noch das abscheuliche Getöse der Mühle, welches so lärmend war, daß die Anwesenden aus voller Kehle schreien mußten, wenn sie einander verstehen wollten. Vergebens wandte ich aus Höflichkeit alle Mühe an, meine unangenehmen Empfindungen zu besiegen, und in der Gesellschaft auszuhalten; ich erlag am Ende dem Ekel. Alles gieng mit mir ringsum; ich war trunkner als irgend Einer von den Gästen, ob ich gleich weiter nichts als Milch genossen hatte. Daher eilte ich, nach meinem Zelte zu kommen, wo reine Luft und Stille mich bald wieder herstellten. Bei Tische bemerkte Niemand von der Gesellschaft, daß ich fehlte; daraus kann man sich denn wol einen richtigen Begriff von diesem hottentottischen Male machen!

Als man am folgenden Tage erfuhr, daß ich wirklich feiger Weise die Flucht genommen hatte, so beklagte man mich, daß mir eine so schöne Nacht durch Schlafen verloren gegangen war; aber in dies Bedauern mischten sich zugleich Spöttereien. Man

verglich mich in meinem Betragen mit dem Lieutenant Patterson. Alle waren ganz voll vom Lobe dieses Reisenden, der ihnen reichlich vortrefflichen Bordeaurer vorgesezt und sich im Rauchen, wie im Trinken, als einen unüberwindlichen Helden gezeigt hatte; und ich sah denn wol, daß die Bewunderung dieses starken Kopfes die Schwäche des meinigen eben nicht in dem günstigsten Lichte sehen ließ.

Dies Alles zeigte mir übrigens, daß Patterson sich als ein kluger und einsichtsvoller Mann betragen hatte. Da er nun einmal mit Säufern leben mußte, und wegen der Dienste, die er von ihnen erwartete, von ihnen abhieng, so war er klug genug, sich in die Umstände zu fügen, und nach ihrem Geschmakke zu richten. Ich selbst würde sein Beispiel befolgt haben, wenn mein Körper sich dazu hätte verstehen wollen. Aber zu einem unüberwindlichen Abscheu vor dergleichen Ausschweifungen kam bei mir auch uoch physisches Unvermögen; denn ob ich gleich alle Arten von Beschwerlichkeiten ertragen konnte, so war mir doch Uebermaß im Trinken, besonders in Branntwein, unmöglich.

Ich hatte, wie schon gesagt, den van der Westhuysen in keiner andern Absicht besucht, als daß er und sein Schwager mir Jeder ein Gespann Ochsen verkaufen sollten. Piet Baster war mit seinen Leuten nach Hause zurükgekehrt; und meine Ochsen, auch die dazu gerechnet, welche ich von seinem Bruder gekauft hatte, reichten in der That

nicht hin, drei Wagen zu fahren. Ich wurde unruhig über die Verlegenheit, in der ich mich befand, und war ungeduldig herauszukommen; aber Pinar's Freigebigkeit hatte die Köpfe so in Unordnung gebracht, daß ich weder an diesem, noch am folgenden Tage mein Gesuch anbringen konnte. Dies wird man mir leicht glauben, wenn ich sage, daß in dreimal vier und zwanzig Stunden acht Mannspersonen und sechs Frauenzimmer ein Half-aam, d. h. achtzig Pinten, Branntwein ausleerten. Man gieng aber auch die drei Nächte nicht zu Bette, und brachte die Tage (den wenigen Schlaf ausgenommen, zu dem Ermattung und Trunkenheit nöthigte) gänzlich mit Trinken zu. Uebrigens wußte Pinar seine Gesellschaft, theils durch Worte, theils durch Beispiele, vortrefflich aufzumuntern, und vielleicht ließen auch seine Leute sich nichts abgehen.

Als die Gesellschaft am vierten Tage endlich des Trinkens müde war, und sich ein wenig erholt hatte, leitete ich meine Unterhandlung bei van der Westhuysen und Engelbrecht ein. Beide erklärten mir aber, sie könnten mir schlechterdings nicht einen einzigen Ochsen verkaufen, da sie selbst nicht mehr hätten, als sie nothwendig brauchten; und das war wirklich keine blosse Ausflucht. Zugleich sagten sie mir indessen, wenn ich nach den Karmis-Bergen gehen wollte, so würde ich dort Kolonisten finden, von denen ich die nöthigen Gespanne bekommen könnte. Klaas Baster hatte mich nach dem Namero hingebracht, weil er mich versicherte,

daß ich dort Ochsen kaufen könnte. Aus dem Namero schikte man mich nun nach dem Kamis, und ich mußte befürchten, daß ich dort nicht glüklicher seyn möchte. Aber — was sollte ich thun?

Der älteste Sohn vom Hause erbot sich, mit mir nach dem Kamis hin zu reiten. Natürlicher Weise mußte mir dieser Antrag gefallen. Ich nahm ihn mit Dankbarkeit an; aber zugleich machte ich die Bedingung, daß Klaas Baster mitreisen sollte.

Seitdem man in der Familie wußte, daß er bei mir war, und ich Gelegenheit gehabt hatte, meine Gesinnungen über ihn in ihrer Gegenwart zu äussern, blieb er, auf mein Verlangen, nicht länger im Zelte verstekt, sondern lebte unter meinen andern Gefährten im Lager. Seine Verwandten schienen sich nicht mehr um seine Anwesenheit zu kümmern; aber das war mir noch nicht genug; ich wollte durchaus, daß er wieder mit ihnen ausgesöhnt werden sollte. Bis jezt hatte die Trunkenheit, aus der sie gar nicht herauskamen, mich an der Ausführung meines Planes gehindert. Ließ ich den braven Klaas Baster, dem ich so sehr verpflichtet war, während meiner Reise nach dem Kamis in meinem Lager, so sezte ich ihn wenigstens Unannehmlichkeiten aus. Man konnte leicht aufs neue hizzig werden, und meine Abwesenheit benuzzen, ihm einen Streich zu spielen. Bei solchen Umständen blieb mir weiter nichts übrig, als ihn mitzunehmen; und aus diesem

Grunde that ich seinem Bruder jenen Vorschlag, ob ich gleich eine abschlägige Antwort erwartete. Wirklich schien der Bruder Anfangs Bedenken zu tragen; aber da er mich vest entschlossen sah, seine Dienste nicht anzunehmen, wenn er sich meine Bedingung nicht gefallen ließe, und da er sich schämte, daß es nun, nachdem er schon ein Wort hatte fallen lassen, scheinen sollte, als scheuete er sich in meiner Gegenwart vor seinem Bruder; so entschloß er sich endlich, und den folgenden Morgen bei Tagesanbruch machten wir uns alle drei, in Begleitung einiger von meinen Hottentotten, auf den Weg.

Wir hatten die Kette der Kamis-Berge in Osten. Als wir an den Fuß der ersten kamen, fanden wir nur enge und gewundene Fußsteige, über die wir klettern mußten, da wir uns nur selten unserer Pferde bedienen konnten. Nach einem sehr beschwerlichen Marsche führten diese steilen Wege uns zu einer Schlucht, worin ein Fluß rann. Dies, sagte mein Wegweiser, wäre der grüne Fluß, der in den Kamis-Bergen entspränge. So gut der junge Mann auch das Lokale der Gegend kannte, so schien mir seine Behauptung doch unwahrscheinlich; denn ich war eine geraume Zeit dem Bette dieses Flußes zur Seite geblieben, und hatte nicht einen Tropfen fließendes Wasser darin gesehen; hier aber war im Gegentheil ein voller Strom. Er irrte sich jedoch nicht, es war in der That der grüne Fluß; aber sein Wasser floß über dürres Erdreich, und Sand, der es, wenn es nicht sehr reichlich

floß, einsog und nicht bis in die Ebene kommen ließ.

Mein Führer hatte, als er mich in die Schluft führte, die Absicht, daß ich mit einem Kolonisten sprechen sollte, der daselbst eine Wohnung, d. h. eine elende Hütte besaß. Ich kaufte hier sechs Ochsen, die mir, wenn ich bei meiner Rükkehr wieder hier durchkäme, überliefert werden sollten. Weiter hin, und mehr vorwärts in den Bergen, fand ich eine ähnliche Hütte, deren Besizzer mir auf eben die Bedingung drei andere Ochsen verkaufte, und mir anbot, daß ich die Nacht in seiner Wohnung zubringen möchte. Der Abend kam heran, und es war schon übermäßig kalt. Ich konnte vor Frost sogar nicht schlafen, und die Nacht vergieng mir unter Zähnklappern, ob ich gleich in meinen Mantel gehüllt war, der mir zur Matrazze und zur Dekke diente. Als der Tag wieder anbrach, wunderte ich mich nicht mehr über diese strenge Kälte; denn es lag über einen Fuß hoch Schnee.

Da ich in dem heißen Himmelsstriche geboren bin, so mußte ich wol sehr empfindlich gegen Kälte seyn.

Der Herr dieser Hütte sagte mir, daß weiterhin, gegen Nordwesten, ein anderer Kolonist wohnte, der reicher an Thieren wäre, als er, und mir mehr verkaufen könnte. Ungeachtet meiner Abneigung, bei so rauhem Wetter aufs neue wieder umher zu streifen, that ich es dennoch. Während un-

sers ganzen sehr beschwerlichen Marsches, hatten wir unaufhörlich Schnee, der in so großen Flokken fiel, wie in den nördlichsten Ländern von Europa. Es war sehr unvorsichtig von uns, daß wir uns bei solchen Umständen hinaus wagten; denn da wir wegen des Schnees den Boden unter uns nicht sehen konnten, so standen wir unaufhörlich in Gefahr, mit unsern Pferden zu stürzen und den Hals zu brechen; doch kamen wir glüklich und ohne Unfall zu einer elenden Hütte, und fanden darin einen alten Mann, der sich an einem Feuer von troknem Kuhmiste wärmte, und auch mich dazu einlud.

Bei meiner gänzlichen Erstarrung war es mir sehr angenehm, mich wärmen zu können, ob ich mich gleich, wegen der Niedrigkeit der Hütte, zum Feuer niederkauern mußte. Cloete (so hieß der Besizzer) gab uns, ausserdem auch Milch und Brod, die einzigen Lebensmittel, die er besaß. Ich begnügte mich mit der Milch, da das Brod voll Staub von den Mülsteinen war. Abends gab unser Wirth einen fetten Hammel zum Beßten, der meiner Gesellschaft sehr behagte.

Ich für mein Theil plauderte mit ihm, und suchte zu errathen, wie ich ihn bewegen könnte, mir die nöthigen Ochsen zu verkaufen. So viele Umwege waren unnüz; denn kaum hatte ich meine Bitte angebracht, so gab er mir eine bestimmte abschlägige Antwort, die beinahe alle meine Hoffnung abgeschnitten hätte. Doch da ich bemerkt hatte, daß

seine Augen sich belebten, sobald ich von Branntwein sprach, so hoffte ich durch dieses Beredsamkeitsmittel mehr zu wirken, als durch alle nur mögliche Bitten.

Ich hatte zwei Flaschen Franzbranntwein bei mir. Eine davon ließ ich bringen, und schenkte dem ehrlichen Manne ein paar Mal ein, um ihn in bessere Laune zu versezzen, und dann wiederholte ich mein Gesuch. Diesmal wurde es nicht geradezu abgewiesen, sondern nur mit Kälte aufgenommen. Ich suchte diesen Anfang von gutem Willen durch wiederholtes Einschenken zu beleben. Inzwischen stellte ich ihm meine äusserste Verlegenheit vor, und versprach ihm sogar den Preiß, den er für zwei Gespanne selbst fordern würde, ohne Weigerung und ohne Abzug zu bezahlen. Endlich willigte er ein, mir für 140 Reichsthaler vierzehen Ochsen zu überlassen.

Die Kälte raubte mir den Schlaf, und ich durchplauderte diese Nacht mit Cloete am Feuer. Aber am andern Morgen, als er seinen Branntwein ausgedünstet hatte, wollte sich mein Patron an sein Versprechen vom vorigen Abend nicht mehr erinnern, und es folglich auch nicht halten. Glüklicher Weise war noch etwas von seinem Lieblingsgetränke übrig, und ich fieng die Probe damit aufs neue an; sie gelang zum zweiten Male. Cloete wiederholte sein Versprechen, damit er es aber nicht noch einmal zurüknähme, so verlangte ich auf der

Stelle, er sollte mich zu seiner Heerde führen, damit ich mir die Ochsen, die ich von ihm gekauft hätte, aussuchen könnte. Sie schienen mir freilich alle schon über zehen Jahre lang gedient zu haben; indessen mußte ich mich schon glüklich schäzzen, daß ich nur solche fand.

Nach der Rükkehr in seine Hütte, gab ich ihm für die Kaufsumme eine Anweisung auf die Kapstadt. Da jedoch die gekauften 14 Ochsen nur zu Einem Gespanne hinreichten, so sagte ich denn meinem Manne, als ich die Anweisung schrieb, ich wollte die Summe doppelt hinein sezzen, und ihm folglich noch einmal so viele Ochsen abkaufen. Diesen Antrag begleitete ich mit einem grossen Glase Branntwein. Er schlang es ganz ruhig hinunter, und sagte dann, ohne aus seinem Flegma zu kommen, er würde mir nicht ein Stük mehr verkaufen, und riethe mir recht ehrlich, ihm auch die andern zu lassen, indem ich bei dem Handel angeführt wäre, und sechs Stunden weiter in den Gebirgen von einer hottentottischen Horde weit vortheilhafter Ochsen erkaufen könnte.

Dies offenherzige Geständniß gefiel mir, so plump es auch war; denn ich sah nun Mittel vor mir, meine Gespanne vollzählig zu machen. Ob es gleich noch immer sehr stark schneiete, so gab ich doch sogleich Befehl zum Aufbruche, und bat Cloete'n um Anweisung, wie ich am leichtesten zu der Horde käme. Aber als wir den Weg antreten woll-

ten, fühlte ich mich auf einmal so vom Frost durchdrungen und erstarrt, daß ich nicht weiter kommen konnte, und wieder in die Hütte zurükkehren mußte. Ich schikte daher nur meine Leute ab, und übergab ihnen alle Eisen- und Messingwaaren, die wir bei uns hatten, um so viele Ochsen dafür zu kaufen, als sie nur bekommen könnten.

Sie brachten bei ihrer Rükkehr sieben Ochsen und zwei Kühe mit, die, nebst den bereits erhaltenen und noch übrigen, mir die Zahl von 44 Stük voll machten. Die Anzahl reichte freilich noch nicht ganz für mich hin; indessen konnte ich damit doch meine Reise fortsezzen, und eine günstigere Gelegenheit abwarten. Ohne mich nun länger in der Eisgegend aufzuhalten, kehrte ich nach meinem Lager zurük, und nahm unter Wegs die Thiere mit, welche ich gekauft hatte. Die Kälte war jezt noch heftiger geworden, und es hörte, so lange wir uns in den Bergen befanden, gar nicht auf zu schneien. Hoffnung und Freude beschäftigten und zerstreueten mich so sehr, daß ich die Strenge der Witterung kaum bemerkte.

Ich sah die Sonne nicht eher wieder, als in dem Thale, das der grüne Fluß bewässert. Durch den Anblik dieses wohlthätigen Himmelskörpers wieder belebt, und von seinen Stralen erwärmt, gieng ich frölich weiter; aber auf einmal hörten wir ein Geschrei, das oben von dem Berge herunter zu kommen schien. Wir bliktten dahin, und sahen ein

Duzzend Zebras, die am Fuße eines Felsens Schuz vor dem Winde suchten, und sich in der Sonne wärmten. Wir konnten uns ihnen nicht wol nähern, deßwegen erschrökte ich sie bloß durch einen Schuß, den das Echo wiederholte. Dies verjagte sie; aber ein Weibchen von der Heerde verirrte sich von derselben, und es gelang mir mit Hülfe meiner Hunde, dasselbe lebendig zu fangen. Ich ließ es an den Schwanz meines Pferdes binden; da es aber auf diese Art in die Länge nicht gut thun wollte, so wagte ich den Versuch es selbst zu reiten, nachdem ich ihm einen Maulkorb hatte anlegen lassen, und dieser Versuch gelang mir vollkommen. Es that nur geringen Widerstand, und weniger, als ein noch unabgerichtetes Pferd gethan haben würde. Bald gieng es sogar eben so ruhig, als mein Pferd; und ich ritt es auf diese Art über eine Stunde weit bis zu der Wohnung des Kolonisten, von dem ich die ersten Ochsen gekauft hatte. Mit dieser glüklichen Probe war ich so zufrieden, daß ich auf den Gedanken kam, das Thier zu behalten und öfter darauf zu reiten; da es aber von den Bissen meiner Hunde, allzu übel zugerichtet war, als daß ich hätte hoffen dürfen, es heilen zu können, so gab ich den Bitten der Hottentotten des Kolonisten, bei dem wir uns befanden, die sich an dem Fleische desselben gütlich thun wollten, nach, und der Zebra wurde sogleich getödtet und zerstükt.

Unser Weg nöthigte uns, längs dem Bette des grünen Flußes hin zu gehen. Das frische Ansehen

dieses

dieses lachenden Thales, die Krümmungen, die es macht, und die Aussichten, die sich bei jedem Schritte unter immer neuen Gestalten zeigen, erfüllten meine Fantasie mit den lieblichsten Bildern. Ich wandelte auf einem grünen und blumigen Teppich; jeder von den mit Gesträuch und schönen Pflanzen besezten Hügeln rings umher, war ein lieblich schattendes Lustgebüsch; kurz, hier sah ich einen Garten mitten in einer Wüste.

Um wieder nach dem Namero zu kommen, mußten wir noch über eine andere Kette von Bergen gehen, die mit Schnee bedekt waren; wir hatten also in nicht vollen acht Stunden auf unserm Wege nach einander dreierlei Witterung! Diese plözliche Veränderung der Lufttemperatur verursachte auch uns Allen eine Heiserkeit, die sich erst nach mehreren Tagen wieder verlor.

Das erste, was ich da sah, so wie ich bei Westhuysen nur auf die Erde stieg, war der verwünschte Pinar, den mein Unstern mich zu meiner Qual antreffen ließ. Ich hätte alles darum gegeben, von ihm befreit zu seyn; aber der Quälgeist sagte mir ausdrüklich: er hätte sich das Vergnügen gemacht, auf mich zu warten.

Ich war Willens, meinen Hottentotten, und den Thieren, die ich mitbrachte, einen Tag Ruhe zu gönnen, und dann am folgenden Tage wieder aufzubrechen; aber man stellte mir vor, daß ich meine neuen Ochsen erst vorher probiren müßte,

wann ich nicht mit ihnen Gefahr laufen wollte. Man versprach mir zugleich Vorspann bis zum Raussi = oder Sand = Fluße, wenn ich noch drei Tage långer verweilen wollte. Ich willigte ein.

Inzwischen brachte Engelbrecht eine alte erbårmliche Geige herbei, zu welcher er die Saiten selbst verfertigt hatte, überreichte mir sie in der Versammlung der Gesellschaft, und bat mich, sie mit meiner Kunst zu unterhalten. Ich nahm sie, und krazte einige Kontretånze darauf, die sogleich, und wie durch Zauber, die ganze Gesellschaft in Bewegung sezten. Mir zerriß diese Musik das Trommelfell, und ich knirschte mit den Zåhnen vor Mißbehagen; aber alle Andern fanden sie köstlich, und hörten nicht eher auf zu springen, als bis sie vor Müdigkeit nicht långer konnten. Am folgenden Tage kamen alle Mannspersonen und Frauenzimmer mit der demüthigen Bitte zu mir, ich möchre ihnen aufs neue das gestrige Vergnügen machen. Am dritten Tag gieng es wieder so. Kurz, alle drei Tage wurden beinahe ganz damit zugebracht, daß ich die Dårme auf der Violine krazte, und der ganze Schwarm sich vor Freude rings um mich her tummelte.

Mitten unter diesem Höllenlårm wunderte ich mich darüber, daß der Tanz alle Zeit wegnahm, und das Lieblingsgetrånk gånzlich vergessen wurde. Aber seit Pinar's Ankunft hatte man bei seiner Freigebigkeit auch so viel getrunken, daß man am

Ende den Branntwein abscheulich fand, und Ekel davor hatte. Ich wünschte, einer Familie, die mir Dienste erwiesen, und die mir noch mehr leisten wollte, meine Erkänntlichkeit zu bezeigen, und ließ daher aus meinem Wagen ein Flaschenfutter holen, das feine Liqueurs aus Martinique enthielt, die ich für feierliche Gelegenheiten aufsparte. Aber sie fanden die Liqueurs allzu süß, und mochten sie nicht.

Um mich über den Aufenthalt in diesen Bergen freuen, und ganz zufrieden abreisen zu können, fehlte mir nun weiter nichts, als daß ich Klaas Baster'n mit seiner Familie vollends versöhnte. Ich glaubte dies jezt am beßten bewerkstelligen zu können, und schlug daher einen Friedenstraktat, oder vielmehr eine Versöhnung mit dem unglüklichen Verbannten vor; mein Gesuch wurde ohne die mindeste Gegenrede einstimmig bewilligt.

Ich eilte sogleich nach meinem Lager, um Klaas Baster'n diese gute Nachricht mitzutheilen. Dann stellte ich ihn seiner Familie vor; und er wurde nicht nur ohne das mindeste Zeichen von Erbitterung aufgenommen, sondern Alle boten ihm auch einer nach dem Andern die Hand; welches bei den kapschen Kolonisten der sicherste Beweis von Freundschaft ist. Der gute alte Vater überließ sich nun auch, da er es jezt durfte, seinen väterlichen Gefühlen. Er selbst schenkte ihm ein volles Glas ein, und stieß zuerst mit ihm an. Klaas Baster war ausser sich vor Freude; es fehlte ihm an Worten,

seiner Familie zu danken, und mir seine Erkänntlichkeit zu bezeugen. Ich freute mich herzlich, daß ich endlich einem Manne, dem ich und meine Leute unser Leben verdankten, einiger Maßen meine Schuld hatte abtragen können.

Am folgenden Tage lieh mir **van der Westhuysen**, seinem Versprechen gemäß, Ochsen für meine Wagen. Wir brachen Morgens ganz früh auf. Er selbst sezte sich mit seiner Familie in einen besondern Wagen, und fuhr mit, weil er, so wie ich, versprochen hatte, bei **Engelbrecht** eine Nacht zu schlafen. Sein ältester Sohn wollte aus Höflichkeit, und der Sitte in der Kolonie gemäß, meinen Wagen fahren; denn das ist dort der größte Beweis von Achtung, den man einem Fremden geben kann. Nach den einmal gewöhnlich gewordenen Begriffen konnte ich ihm diese Ehre nicht verweigern. Aber kaum war er auf dem Sizze, so schwang er die Peitsche, und fuhr nach Landessitte in vollem Galopp.

Bei **Engelbrecht** traf ich leider auch wieder den fatalen **Pinar** an, der mir zur Qual geschaffen schien!

Engelbrecht wohnte in einer bei weitem angenehmern Gegend, als sein Schwager; aber dennoch war sein Haus, oder vielmehr sein Schuppen, wo möglich noch weniger bewohnbar, und zeigte, wie sorglos in diesem Stükke diese Leute sind. Als ich in den Raum trat, der allen

Leuten auf diesem Gute zum Aufenthalt diente, sprang ein Schwarm grosser und kleiner Kinder auf mich zu. Ich hielt sie Anfangs samt und sonders entweder für Mestizen, oder für wirkliche Hottentotten; aber da wurde ich schön zurecht gewiesen. Der Vater und die Mutter bemerkten meinen Irrthum. Sie schämten sich, so vernachläßigte Kinder um sich her zu haben, und zeigten mir sogleich die ihrigen. Doch man brauchte das Auge eines Vaters um sie von jenen zu unterscheiden; denn sie waren zum Theil ganz nakt, zum Theil mit Fezzen von Schaffellen bedekt, die alle von Koth starrten. Die älteste Tochter hatte ihre Toilette nach der Regel gemacht, und zeigte sich mir in vollem Staate, mit dem seltsamsten Kopfpuzze, den ich je gesehen habe. Es war eine Art Müzze, ganz aus schwarzen Straußfedern. Ich lobte diese neue Mode recht sehr, und sie grimassirte, als ob sie über ihre eignen Reize erröthen wollte; am Ende bot sie mir doch ein grosses Paket herrlicher weißer Federn an, das ich ihr gern mit drei Reichsthalern bezahlte. Dieser Handel gefiel ihr, und sie lieferte mir noch mehr solche Waare für meine Reichsthaler.

Indessen gaben wir einander in den vier Tagen, die ich auf diesem Gute blieb, wahre Beweise von Freundschaft. Wir tranken Punsch, machten Musik, und vertanzten den größten Theil der Nächte. Am Tage gieng ich auf die Jagd. Auf den benachbarten Bergen fand ich mehrere schöne Pflanzen. Zebras, Pasans und Kudus sind in dieser ganzen

Gegend ziemlich zahlreich; aber äusserst scheu. Auch die Elefanten zeigen sich häufig in dieser Gegend; doch halten sie sich nicht darin auf.

Obgleich Engelbrecht eine sehr grosse Menge Vieh besaß, so wollte er doch schlechterdings ein herrliches Gespann von zwölf schwarzen Ochsen nicht verkaufen, das er mir mit einer Art von Pralerei zeigte. In der That habe ich nie so gleiche und so gut zusammen passende gesehen. Ich bot ihm zwei hundert Reichsthaler dafür — eine hier zu Lande übermäßig grosse Summe — aber dennoch bekam ich sie nicht. Dagegen überließ mir Engelbrecht mehrere Hämmel, und eine Kuh, die ich schlachten und für meine Leute einsalzen ließ; auch kaufte ich von ihm allen Tabak, den er mir ablassen konnte. Er wollte in Kurzem nach dem Kap reisen, und ich benuzte diese Gelegenheit (allem Anscheine nach die lezte) um an meine Freunde zu schreiben. Bei meiner Abreise spannte mein Wirth die schon erwähnten Ochsen vor meinen Wagen, und erbot sich nicht allein, ihn bis zum großen Fluße zu fahren, sondern gab mir auch muthige Ochsen für die beiden andern, damit ich meine eignen schonen konnte. Als ich aufgebrochen war, folgte Pinar mir wieder. Vergebens hielt ich, um von ihm los zu kommen, nach einem Wege von vier Stunden bei einer Quelle an, die wir fanden; vergebens ließ ich meine Zelte aufschlagen, weil ich hoffte, er sollte glauben, heute noch nicht weit genug gekommen zu seyn, und noch länger fahren;

er hielt, so wie ich, an der Quelle still, und ich sah wol, daß ich mich auf eine andre Art von diesem langweiligen Menschen befreien mußte.

Es gab hier eine ungeheure Menge Feldhüner. Sie kamen zu Tausenden an die Quelle, um daraus zu trinken, und ließen sich durch unsre Gegenwart nicht scheu machen. Das war denn ein reichliches Manna für unsre Küche! Aus meinem Zelte schoß ich mit meiner grossen Flinte auf Flüge von ihnen, und holte mit jedem Schuße wenigstens zwanzig aus der Luft herunter.

Ich nannte daher diese Quelle die Feldhüner-Quelle; im Lande heißt sie aber Matjes-Fontyn (die Mattenquelle). Lieber hätte ich sie, in meinem Verdruße über Pinar, die Marterquelle genannt. Denn dieser Mensch verließ mich nun durchaus nicht, und vergebens sann ich auf Mittel, ihn los zu werden. Endlich, als wir an den Kaussi (oder Sandfluß) kamen, glaubte ich, Gelegenheit dazu gefunden zu haben.

Dieser Strom war ausgetroknet, wie fast alle, über die uns seit einiger Zeit der Weg geführt hatte. Aber sein Bette war auf Felsen, daher zweifelte ich nicht, daß an mehreren Stellen Vertiefungen seyn würden, welche Wasser enthielten. Diese nicht unwahrscheinliche Vermuthung, und die romantische Gegend bewogen mich, mein Lager hier aufzuschlagen. Ich sagte Pinar'n sogar, daß ich Willens wäre, eine ganze Woche hier zu bleiben;

und damit er gar nicht daran zweiflen möchte, schikte ich Engelbrechts Gespanne zurük. Nun faßte er auf einmal seinen Entschluß; er sezte seinen Weg fort, und ich war endlich von ihm befreit.

Was ich vermuthete, wurde bald bestätigt. Kaum hatte ich einige von meinen Leuten ausgeschikt, um Wasser zu suchen, so kamen sie schon wieder, und sagten mir, sie hätten an zwanzig Stellen welches gefunden. Mein Lager war sehr nahe an ungeheuern Granitbergen, durch die der Kaussi sich einen Weg geöffnet, und dabei den Felsen tausend seltsame Gestalten gegeben hatte, die, wenn Wasser in Menge da war, sehr schöne natürliche Kaskaden bilden mußten. Im Ganzen war die Gegend, wo mein Lager sich befand, dürr. Man sah in ihr nicht viel Weide, oder wenigstens doch nur auf einzelnen Flekken; aber es wuchsen sehr hohe und sehr dichte Sinnpflanzen darin, deren Schatten wir um so angenehmer fanden, da wir seit dem Elefanten-Fluße keine grossen Bäume angetroffen hatten.

Für einen Botaniker wäre hier eine sehr ergiebige Aerndte gewesen, besonders von saftigen Salzpflanzen.

Als ich längs dem ausgetrokneten Bette des Kaussi hinstreifte, fand ich verschiedene Arten von Wasservögeln, und besonders die wilden Enten, welche von den Kolonisten Bergenten genannt werden. Sie schwammen und belustigten sich auf

drei kleinen Felsenvertiefungen, die noch Wasser enthielten, und auf denen sie vielleicht bisher noch nie ein Mensch gestört hatte. Einem dieser Wasserbehältnisse gegenüber fand ich eine Höle, in der ich ganze Stunden zubrachte, um den Vögeln, die ich mir zu verschaffen wünschte, aufzulauern.

Eines Tages, als ich wieder dort verstekt war, sah ich eine Elenn-Antelope zu dem Wasser kommen. Ihr Anblik machte mir um so mehr Vergnügen, da sie gewiß nicht die einzige ihrer Art in der Gegend war. Ich hatte schon ziemlich lange meine Leute mit meinen Hämmeln ernähren müssen; so wäre es mir denn sehr lieb gewesen, wenn ich meine Küche mit dem Ertrage unsrer Jagd hätte versorgen können. Die Antelope konnte mir einige Hämmel ersparen; aber für jezt hatte ich nur Schrot in meiner Flinte, und ich fürchtete mich, noch eine Kugel aufzusezzen, weil die Bewegung und das Geräusch das Thier leicht in die Flucht jagen konnte. Indessen, da sie nur zehn Schritte weit von mir war, und ich zwei Schüße hatte, so wagte ich es, beide auf einmal abzudrükken; und wirklich stürzte die Antelope in das Wasser, und ertrank darin.

Voll Freude über mein gutes Glük, auf das ich gar nicht viel gerechnet hatte, lief ich nach meinem Lager, um Hottentotten zu holen, die meine Beute dahin tragen sollten, und zugleich nahm ich meine Jäger und einige Hunde mit, um die Ge-

gend zu durchstreifen, und zu sehen, ob wir nicht einige andere Antelopen fänden. Aber für diesmal mußten wir uns mit der Einen begnügen.

Eines Tages, als ich mit meinen Jägern und Hunden das Bette des Stromes hinuntergieng, weil ich hoffte einiges Wild zu finden, schlugen meine Hunde auf einmal an, und bald sahen wir einen Panther vor uns, der auf einer Antelope lag, und von ihr fraß. Unsre Gegenwart schien ihn gar nicht furchtsam zu machen; er warf vielmehr wütende Blikke auf uns, uud verließ seine Beute nicht. Es waren unser sieben Schüzzen, und wir liefen also keine grosse Gefahr, wenn wir ihn angriffen. Als wir uns ihm bis auf fünfzig Schritte genähert hatten, stand er auf, wandte den Kopf um, und schien einen unter uns auszusuchen, auf den er los springen wollte. Meine Flinte war mit Kugeln geladen, und ich schoß. Der Panther wurde getroffen, floh, und bekam dabei noch einige leichte Verwundungen. Endlich flüchtete er sich, hundert Schritte weiter, in eine Felsenhöle am Ufer des Flußes. Meine Hunde folgten ihm dahin, und ließen ihn nicht heraus; aber, ob er gleich viel Blut verlor, und sehr geschwächt seyn mußte, so wagten sie es doch nicht, ihn anzugreifen. Wir stiegen auf die Felsen am entgegengesezten Ufer, und von da brachte einer von meinen Jägern ihm einen zweiten Schuß bei, der ihn tödtete. Nun fielen meine Hunde über ihn her, und ehe ich noch hinzu kam, um

ihn wegzunehmeu, hatten sie ihn schon so zerrißen, daß seine Haut zu nichts mehr taugte.

Meine Hottentotten waren gar nicht gesonnen, so wie ich, leer von dem Panther wegzugehen. Sie wollte sich an ihm gütlich thun, und nahmen ihn mit. Auf meiner ersten Reise war ich so neugierig, von einem Panther zu kosten, bloß um zu wissen, wie das Fleisch dieses schröklichen Raubthieres schmekte. Nach dieser Probe zweifelten meine Leute ganz und gar nicht, daß ich so wie sie, das Pantherfleisch ganz vortrefflich gefunden hätte; deßwegen boten sie mir gewisse vorzügliche Stükke davon an. Ich erwiederte ihnen lachend: ich könnte mich nie entschließen, von einem Thiere zu essen, das vielleicht irgend einen Hottentotten verzehrt hätte. Dies war für meine Wilden nicht überzeugend. Um mir das Gegentheil zu beweisen, öffneten sie den Panther, und zeigten mir, daß weiter nichts im Magen war, als Thon, den er in wütendem Hunger verschlungen hatte, und einige Stükke von der Antelope. Dennoch überließ ich den Panther ganz meinen Leuten, und behielt mir nur zwei Maß Fett vor, das am Kap für ein vortreffliches auflösendes Mittel bei Geschwulsten und Beulen gehalten wird.

Auf meinen Spaziergängen lernte ich die Gegend um mein Lager immer besser kennen, und durchstreifte sie auch, um neue Pflanzen zu suchen. Ich fand unvergleichlich schöne Blumen. Ich sah ihrer viele, die unsern reichsten europäischen Blumen-

gärten eine Zierde seyn würden. Wie oft bedauerte ich hier, daß ich nicht ein gründlicher Botaniker war!

Am 11ten September sezte ich meine Reise wieder fort, weil ich hoffte, Pinar würde nun weit genug voraus seyn, daß ich nicht mehr das Unglük hätte, ihn anzutreffen. Schon wurde die Hizze merklich; der Himmel war mit Wolken bedekt, und schon hatte sich mehrere Male der Donner sehr laut hören lassen. Alles kündigte Gewitter an; und doch fiel niemals ein Tropfen Regen. Diese äusserst grosse Dürre beunruhigte mich sehr. Ich fürchtete, allenthalben weiter nichts zu finden, als ausgetroknete Flüsse, und hatte keine andere Hoffnung, als auf natürliche Zisternen und Wasserbekken, die das Ungefähr mir vielleicht zeigen könnte.

Nach einem Wege von zwei Stunden fanden wir eines, das ein sehr grosser, flacher Felsen bildete. Meine Hunde hatten es schon vorher gewittert; aber es war mit Wolfsmilch (Euphorbia) vergiftet, und zwei meiner Hunde, die davon getrunken hatten, wurden nur mit Mühe gerettet.

Die Nachbarschaft dieses Wassers war mir allzu gefährlich, als daß ich lange hätte hier bleiben können, und es schien mir rathsam, mich auf das schnellste zu entfernen, und meinen Weg fortzusezzen.

Wir waren jezt in dem Lande der Klein-Namaquaer. Zwei Stunden jenseits des Wasserbe-

hälters sahen wir einige Leute von dieser Völkerschaft, welche Heerden führten; sie erschraken über meine Karawane, und nahmen die Flucht. Ich eilte ihnen nach, um sie zu beruhigen, und sie um einige Anweisungen in diesem unbekannten Land zu bitten. Sie sagten mir, als ich sie eingeholt hatte: eine Stunde weiter, wäre eine Horde von ihrer Nazion, und in ihr lebte eine weiße Frau, der die Heerden, welche sie hüteten, gehörten.

Wir begaben uns an den bezeichneten Ort, und fanden wirklich einen Kraal, etwa von zwanzig Hütten. Die Weiße stand vor der ihrigen. Sie trug, wie die namaquaischen Weiber, ein Kleid von gegerbten Fellen; doch nicht, wie jene, das Kroß und die kleine Schürze. Pinar hatte ihr bei seiner Durchreise schon gesagt, daß ich kommen würde; auch empfieng sie mich, als hätte sie mich erwartet. Als ich in ihre Hütte trat, die nicht grösser und nicht besser verziert war, als die andern, erzählte sie mir: ihr Mann hätte in dieser Horde gelebt, und wäre ihr Oberhaupt geworden; sie selbst hätte nach dessen Tode seine Würde geerbt, und wäre in der Horde geblieben. Wirklich merkte ich an dem Tone, worin sie hier ihre Befehle ertheilte, sehr bald, daß sie Gebieterinn war. Ihre Kinder hatten, wie die Mutter, nur Felle zur Bekleidung, und ohne ihre langen Haare hätte ich sie, bei ihrer von der Sonne braun gefärbten Haut, für Kinder von Namaquaern gehalten; auch sprachen sie nur namaquaisch.

Klaas Baster war der Einzige in meiner Karawane, der diese Sprache verstand, weil er sie in seiner Kindheit gesprochen hatte.

Die Kinder wußten, daß ich unter den Sachen auf meinen Wagen verschiedne Arten von Glaskorallen hatte, und wünschten recht sehr, einige zu ihrem Puz von mir zu bekommen. Sie baten Baster, sich bei mir deßhalb zu verwenden, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, ihre Bitte zu erfüllen, und begleitete mein Geschenk sogar mit einigen namaquaischen Wörtern, die ich von Klaas Baster'n gelernt hatte, und jezt aufs Gerathewohl sagte, worüber sie lachten.

Die Wittwe hatte Milch von ihren Heerden in mein Lager geschikt. Alle Weiber der Horde befolgten ihr Beispiel, und diese freiwillige Abgabe wurde so lange fortgesezt, als ich mich in dem Kraal aufhielt. Dabei erinnerte ich mich der angenehmen Tage auf meiner ersten Reise, als die junge Narina mir jeden Morgen Milch von ihren Ziegen brachte, die sie selbst gemolken hatte. Aber welch ein Unterschied! Statt der so niedlichen und reinlichen Körbchen, in denen das reizende gonaquaische Mädchen mir ihr Geschenk brachte, sah ich hier grob gearbeitete Holzzuber, deren Rand mit einer butterartigen, ranzigen Rinde bedekt war, die den Geruch und das Gesicht zugleich empörte. Meine Hottentotten, die auf Reinlichkeit wenig hielten, vertrugen sich mit dem Geschenke der Nama-

quainnen recht gut; ich aber begnügte mich, da es mir grossen Ekel erregte, mit der Milch meiner eigenen Thiere, und überließ von der geschenkten das, was meine Leute nicht verzehrten, den Hunden.

Gleich den Abend, als ich angekommen war, gab es einen Ball; denn hier nimmt unter den Vergnügungen der Tanz immer den ersten Rang ein. Diese lärmenden Lustbarkeiten würden mir, wenn sie für mich neu gewesen wären, wol Vergnügen gemacht haben; jezt konnten sie dies aber nicht mehr! Indessen wurde meine Aufmerksamkeit hier doch durch einen der Musiker erregt, der die Flöte auf eine Art spielte, die mich neugierig machte. Erst, wenn er sein Instrument an den Mund gebracht hatte, zog er sehr helle Töne daraus hervor; dann unterbrach er sich auf einmal, und wiederholte den lezten Abschnitt seines Liedchens, so daß er sehr gut ein Echo nachahmte; dies bewirkte er dadurch, daß er dann mit der Nase bließ.

Die Weiße war in der ganzen Horde die einzige, welche Holländisch verstand, folglich auch die Einzige, mit der ich mich unterhalten konnte. Ich muß nicht vergessen, daß sie eines Tages die Vortrefflichkeit des Landes, worin sie lebte, sehr stark prieß, und, um mir die zu beweisen, behauptete, daß man nie Flöhe darin bemerkt hätte. Sie meinte, dies wäre eine besondere Wohlthat der Natur, und eine Eigenheit des Klimas. Die Natur, deren angebliche Güte sie vor Flöhen geschüzt hatte, sicherte

sie aber doch nicht vor andern lästigern, und, nach meinem Gefühle, ekelhaftern Schmarozzern. Die arme Frau war, wie ihre Unterthanen, ganz damit bedekt.

Eine andere noch unerträglichere Unbequemlichkeit, welche diesen so glüklichen Wohnort auszeichnete, waren Myriaden von Fliegen und Mükken.

Obgleich diese vortrefflich seyn sollende Gegend unfruchtbar war, so hatte sie doch die schönsten und lebhaftesten Arten von Hausthieren, die ich in Afrika gesehen habe. Ich kaufte daselbst mehrere treffliche, sehr milchreiche Ziegen um leichten Preiß.

Auch die Ochsen sind hier stärker, als in den östlichen Kolonien, und hier findet man noch die Kriegs- oder Streitochsen. *)

Die hiesigen Schafe sind ebenfalls grösser, als die unsrigen, und so hochbeinig, wie unsere Ziegen; sie haben indessen nicht den grossen Fettschwanz des kapschen Schafs; weßwegen meine Hottentotten das Fleisch dieser namaquaischen Schafe gar nicht achteten.

Ehe ich die Horde verließ, beschenkte ich dieselbe, um die Milch zu bezahlen, die sie mir während meines Aufenthaltes so reichlich geliefert hatten. Die Befehlshaberin bat mich um ein wenig

Pulver

*) M. s. die Zusäzze im nächstfolgenden Bande d. W.

Pulver und Blei, woran es ihr gänzlich fehlte, und das ihr doch so nöthig war, um sie gegen die Buschmänner zu schüzzen. Pinar hatte ihr schon gesagt, ich würde bald hier durchreisen, und könnte ihr, da ich reichlich mit Munizion versehen wäre, Etwas abgeben.

Wenn ich auch die Frau nicht aus Erkänntlichkeit hätte verpflichten müssen, so würde ich es doch schon aus Mitleiden gethan haben. Sie war die Einzige ihrer Art mitten in dieser Wüste, über fünf Stunden von jedem andern Kraal entfernt, und hatte nur eine Handvoll Leute zu ihrer Unterstüzzung; und so brauchte sie denn in der That vielen Muth und viele Unerschrokkenheit, um sich in einer so beunruhigenden Lage zu behaupten. Auch war sie eine von den kapschen Heldinnen. Sie saß sehr gut zu Pferde, schoß dreist auf die Buschmänner, wenn sich welche sehen ließen, und machte auf Löwen Jagd, wie europäische Frauenzimmer auf Rehe. Ich gab ihr einige Pfund Pulver, nebst der erforderlichen Quantität Blei. Dies Geschenk war ihr sehr schäzbar, und gewiß konnte sie nur einen guten Gebrauch davon machen.

Der Oberste Gordon hatte am Kap bisweilen mit mir von einem Matrosen, Namens Schönmaker, gesprochen, der aus dem Dienste der Kompagnie entlaufen, und in die Wüste gegangen wäre, wo er jezt bei den Namaquaern lebt. Er kannte diesen Flüchtling von seinen Reisen her, und

schilderte ihn mir als einen sehr rechtschaffenen Mann. In der Hoffnung, daß Schönmaker mir vielleicht einige Dienste leisten könnte, gab mir der Oberste, auch an ihn, wie an Klaas Baster, einen Brief mit. Ich hatte jezt eben keinen dringenden Bewegungsgrund, den Mann zu besuchen; aber der Brief des Obersten konnte ihm in seiner Einsamkeit angenehm seyn; daher glaubte ich ihm durch die Ueberbringung einen Gefallen zu erweisen. Das war eine blosse Gefälligkeit; aber sie wurde für mich eine Veranlassung zu Glük, und verschaffte mir Dienstleistungen, die ich weit entfernt war zu erwarten.

Da Schönmaker der Wittwe bekannt seyn mußte, so bat ich diese um einige Nachricht von ihm. Sie sagte mir, er lebe jezt zwölf Stunden von ihrer Horde, und erbot sich, mich zu ihm zu führen. Ich nahm den Vorschlag um so lieber an, da ich, um zu dem ehemaligen Matrosen zu kommen, durch eine andere Horde mußte, die mit zu der hiesigen gehörte.

Ich gelangte nach einem Wege von fünf Stunden dorthin; ohne Zweifel wußte man meinen Besuch schon vorher; denn der Befehlshaber kam mir mit einigen von seinen Leuten entgegen, um mich zu empfangen, und mir sein Vergnügen über meine Ankunft zu bezeugen. Da ich ihn ohne meinen Dollmetscher nicht verstehen, und ihm nicht antworten konnte, so that ich dies auf eine sehr einfache und verständliche Art; nämlich dadurch,

daß ich ihm ein Stük Tabak und einige Eisenwaaren, besonders zwei vortreffliche Messer, hinhielt. Mein Geschenk schien ihn sehr zu freuen; um mir anzudeuten, wie sehr er es schäzte, zog er aus einem kleinen Beutel von Thierfell, der an seinem Arme hieng, ein schlechtes, ganz abgenuztes Messer hervor, und gab mir durch Pantomine zu verstehen, daß dieses Werkzeug sehr unbrauchbar für ihn geworden wäre.

Unser Befehlshaber kam in Begleitung eines ältern Bruders, der, so wie er selbst, Oberhaupt einer Horde gewesen war, aber dieser Ehre entsagt hatte. Auch diese gewesene Majestät bekam von mir zum Zeichen meiner Ehrfurcht ein Geschenk, und zwar ein kleines Messer, nebst einem Stükchen Tabak.

Kaum hatte der Befehlshaber mein Geschenk, so theilte er es sogleich mit seinem Bruder; und Beide brauchten mit bewunderungswürdigm Edelmuthe ihre Messer sogleich, die Stükchen Tabak zu zerschneiden, und sie unter ihre bei ihnen befindlichen Kameraden zu ertheilen.

Sie beschenkten mich dagegen auf der Stelle mit zwei fetten Hämmeln. Um mich nun bei ihnen in Ansehen zu sezzen, drükte ich meine Pistole mit doppeltem Laufe, auf die beiden Hämmel ab, und schoß ihnen das Gehirn ein. Meine Namaquaer hatten schon Flinten gesehen; aber Pistolen waren ihnen noch unbekannt, und sie wußten nicht zu be-

greifen, wie (nach ihrem eigenen Ausdrukke) ein so kleines Werkzeug eben so „boshaft" seyn könnte, als ein grosses. Ueber meinen Hahn und meine Henne waren sie nicht weniger befremdet; sie bewunderten die Zutraulichkeit dieser Thiere, welche, wie gewöhnlich, rings um mich hergiengen, und erstaunten, daß sie eben so zahm waren, wie ein Ochse. Uebrigens begriffen sie nicht, wozu mir Vögel von so mittelmäßiger Größe auf der Reise nüzlich wären. Klaas Baster diente mir bei dieser Unterhaltung als Dolmetscher, und ich gestehe gern, daß sie mich sehr belustigte.

Wir begaben uns in den Kraal, der nur aus ungefähr fünf und zwanzig Hütten bestand. Abends, als man die Heerden von der Weide wieder eingetrieben hatte, brachten mir die Weiber Milch, und zwar eine so grosse Menge, daß mehr als die Hälfte unbenuzt blieb, da selbst meine Hunde zulezt keine mehr mochten. Kees lief erst von einer Schüßel zur andern, um seine Gefräßigkeit zu befriedigen; aber am Ende mußte er, wie die Hunde, aufhören.

Nach dieser Einleitung gieng das Tanzen an, und zwar, als wenn man mir dadurch mehr Ehre anweisen wollte, vor meinem Zelte. Es war mir nicht möglich, nur einen Augenblik zu schlafen. Meine Leute hatte die Freude ganz berauscht, wie es bei solchem Stillehalten immer zu gehen pflegte. Denn ausserdem, daß es dann an gutem Essen und

Vergnügungen nicht fehlte, waren sie auch von der Arbeit befreit, und legten sich erst bei Tagesanbruch zum Schlafen nieder. Ich für mein Theil nahm dann, ob mich gleich das Schauspiel und das Geschrei dieser Menge abgemattet hatte, meine Flinte, und streifte mit meinen Hunden im Felde umher.

Die hiesige Gegend versprach mir keine glükliche Jagd, denn ich entdekte auf den Bergen in der Ferne weiter nichts, als einige dünn gesäete Sträuche, und in der Ebene nur saftige Pflanzen ohne einen einzigen Baum. Ich sah eine Menge Geier; aber sie waren in einer solchen Höhe, daß ich nicht einen einzigen zum Schuße. Auch traf ich mehrere Truppe von Straußen an, die mich jedoch ihnen nicht nahe kommen ließen. Auf den Felsen gab es eine Menge Raben, und in der Ebne sehr viele Lerchen. Ich schoß an dem ganzen Tage nur einen einzigen Hasen, von der Art, die man im Karro Rothesteißhasen (Roode-gat-haas) nennt.

Noch ein anderes Thier hätte ich gerne haben mögen; allein ich suchte es vergebens. Es war das, dessen Pelz mehreren Mannspersonen von dieser Horde zum Kroß, oder Mantel diente. Da der Kopf und die Pfoten abgeschnitten waren, so konnte ich dasselbe nicht unterscheiden. Es möchte vielleicht eine Art von Steinfuchs seyn. Die Leute versicherten mich, das Thier verberge sich unter der Erde, und ziehe da seine Jungen auf. Uebrigens ist

dessen Pelz fein und sehr schön, weßhalb ich mehrere Stükke davon kaufte.

Bei meiner Abreise gab mir der Befehlshaber einige Leute mit, die mich zu Schönmakern führten. Ich erblikte, als ich bei ihm ankam, einen kleinen Mann, mit einer rothen Müzze auf dem Kopfe, und in der Kleidung eines holländischen Matrosen. Um ihn her waren mehrere kleine, hübsche und ganz nakte Mädchen, von denen das älteste wol kaum neun Jahre alt seyn möchte. Der Anblik dieser schönen Familie war äusserst interessant. Die Reize, die muntern Liebkosungen, die angenehme Physiognomie der Kinder, und selbst ihre Naktheit zeigten sie mir als eine Gruppe von Liebesgöttern. Ihr unglüklicher Vater war vor zwölf Jahren desertirt, und lebte, bei der Furcht aus seinem Zufluchtsorte gerissen zu werden, in stäter Besorgniß, und immer isolirt. Er floh die Gesellschaft von Seinesgleichen, führte ein umherschweifendes Leben, und wagte es nicht, in die Kolonie zurükzukehren.

Unter diesen Umständen mußte ihn meine Ankunft nothwendig sehr beunruhigen. Mein Gefolge, meine Farbe, meine plözliche, ganz unerwartete Erscheinung; Alles war natürlicher Weise von übler Vorbedeutung für einen Mann, der unaufhörlich besorgte, daß man ihn verrathen, verfolgen und anhalten möchte. Ich las das Schrekken ganz deutlich auf seinem Gesichte; selbst die Kinder geriethen in Unruhe, und liefen vor mir.

Ich ließ es daher mein Erstes seyn, den Mann zu beruhigen, und sagte ihm sogleich, ich hätte einen Gruß und Brief an ihn, von dem Obersten Gordon. Bei dem Namen des Obersten zeigte sich wieder Freude in seinem bestürzten Gesichte; ich war nun für Schönmaker ein Freund, und er bewies es mir dadurch, daß er mir die Hand gab. Jezt näherte sich der Schwarm von Kindern ihm wieder, und alle überhäuften ihn um die Wette mit Liebkosungen. Ich für mein Theil beneidete ihn mehr um das Glük, deßen er in seiner Lage geniessen konnte, als der Grund seiner Unruhe Eindruk auf mich machte. Schon nahm ich mir vor, ihn völlig zu beruhigen, und ihm in diesem Punkte alle nur mögliche Sicherheit auszuwirken. Allein, ob er gleich (die Furcht, in der er unaufhörlich lebte, abgerechnet) das freieste und angenehmste Leben von der Welt führte, so zeigte doch der Entschluß, den er in der Folge faßte, ganz deutlich, daß es nicht schwer hielt, ihn davon los zu reißen, und ihn wieder in das Getümmel der Gesellschaft zu bringen. Bei meiner Rükkehr nach dem Kap bewirkte ich ihm nämlich seine Begnadigung; und kaum erfuhr er dies, so verließ er mit allen seinen Kindern, seine Hütten, seine Weiber, seine Jagden, kurz den gänzlichen Besiz seiner selbst, für den ich hundert schöne Fürstenthümer hingeben würde! —

Da er nicht lesen konnte, so bat er, daß ich ihm den Brief des Obristen vorlesen möchte. Als das geschehen war, erbot er sich, mir alle Gefäl-

ligkeiten zu erweisen, die nur in seinen Kräften stånden. Ohne mir vorher etwas zu sagen, gab er Befehl, einen Ochsen und einige Håmmel zu schlachten, um das Fleisch unter meine Leute zu vertheilen. Endlich kamen seine Weiber, sämmtlich Hottentottinnen, die sich bei meiner Ankunft verstekt hatten, nach und nach zum Vorschein, und ich theilte unter sie, wie unter die Kinder einige kleine Geschenke aus. Ich habe gesagt: seine *Weiber*; denn er hatte ihrer mehrere, und benuzte in diesem Punkte die Unabhångigkeit, die seine Lebensart ihm gab, völlig. Seine Horde bestand auch sogar nur aus seinen Weibern, seinen Kindern, und sieben oder acht Hottentotten in seinen Diensten. Ich nannte den Ort, wo diese Horde gelagert war: das Serail. Seitdem habe ich auf meinem Wege noch drei andere åhnliche getroffen; ihre Sultane glichen aber Schönmaker'n gar nicht, sondern waren Bösewichter.

Seit meiner Abreise aus dem *Namero* bemerkte ich, daß meine Ochsen allmålich mager wurden, und abfielen, ob ich sie gleich sehr geschont und erst bei dem Aufbruche von dem *Kaussi* angefangen hatte, mich ihrer zu bedienen; aber das Land brachte nur dürre Kräuter und einige Gesträuche hervor; und dieses Futter, dessen sie nicht, wie die namaquaischen Heerden, gewohnt waren, schadete ihnen. Schönmaker bemerkte dies. Er selbst rieth mir, die Gegend sobald möglich zu verlassen, und erbot sich, wenn ich ihm zwei Tage Zeit lassen wollte,

daß er Anstalten treffen könnte, mich mit seinen Ochsen bis zu dem großen Fluße zu bringen. Dieser Vorschlag war mir natürlicher Weise sehr willkommen. Ich nahm ihn an, und benuzte die beiden Tage, die ich warten mußte, zur Durchspähung der umliegenden Gegend.

Sie war nicht besser, als die, welche ich so eben verlassen hatte, und ganz ohne Thiere. An beiden Tagen fand ich nichts zur Vermehrung meiner Sammlung, als einen Staar von einer neuen Art. Großes Wild sah ich gar nicht; und diesen Mangel schrieb Schönmaker den Panthern und Löwen zu, die sich, wie er sagte, in diesem Winkel der Erde sehr vermehrt hätten, und es verscheuchten. Ich für mein Theil aber gab die Schuld nicht sowol den wilden Thieren, als dem Mangel an Wasser und Lebensmitteln.

Dem seie wie ihm wolle, ich sah es sehr ungern, daß es hier kein Wild gab, denn ich war erst vier Monate unter Weges, und hatte doch schon mit meinen Leuten mehr Ochsen und Hämmel verzehrt, als auf meiner ersten Reise in sechzehen Monaten. Theils waren meine Lebensmittel durch die Verzögerungen beträchtlich vermindert worden; theils hatte ich viele Thiere unter Weges durch Zufälle, Beschwerlichkeiten und Durst verloren. Aber am unangenehmsten war es mir, daß ich, ob ich gleich schon neue Gespanne gekauft hatte, genöthigt seyn sollte, sie noch einmal durch andere zu ersezzen.

Da ich keine Hoffnung hatte, auf dem Wege, den ich reiste, ein besseres Land zu finden, so nahm ich mir wol zwanzig Mal vor, mich nach Osten zu wenden, um aus diesem verwünschten Lande in ein minder dürres zu gelangen.

Nur Eine Betrachtung hielt mich zurük. Ich war nahe an der Gegend der Dschiraffen; und seit langer Zeit hatte ich grosse Begierde, diese wenig bekannten Thiere zu sehen. Es war einer von den vorzüglichsten Bewegungsgründen meiner Reise gewesen, sie kennen zu lernen, zu studieren; und ich würde mir es mein ganzes Leben hindurch vorgeworfen haben, wenn ich die Gelegenheit, die ich dazu hatte, nicht benuzt hätte.

Auf der andern Seite war meine Fantasie unaufhörlich voll lebhafter Träume, und flüsterte mir zu, daß ich jenseits des Flußes ein angenehmeres, fruchtbareres, leichter zu durchreisendes Land finden würde; so ließ ich mich denn von Schimären täuschen, die sich auf weiter nichts gründeten, als auf meine äusserst grosse Begierde neue Gegenstände anzutreffen.

Klaas Baster und Schönmaker erzählten mir noch überdies tausenderlei, was meine Leichtglaubigkeit entflammte. Ihnen zu Folge, troknete der große (oder Oranje-) Fluß niemals aus, und seine Ufer waren mit herrlichen Bäumen besezt, so daß ich daselbst ein sehr bequemes und angenehmes Lager haben mußte. Sie sprachen von seltnen Vö-

geln, Flußpferden, Rhinozerossen, Dschiraffen, und auch von mancherlei Arten Wild, die es in dieser so gepriesenen Gegend in Menge gäbe, so daß ich denn sehr lebhaft wünschte, recht bald dahin zu kommen.

Ich fand in dieser ganzen Gegend eine grosse Menge kleiner Geier, von einer weißlichen Isabellfarbe. Auf den Bergen sah ich einige schöne Pflanzen, die ich zeichnete; unter andern zwei schöne Lilien, auf einem einzigen Stängel, die eine kramoisinroth, und die andere zitronengelb.

Als Schönmaker seine Anstalten geendigt und vor dem Aufbruche seine Befehle ertheilt hatte, ließ er alle seine Ochsen vor meine Wagen spannen, und wir traten nun unsern Weg unverzüglich an. Vorher aber gaben wir seiner Horde erst noch einige Pfund Pulver damit sie sich gegen die Buschmänner vertheidigen könnte, falls sie von diesen während seiner Abwesenheit angegriffen würde. In noch nicht vollen fünf Stunden sahen wir schon eine Horde von Klein-Namaquaern. Da meine Karawane sie in Schrekken sezzen konnte, so gieng Schönmaker voraus, um mich anzumelden. Es war die beträchtlichste Horde, die ich bis jezt gesehen hatte; sie bestand aus nicht weniger als fünfzig bis sechzig Hütten, die in drei Theile getheilt waren. Als wir uns näherten, zogen alle Einwohner sich zusammen. Noch nie hatte ich so viele Wilde auf Einer Stelle gesehen, und der Anblik schien

mir gewißermaßen ordentlich majestätisch. Aus Neugierde kam Alles auf mich zu, und umringte mich. Alle wollten mich sehen, und sich nähern; alle sprachen auf einmal, und ich hörte nichts als ein Sumsen, das, ob es gleich betäubend war, mich doch wegen des freundschaftlichen Tones, den Alles athmete, interessirte.

Bald erhob sich eine weibliche Stimme, welche alle andern überschrie, und sie zum Schweigen brachte; sie kam von einer alten Hottentottin, Namens Rakoes, die in der ganzen Gegend für eine Zauberin galt. Der Schwarm öffnete sich, um sie durchzulassen, und sie gieng mit einem schröklichen Geschrei auf mich zu. Ihr Geheul beunruhigte mich. Ich besorgte, sie wollte den Abscheu ausdrükken, den meine Gegenwart bei ihr erregte, mich der Horde als einen feindlichen oder verdächtigen Menschen bezeichnen, und sie gegen mich aufwiegeln. Aber — wer hätte das glauben sollen! — sie brüllte so, um mir ihre Freude zu bezeugen. Als sie zu mir herantrat, faßte sie mit beiden Händen mein Gesicht ziemlich derb, und umarmte mich auch eben so. Auf diese Aeusserungen von Freundschaft folgten noch andre, und dazwischen machte sie mancherlei Sprünge, und trieb alle Arten von Possen. Bald redete sie mit Feuer und unbegreiflicher Schnelligkeit zu mir; bald wendete sie sich mit ihrem mir ganz unverständlichen Vortrage wieder an die Horde, zeigte mit der Hand auf mich, und sezte mir die Faust auf den Magen.

Ich hatte meinen Dollmetscher Klaas Baster bei mir; aber vergebens verlangte ich von ihm eine Erklärung dessen, was die Zauberin mir sagte. Kaum fieng er an, mir eine von ihren Redensarten zu übersezzen, so hatte sie schon wieder zehen andere herausgeschwazt. Endlich drükte sie sich indessen deutlich aus, und bat mich mit einem sehr bezeichneten Gestus, den ich unmöglich falsch verstehen konnte, um „Wasser aus meinem Lande." Auf diese sehr verständliche Sprache antwortete ich mit einer guten Porzion Branntwein, die ich in einen grossen Becher gießen ließ, und die sie mit Einem Zuge verschlukte. Nun gieng es mit ihren Tollheiten noch lebhafter wieder an, als vorher. Sie tanzte, sang, lachte, weinte, alles zugleich; und von Zeit zu Zeit hielt sie mir ihren Becher wieder hin, daß ich ihn anfüllen sollte. Dies geschah so oft, daß sie auf einmal weder sprechen, noch sich bewegen konnte, und man die Priesterin wieder in ihren Tempel bringen mußte.

Bis jezt hatte ich an der Zauberin weiter nichts gesehen, als eine Bachantin, eine Besessene, oder vielmehr eine Rasende; sie zeigte nichts von der Verschlagenheit, dem inspirirten Tone, dem Affektiren einer tiefen Wissenschaft; mit Einem Worte, nichts von der Scharlatanerie, welche die angebliche Zauberkunst mit sich bringt. Ich konnte nicht errathen, durch welche Mittel eine solche Unsinnige diese hohe Meinung von ihrer Ueberlegenheit über ihre Kameraden hatte erregen können. Als ich frag-

te, wodurch sie denn ihre Talente gezeigt hätte, sah ich bald, daß ihr Ruf sich auf weiter nichts als auf Unwissenheit, Vorurtheile, und unvernünftige Leichtglaubigkeit gründete. Der einzige Beweis, den man von ihrer Kunst anzuführen wußte, war der, daß ihre Heerde niemals von Löwen und Tigern angefallen würde, u. s. w. Auch Schönmaker und Klaas Baster, die mich schon bisweilen von der berühmten Kakoes und ihren Wunderthaten unterhalten hatten, zweifelten selbst gar nicht, daß sie wirklich eine grosse Zauberin wäre! Es ist kaum glaublich, daß eine so plumpe Betrügerin sich selbst bei den rohesten Wilden in Ansehen sezzen konnte! — Nichtsdestoweniger war doch gewiß die Furcht vor ihrer vermeinten Macht nicht nicht bloß ihrer eigenen Horde, sondern auch den benachbarten, äusserst nüzlich. Der Ort, den sie bewohnte, schien viel sicherer, als alle anderen; man kam in ganzen Schaaren, sich um sie her zu vereinigen; und aus diesem Grunde war die Horde so zahlreich. Selbst die Buschmänner fürchteten sie; niemals wagten es diese Räuber, auf dem Stükke Land zu stehlen, das sie bewohnte. Sie hatte sogar grosse Gewalt über diese Leute zu erlangen gewußt. Wenn sie einen Diebstal der Buschmänner erfuhr, so gieng sie den Augenblik ganz allein und ohne alle Bedekkung tief in ihre Gehölze und Schlupfwinkel, droheten ihnen mit ihrem Zorne, und nöthigte sie, das Gestolne wieder herauszugeben. —

Die Weiber der Horde nahmen meine Hottentotten sehr günstig auf. Dieser Verkehr hatte denn sehr angenehme Folgen, und gab meinen Leuten Gelegenheit ganz besondere Reize zu sehen; aber einige unter ihnen waren so wenig verschwiegen, daß sie die zärtlichsten Geheimniße der Liebe verriethen. Sie sagten mir ins Ohr: mehrere von den Weibern hätten die seltsame Verlängerung, die ich auf meiner ersten Reise zu sehen Gelegenheit hatte. *) Klaas Baster versicherte mich sogar, daß ich bei allen namaquaischen Horden ähnliche finden würde. Ich hätte gern wissen mögen, ob hier die Verlängerung von der, welche ich in einer andern Gegend des Hottentottenlandes sah, verschieden wäre; aber ob ich gleich von den Weibern ganz leicht hätte mehr erhalten können, so versagten sie mir doch dieses so Wenige. Da ich durch die Versicherungen aller meiner Leute überzeugt war, daß ich schlechterdings nichts Neues sehen würde, so ehrte ich diese grosse Schamhaftigkeit, und wollte nicht länger neugierig seyn.

Das Land ist nicht sehr fruchtbar; daher müssen die Einwohner oft ihren Wohnplaz ändern. Auch führt unter allen Völkerschaften dieser Gegenden keine ein so nomadisches, herumschweifendes Leben, wie diese.

Am Kap und in den Kolonien glaubt man, das

*) M. s. oben die Schilderung der Hottentotten S. 1.

Land habe Goldminen. Ich habe aber keine Spuren davon gefunden, und auch nirgends, bei keiner Horde, nur das Mindeste von diesem Metalle gesehen.

Mit dem Kupfer verhält es sich anders. Bei allen Horden sah ich Arm = und Halsbänder und Ohrenringe von diesem Metalle. Freilich waren einige von diesen Zierrathen so gut gearbeitet, und polirt, daß sie nur ein Werk der Europäer, und die Frucht eines Verkehrs mit den Weißen seyn konnten; aber ich sah auch viele andere, die durch ihre seltsamen Formen und durch ihre plumpe Arbeit augenscheinlich verriethen, daß sie von diesen Wilden selbst verfertigt waren. Noch mehr bewies mir dies der Umstand, daß verschiedene fremdartige und schillernde Theile darin saßen, welche zeigten, wie unvollkommen das Schmelzen, und wie unwissend der Arbeiter gewesen war.

Ehe ich die Horde der Zauberin verließ, suchte ich von den Hirten eine Anzahl Schafe zu bekommen; denn da ich kein Wild fand, so konnte ich meine Leute nur mit Fleisch von meinen zahmen Thieren ernähren. Aber eben der Grund, aus dem ich kaufen wollte, hielt auch die Besizzer ab, zu verkaufen. Vergebens brauchte ich die Vermittelung der Rakoes. Obgleich diese Frau — aus Theilnahme an den Weißen, denen sie, wie sie sagte, bis zum Unsinne gut war, und aus Erkänntlichkeit für mein „Wasser," das sie noch mehr

liebte,

liebte, als die Weißen — mich zu verpflichten suchte, so ließ man mir doch nur sechs Schafe ab. Freilich hätte ich Ochsen leichter bekommen können, und man würde mir sogar mehr verkauft haben, als ich brauchte, wenn ich Messer, Eisen, oder Messing dafür hätte geben wollen. Aber ich war mit meinen neuesten Gespannen allzu unzufrieden, als daß ich hätte noch mehr kaufen mögen, die wahrscheinlich nicht besser gewesen wären; und überdies war mein Vorrath von Eisen- und Messingwaaren durch meinen vorherigen Handel schon so vermindert, daß ich alles noch Uebrige für die dringendsten Bedürfnisse aufheben mußte. Aus Glaskorallen machten sich aber die Klein-Namaquaer nichts, da sie welche in Ueberfluß besaßen.

Schönmaker, der das Land kannte, hatte sich uns zum Wegweiser angeboten. Er führte mich nordostwärts zu den Kupferbergen; und nach einem Marsch von fünf Stunden, ließ er mich an dem Ufer eines kleinen Baches, der in denselben entsprang, ausspannen. Der Lagerplaz war übel; aber aus Neugierde wollte ich gern diese Berge kennen lernen, von denen man mir gesagt hatte, daß sie sehr reich an Kupfer wären. Wirklich zeigte mir mein Führer eine ehemalige Grube, die auf Befehl eines Gouverneurs vom Kap zu bauen angefangen, aber wieder verlassen worden war. *) Allenthalben fand ich an den verschiedenen Stellen, die wir besuch-

*) M. s. im XV B. d. W. S. 12.

ten, abgesprungene Stufentrümmer, deren Schwere mir eine sehr ergiebige Mine zu verrathen schien. Aber ich verlangte gediegenes Kupfer, und besonders Krystallisazionen. Da ich indessen in mehreren Stunden mit allem mühsamen Suchen keine finden konnte, so begnügte ich mich, in Ermangelung eines Bessern, mit einigen Proben von Malachit. Die Wahrheit zu gestehen, machte ich mir wenig daraus, ob ich sie gleich mit nach Europa nahm; und mit dieser kalten Gleichgültigkeit bot ich sie, als ich wieder in Paris war, dem Rome' de l'Isle, an. Aber ich hatte mich geirrt; dieser Naturforscher schäzte die Stufen so sehr, daß ich es bedauerte, nicht eine grössere Menge davon aufgehoben zu haben.

Ueber das Aufsuchen der Mine war der ganze Nachmittag verlaufen. Erst spät Abends kam ich wieder zu meiner Karawane, und fand, daß meine Leute die Zelte aufgeschlagen hatten. Ob wir uns gleich in einer engen Schluft zwischen Bergen, und folglich an einer sehr ungünstigen Lagerstelle, befanden, so konnten wir doch jezt, so spät, keine andre mehr suchen. Am übelsten wurde unsre Lage dadurch, daß die Schluft zu enge war, um uns, wie gewöhnlich, rings mit Feuern zu umgeben. Wir konnten schlechterdings nur zwei haben, die noch überdies aus Mangel an troknem Holze sehr schlecht brannten. Wer in den afrikanischen Wüsten reist, kann nie zu viele Vorsicht anwenden, wie mich in dieser Nacht meine eigene Erfahrung belehrte. Ich hätte freilich auf meiner Hut seyn sol-

len, da einige von meinen Hottentotten mir sagten, daß sie Löwen gehört hätten; aber Gewohnheit der Gefahr macht verwegen.

Gegen zehen Uhr, als wir in einem Zirkel um eins von unsern Feuern saßen, und Thee tranken, kamen auf einmal meine Ochsen, die den Bach weiter hinauf gegangen waren, um Weide zu suchen, in vollen Sprüngen auf uns zu, liefen in der größten Eil durch mein Lager, und waren wie ein Bliz verschwunden. Ich griff sogleich zu den Waffen, und meine Leute schrieen: Buschmänner! Buschmänner! Diese Buschmänner waren ihr größter Schrekken, und immer zeigte ihnen die Fantasie sie zulezt, als ob sie gar nichts anders zu fürchten hätten.

Ich für mein Theil glaubte nicht an diese Gefahr; und mich beruhigte theils die Fassung meiner Hunde, die sich nicht aus der Stelle rührten, theils das Schrekken meines Kees, der sich auf mich warf, und mich sehr vest an sich drükte. Gewiß hätten weder die Ochsen noch der Affe vor Buschmännern in der Nähe so viele Furcht geäusserst; und meine Hunde wären, statt, so zu sagen, in Verhaft zu bleiben, ihnen entgegen gelaufen, um sie anzufallen. Ueberdies würden die Ochsen, nachdem sie sich vor Schrekken von uns entfernt hatten, aus Instinkt bald wieder zu uns zurükgekommen seyn. Sie hefteten, wie alle meine Thiere, groß und klein, ihre Augen vest auf Einen Punkt; und

dieser Punkt zeigte mir den Ort und die Beschaffenheit der Gefahr; er kündigte mir unverkennbar einen Panther oder Löwen an.

In dieser Lage konnten wir aber bei der Finsterniß der Nacht nichts thun, als dann und wann schießen, um die Löwen zu verjagen, die wir im Gebirge brüllen hörten.

Endlich, als der Tag anbrach, hörte die lange und peinliche Angst meiner Karawane auf. Während der Nacht waren wirklich Löwen in der Nähe unsers Lagers gewesen, und wir fanden die Spuren von ihnen an mehreren Orten. Ich gieng dahin, wo ich in der Nacht einen Ochsen stöhnen gehört hatte, und zweifelte nicht, daß ich ihn halb aufgefressen finden würde; aber zu unserer grossen Ueberraschung sahen wir, daß er durch eine von unsern Kugeln verwundet, und zwar todt, indessen noch ganz war. Ich gab sogleich Befehl, ihn zu zerstükken, und verließ unverzüglich einen Ort, wo wir freilich nicht viel Schaden gelitten, aber doch grosse Besorgniß gehabt hatten.

Die nächste Stelle, wo wir anhalten konnten, war der, nur drei Stunden von unserem lezten Lager entfernte, ehemalige Wohnplaz einer Horde, bei welchem sich eine kleine, salzige Quelle befand. Wir giengen, um dahin zu gelangen, den Abhang der Berge hinunter; aber wir fanden sie so mit Köcherbäumen *) bewachsen, daß wir unmöglich vor-

*) Eine Gattung Aloe, m. s. im XVI B. d. W. S. 310.

wärts kommen konnten. Ich ließ daher die von meinen Leuten, welche bei den Wagen zu entbehren waren, voraus gehen, und durch sie alle die Bäume umstoßen, die uns im Wege waren. Einer war indessen darunter, der mir durch seine Schönheit so gefiel, daß ich ihn verschonen ließ. Er hatte neun Fuß acht Zoll in der Peripherie, und bedekte durch seine ausgebreiteten Zweige einen Raum von mehr als hundert Fuß im Durchmesser.

Ich erfuhr von Schönmaker'n, daß ein gewisser van Wyk den Ort, wo wir uns jezt befanden, ehmals bewohnt hätte, und benannte daher die Quelle nach diesem nomadischen Kolonisten. Als meine Ochsen dabei ausgeruhet hatten, sezte ich meinen Weg fort. Wir kamen aus den Bergen durch eine Art von Engpaß, den man die Pforte (Poort) nennt, und traten nun in eine weite Ebene, die ich nicht mehr ganz übersehen konnte, da der Tag schon anfieng sich zu neigen. Als es bereits völlig Nacht war, erreichten wir den verbrannten Kraal (Brand-Kraal), die ehemalige Wohnstelle einer namaquaischen Horde.

Meine Karawane hatte den ganzen Tag ihren Weg fortgesezt, und doch nur sieben und eine halbe Stunde zurükgelegt, weil die Wege so übel waren. Unsere Ochsen fielen vor Mattigkeit hin; und zum größen Unglükke sah ich weder einen Tropfen Wassers, noch einen Baum. Indessen mußte Feuer für diese Nacht angezündet werden, um nicht wieder,

wie in der vorigen beunruhigt zu werden. Aus Mangel an Holz, sammelte man troknen Kuhmist, und zündete Feuer an, welche theils die wilden Thiere von uns abhielten, theils uns vor einem eiskalten Südostwinde schüzten, bei dem wir mit den Zähnen klapperten. Die Höhe des Bodens, mochte hier wol nicht wenig zur Kälte, die wir empfanden, beitragen; denn aus meinen Beobachtungen ergab sich, daß die Ebne, auf der wir uns lagerten, wenigstens drei tausend Fuß über die Meeresfläche erhöhet war.

Am folgenden Morgen konnte ich die lange und dürre Fläche, auf der wir uns befanden, übersehen. Mich schauderte, als ich den unermeßlichen Raum, den wir zu durchreisen hatten, mit den Augen maß. Alles war Sand und Kieselsteine. Kaum sah man hin und wieder einige kleine Köcherbäume, und eine Menge ungeheuer grosser Gebüsche von der Euphorbie. In Zwischenräumen wurde dieses Sandmeer von kleinen niedrigen Hügeln unterbrochen, die, so wie sie nach Norden fortliefen, an Höhe abnahmen. Es schien, als ob die Erde am Horizont zu Ende wäre.

Je trauriger diese Wüste war, desto mehr mußten wir eilen, hinauszukommen. Wir nahmen unsern Weg auf eine kleine Gruppe von Hügeln zu; diese schienen mir, in der Ferne angesehen, denen in der falschen Bai ähnlich zu seyn, welche man Hanglip nennt, weßhalb ich sie denn auch mit

diesem Namen belegte. Ich hoffte, dort irgend eine Hölung oder ein Bekken zu finden, das Wasser für meine Thiere enthielte; und das glaubte ich um so mehr hoffen zu können, als ich vier Menschen von den Hügeln herunter kommen sah. Damit sie mich hören und bemerken sollten, schoß ich meine Flinte ab; ich wollte, wenn in dem Felsen kein Wasser wäre, sie fragen, wo ich welche finden könnte. Ohne Zweifel hatten sie mich bemerkt; aber sie verschwanden auf einmal. Vergebens gieng ich mit einigen von meinen Leuten ihnen nach, um sie aufzusuchen; vergebens schrieen und riefen wir; wir konnten sie weder bewegen, sich zu zeigen, noch entdekken, wo sie sich verborgen hätten.

Meine Lage mitten in dieser dürren Wüste, wurde sehr beunruhigend. Ich fragte Schönmaker'n um Rath, der, bei seiner besondern Kenntniß von dem Lande, mich allein aus der Verlegenheit reissen konnte. Er sagte mir, vier Stunden weiter wäre eine Quelle; es würde ihm aber schwer seyn, sie zu finden, da die Ebene weder Holz noch sonst etwas hätte, das ihm zum Merkmale dienen könnte. Ich mußte also nur auf ein glükliches Ungefähr rechnen. Indessen war es möglich, daß wir bei dem Durchsuchen der verschiedenen kleinen Berge, die wir antreffen sollten, diese Quelle entdekken konnten. Wir thaten dies also.

Nach einem sechs Stunden langen, sehr ermüdenden Marsche bemerkte ich auf einem Hügel acht

Menschen, die auf uns zu lauern, und uns zu beobachten schienen. Wir giengen auf sie zu, und sie entflohen, so wie wir uns näherten. Aber in einer Vertiefung standen mehrere Hütten, die ohne Zweifel ihnen gehörten. Wohnungen in einer solchen Wüste, in einer Gegend, wo es gar keine Weide gab, sagten mir deutlich genug, daß diese Leute Buschmänner seyn müßten. Da wir, ungeachtet ihrer Anzahl, uns bei unsern Waffen nicht vor ihnen zu fürchten brauchten, so giengen wir in die Hütten hinein; aber unsre Anwesenheit hatte Alles schon in die Flucht gejagt. Wir fanden darin weiter nichts, als einige Stükke gedörrtes Fleisch und einen Sak voll Heuschrekken. Doch, wir sahen die Quelle, die wir so begierig suchten; und ob sie gleich nicht sehr ergiebig war, so reichte sie, als wir sie aufgegraben hatten, doch hin, meine ganze Karawane zu tränken.

Da meine Gespanne nach zwei so äusserst beschwerlichen Tagen Ruhe bedurften, so war ich genöthigt, mich hier zu lagern. Auf der andern Seite mußte ich aber befürchten, die Eigenthümer der Hütten möchten, wenn ich die Nacht da bliebe, die Dunkelheit benuzzen, um mich zu überfallen und anzugreifen. Ich sicherte mich vor ihnen durch eine Menge Feuer, und durch strenge Wache, die ich halten ließ; und wirklich näherten sie sich auch nicht. Am folgenden Tage, als ich wieder aufbrechen wollte, ließ ich die sämmtlichen Flinten abfeuern, um sie zu schrökken, damit sie sich nicht

beigehen ließen, uns zu verfolgen. Indessen verbot ich doch, nicht nur, ihre kleinen Vorräthe nicht anzurühren, sondern ließ auch in der ansehnlichsten Hütte mehrere Eisenwaaren und einige Stükke von dem Ochsen zurük, den wir in den Bergen erschossen hatten.

Gegen zehn Uhr Morgens machten wir Halt am Fuß einer Gruppe von Granitfelsen, die mit Köcherbäumen bewachsen waren. Da es hier kein Wasser gab, so glaubte ich nicht, hier etwas zu finden, das mir die lebhafteste Freude verursachte. Es war ein ungeheures Nest, welches einen beträchtlichen Theil von einem grossen und starken Köcherbaum einnahm, und aus einer Menge von Zellen bestand, die einer unzähligen Menge Vögel von einer und derselben Art zum Aufenthalte dienten. Schon mehrere Male hatten Klaas Baster und Schönmaker von diesem sonderbaren Bau mit mir gesprochen; aber bis jezt war mir noch keine Gelegenheit vorgekommen, einen zu sehen. Ich beschäftigte mich lange damit, dieses Nest zu betrachten. Jeden Augenblik kamen Flüge daraus hervor, die sich in die Ebene verbreiteten, während andere zurükkehrten, und in ihrem Schnabel Materialien mitbrachten, die sie zur Ausbesserung ihrer Wohnung, oder zum Bau einer neuen Zelle brauchten. Jedes Paar hatte sein besonderes Nest in der gemeinschaftlichen Wohnung, einer wahren Republik.

Von dem Hügel mit dem grossen Neste, giengen wir fünf Stunden weiter zu der Zebraquelle, um uns daselbst zu lagern, und die Nacht zuzubringen. Der Name Zebraquelle versprach mir Wasser; aber es war so salzig, daß Niemand unter uns davon trinken wollte, und so wenig, daß meine Ochsen ihren Durst nicht löschen konnten.

Der folgende Tag war noch viel beschwerlicher, da der Sand viel feiner und zugleich auch viel minder vest wurde. Man hatte vierzehn Ochsen vor jeden Wagen gespannt, und löste sie alle Stunden ab; aber die Räder sanken so tief ein, die Hizze war so drükkend, und die Thiere von Arbeit und Mangel an Wasser und Futter so entkräftet, daß sie sehr wenig vorwärts kamen. Ich selbst fühlte mich ganz niedergeschlagen, und muthlos; der Anblik des schweigenden, von nichts unterbrochenen Horizonts ermüdete diesmal meine Imaginazion mit einem allzuschmerzlichen und langen Traume.

Zum Glük bekamen wir, als wir unsern Weg einige Stunden fortgesezt hatten, wieder Hoffnung. Die Ebne veränderte sich auf einmal; der Sandboden war nun mit einem besondern Grase besezt, das man Buschmännergras nennt, und dessen Samen die Wilden essen. Selbst die Hügel hatten ein weniger naktes Ansehen; man sah auf ihnen einige kleine krüppelhafte Gesträuche unter den grossen Köcherbäumen, die hier und da zwischen den glimmerartigen Felsen wuchsen, von denen unser Auge

geblendet wurde. Die Ebene war mit grossen, schneeweißen Stükken Quarz besäet, an denen die Basis, oder der Theil, mit dem sie die Erde berührten, die Farbe und die halbe Durchsichtigkeit der Smaragdmutter hatte. Wahrscheinlich enthielt der Boden Metalltheilchen, welche in den Quarz unten eindrangen, und ihm diese Farbe gaben. Wenigstens fand ich in den Rissen der Blökke und Felsen kupferige Prehniten und grünliche Krystalle.

Der Boden, über den wir reisten, war mit Kräutern bedekt. Ich hoffte, daß meine Thiere an diesen, ob sie gleich trokken waren, Futter haben würden, da die einheimischen sie in diesem Zustande recht gerne fressen. Aber, ob sie gleich so lange gehungert hatten, so mochten sie dieses Futter dennoch nicht. Durch seine grosse Dürre war es freilich schneidend, und die Thiere, welche davon zu grasen versuchten, hatten bald blutige Zungen und Lippen.

Ich seufzete mit bekümmerter Ungeduld nach dem Augenblikke, wo ich zu dem grossen Fluße kommen würde, von dem man mir sagte, daß er niemals austroknete, und dessen Ufer man mir als so angenehm und lachend geschildert hatte. Jeden Augenblik befürchtete ich, meine Gespanne würden, ehe sie ihn noch erreichten, wie die ersten, vor Erschöpfung umfallen. Ich richtete meine Blikke in die Ferne, um die zahlreichen Bäume zu suchen, die, wie man mir sagte, seine Ufer bedekken sollten; aber sie zeigten sich noch immer nicht. Wir

sahen nur die ungeheuern Berge vor uns, an deren Fuße der Strom fließen sollte; allein ihr naktes, verbranntes Ansehen versprach die grosse Veränderung nicht, auf die ich mich verlassen hatte.

Doch bald hörte ich in Nordwesten das Rauschen seiner Wellen. Es kündigte unsre Rettung an; das Herz schlug mir daher vor Vergnügen, und alle meine Leute erhoben ein Freudengeschrei. So sollten sich denn unsre Leiden zum zweiten Male endigen! Seit unsrer Abreise von dem Elefantenflusse hatte ich nur Regenbäche gefunden, die entweder ausgetroknet waren, oder nur etwas stehendes und schlammiges Wasser enthielten. — Um eines so angenehmen Schauspieles eher zu genießen, stieg ich mit meinem Klaas zu Pferde, und ritt nach der Gegend hin, die das Rauschen mir anzeigte. Alle die von meinen Leuten, welche nicht bei den Wagen beschäftigt waren, liefen mit mir; und eben so machten es mein Affe, meine Hunde, und die sämmtlichen in Freiheit befindlichen Thiere. Wir galoppirten alle bunt untereinander; es war ein ordentlicher Wettlauf, wer von uns zuerst hinkommen würde. Ich ließ indessen meine Thiere einige Schritte voraus, weil ich überzeugt war, daß ihr Geruch und ihr Instinkt, mir den kürzesten Weg zeigen könnten! Meine Freude war unbeschreiblich!

So bald ich den Fluß erreichte, warf ich mich sogleich hinein, um mich, während ich trank, zugleich von aussen zu erfrischen, und meine Leute und Thiere thaten eben dasselbe.

Der Fluß gewährte mir einen majestätischen Anblik. Wirklich hatte er, auch wo sein Bett am engsten war, die Breite der Seine bei ihrem Eintritte in Paris; indessen nach einem zwei hundert Schritte breiten Strande zu urtheilen, den er jezt unbedekt ließ, mußte er bei der Dürre sehr beträchtlich gefallen seyn. Auch sah man aus ihm viele Felsen hervorragen, die, wenn sein Wasser hoch stand, ohne Zweifel bedekt waren.

An seinen Ufern wuchsen auf eine beträchtliche Weite verschiedne Arten von Bäumen, und zwar in solcher Menge, daß sie eine Art von Wald bildeten. Ich bemerkte darunter Sinnpflanzen, Ebenholzbäume, die von den Eingebornen Sabris genannt werden, wilde Aprikosenbäume, deren Früchte den europäischen an Güte gleichkommen, und noch andre Arten; ferner an Gesträuchen eine Art von Weide, mit einer merkwürdigen, traubenförmigen Frucht, die wir wilde Weinbeeren nannten. Alle diese Bäume und Gesträuche waren mit einer unzähligen Menge von Vögeln bevölkert, deren Gesang ich noch nicht kannte.

Ich war entzükt, als ich diese verschiednen Gegenstände betrachtete, und freute mich, daß ich den Gedanken, einen Weg nach Osten hin zu suchen, aufgegeben, und mich zu diesem entschlossen hatte. Schon wiegte ich mich mit der Hoffnung, alle meine Sammlungen auf einmal, und sehr betachtlich bereichern zu können. Indessen suchte ich für mein

Lager eine Stelle, die frische Weide hätte; und allenthalben sah ich in der Ferne nichts als dürre Kräuter. Klaas, den ich auf Entdekkung ausschikte, kam mit der Nachricht wieder, daß er nirgends andere gefunden hätte. Schönmaker und Klaas Baster selbst erstaunten, als sie ankamen, über den Zustand des Ufers, das sie mir mit so reizenden Farben geschildert hatten. Sie schrieben diese Veränderung der Dürre, während der lezten Regenzeit zu; einer Dürre, wie bei Menschengedenken nie eine gewesen war.

Aus diesen Bemerkungen ergab sich, daß ich meine Zeit zur Reise sehr übel gewählt hatte; aber die Reue half mir in meiner Lage nichts! Bei der Mattigkeit und Schwäche meiner Thiere, konnte ich nicht daran denken, sie durch den Fluß sezzen zu lassen; und überdies schien mir das andere Ufer nicht mehr Futter zu haben, als das, auf welchem wir uns befanden. Meine einzige und lezte Zuflucht war also, aufs neue eine Gegend suchen zu lassen, die weniger verbrannt wäre. Ich schikte alle meine Leute auf Entdekkung aus; und gegen Abend kündigte man mir eine an, worin das Buschmännergras etwas weniger dürr seyn sollte, als an andern Orten. Freilich brauchten die Thiere zwei Stunden, um dahin zu kommen; indessen da mir keine Wahl übrig blieb, so sah ich mich genöthigt, auf einige Tage wenigstens, diese Hülfe zu benuzzen, so beschwerlich sie auch war. Dem gemäß machte ich die Anordnung, daß jeden Morgen acht

von meinen Leuten wolbewaffnet, die Heerde dahin treiben, und sie Abends wieder zurükführen mußten. Meine Pferde dahin zu schikken war nichr nöthig; denn an einigen Stellen in dem Fluße wuchs eine Art von Schilf, von dem sie die Spizzen und die jungen Schößlinge mit grossem Appetite verzehrten. Ich hatte auch kleine dornichte Gurken von der Grösse eines Hünereies gefunden, die uns eine vortreffliche Speise gaben, und deren Blätter die Pferde als einen Lekkerbißen so gern fraßen, daß sie dieselben bald ohne mich zu finden wußten. Meine Ziegen und meine Schafe gewöhnten sich recht gut an die Blätter und die Rinde der Gesträuche, die unter den grossen Bäumen wuchsen. Nur meine Ochsen und Kühe konnte ich vor den Wirkungen der heißen Jahreszeit nicht schüzzen; und doch waren sie unter allen meinen Thieren die nothwendigsten!

Wir Menschen litten nicht Noth, da der Fluß eine beträchtliche Menge Wild in die Ebne lokte, das uns hinlängliche Nahrung versprach. Wir hatten in Ueberfluß Springbok-Antelopen, Kudus, Zebras, Strauße, und allerlei Arten von Vögeln. Uebrigens war auch der Fischfang ein Hülfsmittel für uns, und wir fiengen verschiedene Arten von Fischen, mit Angeln und mit Nezzen.

Es gab in diesem Strome auch viele Flußpferde, die ich auf allen Seiten brüllen und schnauben hörte. Voll Neugierde, sie zu beobachten, stieg

ich auf einen hohen Felsen, der sich in den Fluß erstrekte, und sah eines unten im Wasser spazieren gehen.

Ich schoß es in dem Augenblikke, da es wieder auf die Oberfläche des Wassers kam, um Athem zu holen; und meine Leute die auf den Schuß herbeieilten, brachten es an das Ufer. Es war ein sehr altes Weibchen; und die Hottentotten nannten es, um ihre Verwunderung und die Grösse des Thieres auszudrükken, die Großmutter des Flußes. Ich hob die Fangzähne auf, die in ihrer Krümmung sechs Zoll lang sind, und, über ihrer Wurzel gemessen, drei Zoll drei Linien im Umfange hatten. —

Als ich längs dem Strande hingieng, fand ich allerlei Quarze, Krystalle und Steinarten. *)

Auf dem Ufer gab es auch kleine Bänke von einem schweren und schwarzen Sande, der nichts anders als Stükchen von Krystallen war.

In den Bäumen und Sträuchen hielten sich, wie ich schon gesagt habe, eine unzählige Menge für mich neuer Arten von Vögeln auf. Besonders gab es viele kleine. Jede Art hatte ihren Baum, auf dem sie sich vorzugsweise aufhielt, und den sie nie verließ. Mit Hülfe meines Klaas, der in den Jagden, die ich zur Vermehrung meiner Sammlung

*) M. s. die Zusäzze im nächstfolgenden Bande d. W.

lung anstellte, sehr einsichtsvoll und geschikt geworden war, hatte ich in sehr kurzer Zeit alle Arten von diesen Vögeln beisammen. Besonders aber erklärten wir einer Art von Papageien den Krieg; denn sie waren gut zu essen, und leicht zu schießen, weil immer eine sehr grosse Anzahl auf Einem Strauche saß.

Schönmaker's Ochsen hatten von den Beschwerlichkeiten auf dem Wege viel gelitten; und bei dem schlechten Futter an diesem Orte konnten sie sich wol nicht wieder erholen. Er bat mich, ihm zu erlauben, daß er mich verließe. Da ich sah, daß er sich aus keinem andern Grunde von mir trennen wollte, als weil seine Ochsen so abfielen, so schlug ich ihm vor, ich wollte, wenn er Lust hätte, mich noch einige Zeit zu begleiten, seine Ochsen und seine Leute nach seiner Wohnung zurükschikken, und sie durch viere von meinen Jägern begleiten lassen. Dies ließ er sich gefallen, und da er den Fluß kannte, und meine Ochsen bei ihrer Abmattung nicht im Stande waren, mir den mindesten Dienst zu leisten, so rieth er mir, weiter aufwärts zu gehen, wo ich besseres Futter für sie antreffen würde.

Der Rath war gut, und ich befolgte ihn. Aber da es wegen der Waldungen am Fluße unmöglich war, an seinem Ufer zu bleiben, so wurde beschlossen, daß wir bis zu der **Zebraquelle** zurükkehren, dann von da uns nach Norden wenden, und wieder zu dem Fluße gehen wollten. Als wir zu der Quelle

kamen, sagten wir meinen Jägern den Weg den wir nehmen würden, damit sie uns bei ihrer Rükkehr wieder finden könnten; und indessen sie Schönmaker's Ochsen nach dessen Wohnung brachten, zogen wir weiter.

In drei Stunden waren wir wieder in dem Gehölze am Ufer des Flußes. Aber als wir hinein traten, bemerkten wir nicht ohne Schrekken ganz frische Spuren von zwei Löwen. Die Nähe dieser beiden schröklichen Gäste ließ uns einen Angriff bei Nacht befürchten, und nöthigte uns, die Wachsamkeit zu verdoppeln, besonders aber rings um mein Lager grosse Feuer zu unterhalten, damit sie entfernt bleiben möchten.

Ein glükliches Ungefähr verschaffte uns mehr dürres Holz dazu, als wir brauchten; denn der Fluß hatte, als er ausgetreten gewesen war, viele Bäume von mancherlei Größe und Art ausgerissen, so daß wir ganze Stöße davon fanden, die meine Leute sogleich anzündeten, ohne sich erst die Mühe zu geben, so viel Holz zu nehmen, als nöthig war, und in Kurzem hatten wir einen Brand, der noch ziemlich lange am folgenden Morgen währte, und die ganze Gegend erleuchtete. Aber die Feuersbrunst wurde so heftig, daß sie selbst mein Lager in Gefahr brachte, da die Funken weit umher flogen. Freilich entfernte der Schein des Feuers die Löwen; aber zugleich verscheuchte er auch die Vögel. Am Morgen sahen wir nicht einen einzigen mehr.

Auf meinem Morgenspaziergang hörte ich, zu meinem grossen Erstaunen einige Flintenschüße. Ich fragte Schönmaker'n, der mich begleitete, von wem die kommen könnten. Da er selbst an dem Ufer des grossen Flusses gewohnt hatte, so kannte er die Gegend, und sagte mir: die Schüzzen wären vermuthlich **Mathys Moodel** und **Bernfry**, welche auf Flußpferde Jagd machten.

Diese beiden Leute, von denen der eine, so wie **Schönmaker**, der Kompagnie desertirt war, kannte ich schon dem Namen nach; aber ich wußte auch, daß sie entschloßne Bösewichter wären. Es war mir viel von ihren Unthaten erzählt worden, und ich hatte bemerkt, daß ihr Name selbst in den Kolonien verabscheuet wurde.

Indessen bemerkten wir unsre beiden Jäger. Es war **Pinar** selbst, in Begleitung des **Bernfry**.

Ihre Gegenwart sezte mich in Schrekken; **Schönmaker** zitterte vor **Bernfry**. Er war vormals ein Nachbar dieses Banditen gewesen, und hatte sich, wegen seiner täglichen Streitigkeiten mit ihm, genöthigt gesehen, weiter zu ziehen. Nun bemerkten uns auch die beiden Jäger und kamen auf uns zu. **Pinar** redete mich an, und sagte mir, er wolle mir eine halbe Stunde weiterhin einen guten Lagerplaz weisen. Diese Nachricht war mir sehr erfreulich, und ich folgte ihm mit meiner ganzen Karawane dahin. Nur Schade, daß ich auch **Pinar's** Wagen dort traf! — Dennoch bewirthete ich ihn

aus Erkänntlichkeit. Ich konnte aber mit aller Vorsichtigkeit nicht verhüten, daß nicht ein Streit, zwischen Bernfry und Schönmaker ausbrach, den ich jedoch beizulegen, und dabei die beiden Feinde mit einander auszusöhnen, das Glük hatte.

Bernfry wohnte einige Stunden weiter in einer etwas fruchtbarern Gegend; er forderte mich auf, mein Vieh dahin zu schikken, damit es sich wieder erholen könnte. Ich befolgte diesen Vorschlag, doch überzeugte ich mich zuerst von der Wahrheit seiner Angabe. Inzwischen bemühte sich Pinar, mir meine Leute zu verführen, und es gelang ihm einiger Massen bei Klaas Baster und einem Hottentotten, die sich aber bald wieder eines bessern besannen, und Pinar, der jezt meine Vorwürfe fürchtete, verließ mich.

Ich schikte nun meine abgemärgelten Ochsen auf Bernfry's Weide, und schlug mit meinem übrigen Vieh und Gefolge mein Lager in einem Gehölze an dem Flusse auf, wo unsre Pferde, Schafe und Ziegen ziemlich gutes Futter, und wir durch Fischfang und Jagd unsern reichlichen Unterhalt fanden; auch konnten wir hier ohne viele Mühe Flußpferde schiessen, deren wir mehrere erlegten.

In diesem Lager besuchten mich die Hottentotten von verschiedenen benachbarten Horden der Groß-Namaquaer und der Kaminuquaer, und boten mir treuherzig ihre Dienste an. Sie sagten mir auch, daß ich einige Tagreisen weiter nordwärts Dschiraf-

fen (Kamelpardel) und Rhinozerosse finden würde. Dies war eine starke Lokkung für mich. Da nun meine Ochsen bei dem ungewohnten Futter, denn es gab hier nichts, als Buschmannsgras für sie, statt sich zu erholen, immer mehr abfielen, und endlich nicht viel besser, als Gerippe aussahen, und da die Dürre immer anhielt, und ich mich leider überzeugen mußte, daß ich mit meinen Gespannen unmöglich weiter fortkommen könnte, so entschloß ich mich, meine ganze Karawane hier an dem Flusse zu lassen, wo sie doch einigen Unterhalt fand, und mit einem kleinern Gefolge von acht meiner Schüzzen, worunter auch **Klaas Baster** war, in Begleitung einiger Namaquaer, einen Streifzug in die nördlichen Gegenden zu machen, wohin die Begierde, Dschiraffen zu schießen, mich zog. Ich miethete Ochsen zum Tragen des Gepäks, und trat den Marsch an. Die Gegend, durch die ich zog, war äusserst dürre, doch fanden wir eine Quelle, welche ich die **Sekretärsquelle** nannte, weil ich einen Sekretärsvogel (Falco Serpentarius) dabei schoß; auch kamen wir in einen kleinen Hottentottenkraal, mit dessen Bewohnern ich auf die Flußpferde Jagd machte.

Ich zog weiter zu dem **Gamma**= oder **Löwen**=flusse, in welchem ich nur einen ausgetrökneten Regenstrom fand, dessen Ufer jedoch mit dikbelaubten Bäumen besezt war, deren Schatten uns erquikte. Wir brachten die Nacht unter einem sehr grossen Sinnbaume (Mimosa) zu.

Am folgenden Morgen brachte mir ein Namaquaer die erfreuliche Nachricht, er habe nicht weit von da eine Dschiraffe gesehen. Ich sezte mich sogleich mit **Bernfry** zu Pferde, und suchte das erwünschte Thier auf. Wir sahen es; aber es entkam uns; worüber ich sehr mismuthig ward. Doch zwei Tage nachher war ich so glüklich eine Dschiraffe zu erlegen. Dies lang ersehnte Glük machte mich trunken vor Freude. — Ich wandte nun alle Sorgfalt auf die Erhaltung der Haut des seltenen Thiers, und es gelang mir, sie so zuzubereiten, daß sie sich vollkommen erhielt.

Aus einem benachbarten Kraale besuchten mich **Kaminuquaer** sehr häufig, um von dem Ertrage meiner Jagd zu schmausen; denn bei unsrer Quelle hatte ich täglich Gelegenheit, so viele Antelopen zu schießen, als ich nur wollte, und ein benachbarter Hügel versah meine Küche mit Feldhünern. Auch an anderm Gewilde war hier kein Mangel.

Um meine Dschiraffenhaut in Sicherheit zu bringen, kehrte ich zu meinem Lager am Oranienflusse zurük. Ich fand daselbst zu meinem Schrekken den **Matthis Moodel**, und Unordnung herrschte unter meinen Leuten.

Am 14ten Dezember verließ ich abermals mein Lager in Begleitung eines Trupps Kaminuquaer, um einen neuen Streifzug nach Norden hin zu machen. Tags darauf kamen wir (unter 27°5′) zu einer warmen Quelle. Wir passirten den jezt höher

angeschwollenen Löwenfluß wieder, und lagerten uns am vierten Tage in einer schönen schattigen Gegend am Flusse, wo wir bei der grossen Hizze die angenehmste Erquikkung fanden. Nahe am Flusse entdekte ich eine übermäßig salzige Quelle. Ich sammelte in dieser Gegend auch schöne Mineralien. Nicht minder ergiebig war hier die Jagd.

Meine Leute stießen auf einige **Groß-Namaquaer**, und ich besuchte dann ihren Kraal, wo ich sehr gut aufgenommen wurde. Ich kaufte hier eine Anzahl Ochsen ein, die ich in mein Lager schikte.

Ich zog dann weiter ostwärts um an einen Fluß zu kommen, von welchem man mir sagte, es sei eben der **Löwenfluß**; aber er war ausgetroknet. In der Gegend gab es sehr viele Perlhüner, daher nannte ich sie das **Perlhünerlager**. Tags darauf waren wir so glüklich, eine treffliche Quelle zu finden, welche ich die **Schildkrötenquelle** nannte, weil ich eine Schildkröte von einer mir unbekannten Art dabei traf. **Bernfry** schoß eine Dschiraffe.

Am folgenden Tage gelangten wir zu dem ausgetrokneten **gewundenen Flusse** (Draay-Rivier) in welchem sich eine Heerde Büffel gelagert hatte. Wir fanden bloß in einigen Pfüzzen Wasser. — **Bernfry** verließ mich, nachdem ich einen Streit wegen seiner Brutalität mit ihm gehabt hatte.

Wir zogen weiter und kamen durch ganze Heerden von Elefanten und Büffeln, die hier das weni-

ge in einzelnen Löchern der ausgetrokneten Flüsse und Bäche stehen gebliebene Wasser aufsuchten.

Ich kam hier zu einer zahlreichen namaquaischen Horde, und ließ bei ihrem Kraal an einer Quelle mein Lager aufschlagen. — Am 6ten Januar (1785?) verließ ich die freundschaftliche Horde. Die Schwester des Befehlshaber beschenkte mich mit einem sehr schönen Affen, den sie äusserst lieb hatte, und mehrere Namaquaer begleiteten mich als Wegweiser, um mich zu einer Horde der Koraquaer zu führen, die ich besuchen wollte. Wir trafen auf diesem Wege auf eine grosse Heerde von Büffeln, von welchen wir zwei erlegten. Ich schikte inzwischen zu den Koraquaern, um sie an dem Ertrage meiner Jagd Theil nehmen zu lassen. Es kamen ihrer ungefähr dreißig, mit welchen ich am folgenden Morgen, durch eine von der Hizze ganz verbrannte Ebene, in ihren Kraal zog. In diesem Kraal herrschte Verwirrung und Anarchie; der Befehlshaber der Horde war vor Kurzem gestorben. Die ganze Horde ward nun vom Parteigeist zerrissen; denn diese Koraquaer konnten über die Wahl eines Oberhaupts nicht einig werden, und der Bürgerkrieg brach unter ihnen aus; es floß Blut. Ich bemühte mich bei meiner Ankunft, diese Unruhen zu dämpfen; es gelang mir; aber die Folge davon war, daß ich nun selbst zum Befehlshaber dieser koraquaischen Horde erwählt wurde. Ich benüzte diesen Umstand, und ließ einen Mann, Namens **Haripa**, von welchem ich wußte, daß er die

meisten Stimmen für sich gehabt habe, zum Oberhaupt ausrufen, und sezte ihm, um ihn auszuzeichnen, eine Grenadiersmüzze, die mir Oberst Gordon mitgegeben hatte, statt der Krone feierlich auf das Haupt. Dies wirkte, und die Harmonie ward wiederhergestellt.

Ich hatte hier Gelegenheit eine Menge Antelopen zu schießen; auch fand ich sehr viele neue Pflanzen. Ich kaufte von den Koraquaern Ochsen und Ziegen für einen Spottpreiß. Diese Ziegen waren von der schönsten Rasse, die ich je gesehen habe. Ich nahm einen trefflichen Bok für **Liewenberg** mit.

Von hier beschloß ich nun einen Streifzuge zu den **Huswanaern** *) zu machen, von welchem Volke ich sehr viel Sonderbares gehört hatte, und es erboten sich mehrere Koraquaer mir dabei zu Wegweisern zu dienen, welches ich annahm.

Wir zogen nun zu einem 5 Stunden von dem Kraale entfernten Flusse, welcher Fischfluß genannt wird. Ich fand mich hier in einem ganz neuen Lande, das für mich ganz neue Thiere und Pflanzen hatte. Hier gibt es wilde isabellfarbige Esel, und eine Menge grosses und kleines Gewild von allerlei Arten. Ich stieß auch auf zwei Rhinozerosse, von welchen wir das größte schossen. Ich sah auch sehr viel schönes Geflügel, worunter angenehm singende Vögel waren, und fand eine ungemein prächtige

*) M. s. den Nachtrag im nächstfolgenden Bande d. W.

7 Fuß hohe Lilie, die ich samt der Zwiebel ausgraben ließ.

Wir hatten uns am 14ten Februar an dem Fischflusse gelagert; den wir verließen, sobald wir uns des Brauchbarsten von dem erlegten Rhinozerosse bemächtigt hatten, um zu einer Horde von **Kabobiquaern** zu gelangen, zu welchen der Weg über dürre Berge, und durch enge Schlüfte gieng. Die guten **Kabobiquaer** nahmen mich eben so freundschaftlich auf, waren aber auch eben so neugierig, wie die **Koraquaer**, denn sie hatten noch nie einen Weißen gesehen. Eben so neu waren diesen Wilden meine Handelsartikel. Ich kaufte dem Befehlshaber einen herrlichen Streitochsen ab, den er selbst abgerichtet hatte.

Nachdem ich mich einige Zeit bei dieser Horde aufgehalten hatte, zog ich von Wegweisern begleitet, weiter zu einer andern. Am ersten Tage wurden wir von einem fürchterlichen Gewitter mit Sturm, Bliz und Schlagregen überfallen, dergleichen ich noch nie erlebt hatte. Wir erreichten darauf einen Wald, an dessen Rande wir bis zu einem hochangeschwollenen Regenbache hinzogen. In kurzer Zeit kamen wir dann zu der zweiten Horde von Kabobiquaern, welche wir die **Horde der Pantoffelträger** nannten, weil sie, wegen des Bodens, eine Art von Sandalen trugen, und wurden von derselben sehr freundschaftlich aufgenommen. Die Horde war aber sehr arm; doch nichtsdestoweniger gastfrei und

freigebig gegen mich. Meine Schüzzen mußten sie dafür mit Wildprät versehen. Diese Leute litten sehr viel von den räuberischen Streifereien der Huswanaer. Die Erzählungen, welche meine Leute hier von den so gefürchteten Huswanaern und ihrer Furchtbarkeit anhörten, machten sie schwierig; sie merkten, daß ich mit ihnen zu diesen schröklichen Leuten ziehen wollte, und weigerten sich aus Feigheit, mich zu begleiten; da ich es ihnen aber frei stellte, mich zu verlassen, und mich mit meinen Getreuen allein das Abentheuer bestehen zu lassen, so ward ihre Furchtsamkeit wieder der Grund, daß sie blieben; denn ohne meinen Schuz glaubten sie vor den Buschmännern nicht sicher zu seyn. Ihre Zaghaftigkeit machte mir jedoch vielen Verdruß. Mein treuer Klaas erbot sich, auf jeden Fall, mit fünf seiner Landsleute mich zu begleiten, wenn auch die Anderen zurükbleiben wollten. Diese edelmüthige Erklärung entzükte mich; ich machte sie den Uebrigen kund; aber nun wollte mich Keiner mehr verlassen.

Wir zogen durch eine dürre Wüste, die voll Salz war; auch lagerten wir uns am ersten Tage an einem Salzteiche. Die Reise ward bei der brennenden Sonnenhizze immer beschwerlicher; besonders plagte uns der Salzstaub. Wir näherten uns den Bergen, in welchen die Huswanaer hausen sollten, und die Muthlosigkeit meiner Leute brach aufs neue aus. Ich gieng daher nur von vieren meiner Getreuen begleitet in das Gebirge, wo wir von Felsen

zu Felsen klettern mußten. Wir kamen zu einem Bache, und sahen im Hintergrunde einen Kraal. Die Weiber, die uns zuerst erblikt hatten, erhoben ein Geschrei, und sogleich erschien ein Trupp Männer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Sie giengen in die Schlucht, und stellten sich auf einen Hügel, um uns zu beobachten. Vergebens machte ich ihnen aller Arten Friedens- und Freundschafts-Zeichen; sie verstanden sie nicht. Ich näherte mich einer Hütte, und legte Geschenke hin. Sie nahmen sie, wie es schien, mit Wolgefallen auf, als ich mich wieder entfernt hatte; doch zogen sie sich noch immer vor uns zurük. Endlich gelang es mir durch vorgehaltenen Tabak und Glaskorallen Einen des Trupps zu bewegen, daß er zu mir hervortrat. Ich erstaunte, einen Schwarzen in ihm zu finden; denn die Huswanaer sind nur gelbbraun; und noch mehr, als er mich hottentottisch anredete. Meine Begleiter erstaunten eben so sehr, einen Mann ihres Volks in ihm zu erkennen. Der Freundschaftsbund war nun bald geschlossen; ich theilte Geschenke unter den Trupp aus, und kehrte, weil es schon spät war, in mein Lager zurük, das ich am folgenden Tage an dem Bach im Gebirg aufschlagen wollte. Der Hottentotte erklärte den Huswanaern, unter welchen er lebte, mein Vorhaben, wir schieden als gute Freunde von ihnen, und er begleitete mich. Er war wegen erlittener Mishandlungen aus den holländischen Kolonien entflohen. Seine Ankunft sezte meine zurükgebliebenen Leute in grosses Erstaunen.

Am folgenden Morgen zog ich nun mit Sak und Pak an den Bach ins Gebirge, zu den Huswanaern, die nun sehr freundschaftlich sich gegen uns betrugen. Dennoch konnten meine feigen Leute ihre Furcht und ihr Mistrauen nicht ablegen.

Ich hielt mich mehrere Tage bei diesen brafen Leuten auf, und endlich vermochte ich sie, mich bis zu dem Fischflusse zu begleiten, welches meinen furchtsamen, argwöhnischen Leuten gar nicht angenehm war. Wir zogen gerade nach Südwesten durch das Gebirge; wir kamen aber bald in eine äusserst dürre Gegend, die wir dann wieder verließen, um uns an die Berge zu halten, wo der Weg jedoch abscheulich war. Wir zogen zwei Tage längs der Bergkette hin, und fanden hier immer gute Weide, und von Zeit zu Zeit auch Wasser. Da diese Berge sich nach Süden hin strekten, so entschloß ich mich, nach einer andern Bergkette zu wandern, die sich in Westen ausdehnte, und mir beträchtlicher schien. Die Huswanaer riethen mir dazu; aber da ich, um dahin zu gelangen, durch eine dürre Sandwüste, von wenigstens 24 Stunden in der Breite ziehen mußte, so ließ ich meine Leute und Thiere vorher zwei Tage ausrasten, und versah mich durch die Jagd mit Lebensmitteln.

Am bestimmten Tage brachen wir dann in der Frühe auf, und begannen den sehr beschwerlichen Marsch. Tags darauf kamen wir zu einer Horde,

die mit einer pestartigen Krankheit behaftet war; wir eilten daher, diese Unglükgegend zu verlassen, und kehrten wieder durch die dürre Wüste nach Osten zurük; doch wurden wir durch Regen erfrischt. Nachts erblikten wir Feuer in der Ferne, und eilten am folgenden Tage darauf zu. Unsere Ankunft sezte die ganze Horde, auf die wir nun stießen, in Schrekken; ich beruhigte die guten Leute bald wieder, aber ihr Mistrauen war nicht so schnell gehoben; doch gelang es mir, sie uns zu Freunden zu machen, und einen Friedenstraktat zwischen ihnen und den Huswanaern zu Stand zu bringen. Wir fanden hier gutes Wasser und schöne Weide; daher erholte sich unser Vieh sehr bald, und wir sezten dann unsre Reise längs der Bergkette fort, die sich sodann nach Westen zog.

Da wir uns von der westlichen Gegend, wo jene Pest herrschte, zu entfernen suchten, so wollte ich nun den nächsten Weg einschlagen, um wieder an den Fischfluß zu gelangen; zu dem Ende führten uns die Huswanaer durch ihnen bekannte Felsenklüfte und gefährliche Engpässe über das Gebirg. Auf dem Rükken desselben erblikten wir den Fischfluß, der sich in der Tiefe zwischen Bäumen hindurch krümmte. Das Hinabsteigen war sehr beschwerlich; wir brachten deswegen die Nacht in dem Gebirge zu, in einem reizenden Thale, das ein frischer Bach bewässerte.

Am darauffolgenden Tage erreichten wir endlich

den Fluß, und meine zaghaften Leute fiengen an, wieder freier zu athmen. Die Huswanaer machten nun Anstalten, uns zu verlassen; vorher gab ich ihnen noch ein kleines Fest, und stellte ein Scheibenschießen mit Bogen und Pfeilen an. Endlich trennten sie sich von uns, und ich gestehe, daß der Abschied mir wehe that.

Wir zogen nun auch weiter nach dem Oranienflusse, dessen Krümmungen ich einige Zeit folgte. Ich gieng, nach dem Rathe meiner Leute, in das Gebirge, wo ich eine großnamaquaische Horde in einem lachenden Thale traf. Hier erfuhr ich, daß mein Lager am Oranienflusse *) in guten Umständen wäre; auch hatte ich hier Gelegenheit zu einer merkwürdigen Löwenjagd.

Ich nahm nun den kürzesten Weg zu meinem Lager. Ich stieß auf mehrere Dschiraffen, und erlegte ein altes Weibchen derselben. Unter Wegs konnte ich auch Ochsen einkaufen. Der schrökliche Südostwind plagte uns aber hier ausserordentlich.

Endlich erreichte ich nach so vielen überstandenen Beschwerlichkeiten mein Lager glüklich wieder, und auf beiden Seiten war die Freude äusserst groß. — Der Regen hatte während meiner Abwesenheit die ganze Gegend erfrischt und neu belebt. Swanepoel hatte um meinetwillen viele Unruhe ausge-

*) Nämlich weiter unten am Flusse.

standen, und nun freute er sich herzlich über meine unerwartete Wiederkunft.

Ein widriger Zufall verbitterte uns aber dies Vergnügen. Ein Trupp Buschmänner raubte mir bei Nacht, als die Hüter eingeschlafen waren, die neugekauften Ochsen, die noch auf der andern Seite des Flusses hatten bleiben müssen. Mit vieler Beschwerlichkeit und Mühe verfolgte ich mit einem Theile meiner Leute die kühnen Räuber, und war so glüklich ihren Schlupfwinkel aufzufinden, und ihnen mein Vieh wieder abzunehmen. Auf dem Rükwege suchten sie mich aber bei Nacht zu überfallen; doch mußten sie unverrichteter Dinge wieder abziehen. Ich wollte Menschenblut schonen, sonst hätte ich eine grosse Niederlage unter ihnen anrichten können.

Dieß Alles hatte ich den Schurken **Moodel** und **Bernfry** zu danken, die es mit den Buschmännern hielten.

Ich traf nun Anstalten, den Oranienfluß zu verlassen, um ins Kapland zurükzukehren. Diese Reise-Anstalten machten mir grosse Sorge, da so Vieles an meinen Wagen u. s. w. auszubessern war, und meine neugekauften Ochsen erst zum Ziehen abgerichtet werden sollten; sie waren so ungelehrig und so widerspännstig, daß beinahe alle Mühe vergeblich war. Vor meiner Abreise stieß noch ein Haufen Hottentotten zu mir, welche umher reisende Viehhändler waren.

Endlich reiseten wir am 27sten Mai vom Oranienflusse ab, und Tags darauf kamen wir auf die Stelle eines alten, längst verlassenen Kraals, wo wir uns lagerten. Hier aber hätte ich beinahe meinen Untergang gefunden; denn hier war der ganze Boden mit dem Kothe des vormals hier gestandenen Viehes bedekt, und dieser, der allmälich zerstampft, und mit Erde überzogen worden war, bildete nun eine Art von Torfbank, einen brennbaren Boden, der durch unser Feuer wirklich in Brand gerieth, und uns beinahe verschlungen hätte. Dies Schiksal traf jedoch nur Einen von meinen Ochsen; die übrigen Thiere und Menschen wurden gerettet, und meine drei Wagen standen zum Glükke über dem Winde, und konnten noch in Zeiten von meinen Leuten weggeführt werden. Dieser Erdbrand war ein gräßliches Schauspiel! —

Wir zogen am folgenden Tage weiter, und kamen zu einem verlassenen Häuschen, an einer Quelle, bei welchem ein Garten angelegt war. Es hatte Schönmaker'n gehört, und ich wies es nachher einer unglüklichen Kolonistenfamilie an. Ich hielt mich fünf Wochen in dieser angenehmen Einsiedelei auf, und durchstreifte die ganze Gegend.

Wir sahen viele Flußpferde und grosse Heerden von Elefanten. Auch stieß ich auf drei herumstreifende Hottentotten, die sich sehr verdächtig machten. Mit einer Horde von Klein-Namaquaern machte ich auf Spring-Antelopen Jagd, von welchen die-

selben eine Heerde von 60, bis 80,000 Stük zusammengetrieben hatten.

Nun sezten wir unsre Reise weiter fort; bald aber befiel mich eine hier zu Lande sehr gefährliche Krankheit, nämlich ein Halsweh mit einem heftigen Fieber begleitet. Ich mußte nun liegen bleiben, und da ich weder einen Arzt, noch Arzneien hatte, so sah ich einem gewissen Tode entgegen; denn mein Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Das Mitleiden führte einen Klein-Namaquaer zu mir, der mich zu kuriren versprach, wenn ich mich ihm anvertrauen wollte. Ich überließ mich ihm; denn ich hatte wol wenig mehr zu verlieren; und er stellte mich gänzlich wieder her. Das einzige Mittel, das ich gebrauchen mußte, war der Saft eines balsamischen Krauts, das eine Art Salbei *) seyn soll; von demselben machte man mir warme Umschläge; auch mußte ich mich mit diesem Safte gurgeln.

Ich belohnte meinen hottentottischen Arzt nach beßten Kräften, und machte dann Anstalten, meine Rükreise weiter fortzusezzen. Ich tauschte von **Engelbrecht**, den ich wieder besuchte, ein Paar Deichselochsen ein, und fand auch **Westhuysen's** heroische Tochter, welche ganz allein in einer hottentottischen Hütte eine Viehheerde bewachte. Bei ihren Aeltern, die sich nun mit **Klaas Baster** ganz

*) Dies ist wol möglich; denn man gebraucht ja auch bei uns den Salbei zum Gurgeln in Halskrankheiten.

ausföhnten, blieb ich einige Zeit, um mich vollends zu erholen, und belustigte mich mit der Jagd.

Ich zog sodann an den Schwarzdornfluß, und in das südlich von demselben liegende Gebirge, wo nicht nur die Wege ganz abscheulich waren, sondern auch Buschmänner sich verstekt hatten, welche die Gelegenheit wahrnahmen, meine Ochsen wegzutreiben. Die Räuber wurden aber von meinen Leuten eingeholt, zwei derselben getödtet, und alle meine Ochsen, bis auf drei, zurükgebracht.

Ich eilte nun diese gefährliche Gegend zu verlassen, und erfuhr unter Wegs, daß meines Baster's Horde die Nameroberge verlassen habe, und jezt in meiner Nähe gelagert sei. **Klaas Baster** war noch bei mir, und ich machte mir eine Freude daraus, ihn selbst wieder zu den Seinigen zu bringen. Auch **Schönmaker** hatte sein Lager in der Nachbarschaft aufgeschlagen, und ich zögerte nicht, mich in die Arme dieses guten Mannes zu werfen. Ich versprach ihm am Kap Pardon auszuwirken, und ich war so glüklich, ihm Wort halten zu können.

Ich schied nun von allen diesen guten Leuten, und sezte meine Reise weiter fort. Ich schikte meimeine Karawane voraus an den Elefantenfluß, und zog mit einem kleinen Gefolge auf einem andern Wege dahin. Wir schliefen die erste Nacht auf einem Bergrükken, wo es empfindlich kalt war; überdies mangelte es uns auch an Lebensmitteln. Tags

darauf kamen wir zu einem Kolonistenhofe, wo wir sehr gastfrei bewirthet wurden. Wir zogen dann weiter über das Gebirg, und kamen nach drei Tagen zu **van Zeil's** Hofe, wo meine Karawane mich schon erwartete. Die hottentottischen Viehhändler schieden nun auch von mir, und wir reiseten weiter nach dem **Herrenlogement**, wo alles jezt schön grün war; aber die Weide war von den Heerden der benachbarten Kolonisten abgefressen und zertreten. Ich wandte mich daher nach dem **verlorenen Valley**, und kam zu dem gleichnamigen See, der nur durch schmale Sanddünen von dem Meere getrennt ist. Ich fand daselbst allerlei Wassergeflügel.

Ich blieb eilf Tage in dieser Gegend und vermehrte meine Sammlung von Vögeln mit 132 neuen Stükken. Von da schikte ich meine Karawane ins Schwarzeland zu Freund **Slaber**, und ich selbst besuchte mit einem kleinen Gefolge die Helenenbai, von welcher ich längs dem Meere hin mich zu der Saldanhabai begab. Beide Baien waren voll von Wallfischen.

Ich eilte nun zu dem guten **Slaber**, dem ich nach seinem Wunsche, einen herrlichen Stier mitbrachte; aber ich faud den lieben Mann tödtlich krank; auch starb er bald nachher. Meinem Freund **Liewenberg** brachte ich den für ihn eingekauften schönen namaquaischen Bok, nebst einer Ziege, welches ihm viele Freude machte.

Da ich jezt nach dem Rathe eines europäischen

Freundes eine Reise nach Madagaskar unternehmen wollte, so verkaufte ich meine Ochsen, verschenkte mein übriges Vieh, und vertheilte Alles, was mir nun entbehrlich war, unter meine Hottentotten, die ich dann nach der Kapstadt beschied, wo sie ihren Lohn abholen sollten.

Endlich kam ich nach einer Abwesenheit von sechzehen Monaten wieder am Kap an, und wurde von meinen Freunden herzlich bewillkommt. Aus meiner Reise nach Madagaskar ward aber nichts, da der Schiffskapitän, mit welchem ich diese Fahrt machen sollte, ein allzu unfreundlicher Mann war. Ein andrer Umstand, der mich nach Europa zurükzog, kam noch hinzu, und ich entschloß mich, ohne weiters dahin zurükzukehren.

Am 14ten Julius 1784 *) segelte ich am Bord

*) Hier stekt zuverlässig ein Irrthum; überhaupt herrscht in Le Vaillant's Jahrzahlen eine grosse Verwirrung. Nach seiner eigenen Angabe kam er von seiner ersten Reise durch das Hottentottenland im März 1783 in die Kapstadt zurük. Im Oktober desselben Jahrs (m. s. seine 2te Reise, I. B. S. 102) reiste sein Freund Boers nach Europa zurük. Im Mai darauf (folglich 1784) trat Le Vaillant seine zweite Reise an, von welcher er nach einem Zeitraum von 16 Monaten (folglich im September 1785) zurük kam, und doch sagt er hier, er sei im Julius 1784 nach Europa abgesegelt!!!

des Schiffes Ganges vom Kap weg, und kam im Oktober nach einer verdrüßlichen Fahrt auf der Rhede von Vliessingen an, von wo ich dann nach Paris reiste, nachdem ich fünf Jahre auf meine Reisen verwendet hatte!

Ende des siebenzehnden Bandes.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrmann, Theophil Friedrich,

Geschichte der merkwürdigsten Reisen welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Land unternommen worden sind

Bd.: 17

Frankfurt am Main (1797)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 2322 -17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11247782-6
VD18 80339093